Sm 876 25.–

(Chr. Heinr. Spiess)

1. A. 2 Bde. in 1.

Mit 2 Titelkupfern.

J. Berka del. et sc. Pragæ

Biographien

der

Selbſtmörder.

(v. Spiess, Christian Hein

Laßt uns die Unſchuld oft im größten Unglück ſehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen,
Dies Mitleid heiligt unſre Herzen — —

Gellert.

Leipzig,
in der von Schönfeldſchen Handlung.
1785.

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *
1950.2908

Vorrede.

Ich will nicht ſchaden, ſondern, wo möglich nützen! Ich bin kein Vertheidiger des Selbſtmordes, und will noch weniger, — Gott bewahre mich für den Gedanken! — Proſelyten dieſer Art zu machen ſuchen. Aber ich habe inniges Erbarmen mit dieſen Unglücklichen, die, wenn man die Sache gründlich unterſucht, ſich ſelten freywillig morden, ſondern durch harte, untreue, unempfindliche Menſchenſeelen zu dieſer That gezwungen werden. Dies können am beſten ihre Biographien beweiſen, und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, werden ſie hie und da gewiß Nutzen ſtiften.

Ich will den Jüngling warnen, daß er nicht leichtſinnig mit der Tugend ſeines

Mäd-

Mädchens ſcherze, und dann durch ſeine Untreue ihr Mörder werde. Ich will das unerfahrne Mädchen durch ſchreckliche Beyſpiele aufmerkſamer auf ihre Gefahr, ſorgfältiger gegen ihre Tugend machen. Ich will dem gutthätigen, empfindſamen Herzen zeigen, daß eine geringe aber liebreiche Hülfe oft des Menſchen Leben rettet, und dem reichen Geitzhals beweiſen, daß er vorſezlich morde, wenn er ungerührt das Bitten des Elenden hört, und nicht hilft, wo er doch helfen kann, helfen ſoll, helfen muß. Ich will endlich dem Verzweifelnden ſelbſt den thätigſten, größten Troſt reichen, wenn ich ihm durch ächte Beyſpiele beweiſe, daß in der äuſſerſten Noth, in der ſchrecklichſten Lage noch Rettung, noch Hülfe möglich iſt, daß die Vorſicht den Hoffenden nicht verläßt, und den Harrenden gewiß rettet.

Habe ich meine Abſicht nicht erreicht, ſo war ſie es doch, und will man mich lieblos beurtheilen, ſo nehme man wenigſtens darauf Rückſicht.

Inhalt.

Seite

Selbſtmörder aus Liebe.

Sophie L***n. 1

Karoline von F****n. 10

Prinzeſſinn Sophie von ----. 20

Lieſchen und Jakob 45

Pater Hyazinth 58

Johanna und Ubaldus 72

Karl und Marie 107

Selbſtmörder aus Armuth.

Der arme Auguſt 130

Frau F—. 152

Lieutenant von — 167

Selbſt=

Selbſtmörder aus Ehrgeiz.

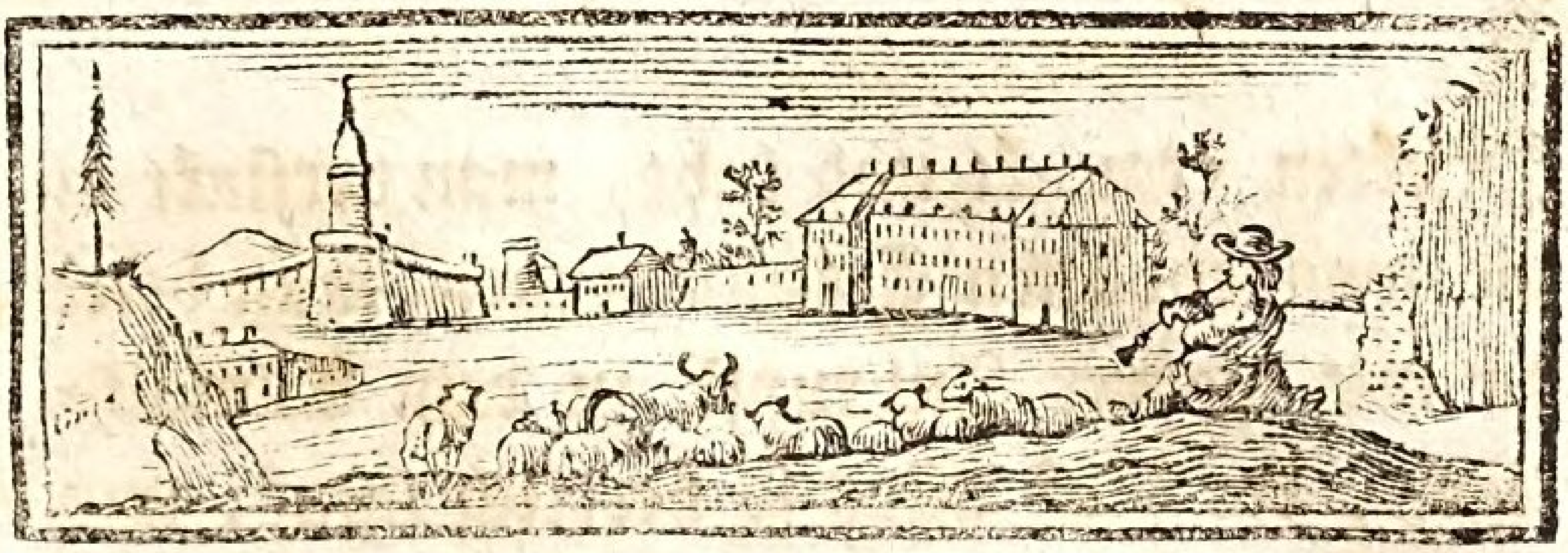
Major L—. 180

Pater Aemilian. 189

* * *

Martin Hauſe, Böſewicht und Selbſtmörder 210

Anton Leiter, Mutter und Selbſtmörder 223



Selbſtmörder aus Liebe.

Sophie L***n.

Am Ufer der ſchifreichen Donau, nahe bey W—, liegt ein angenehmes, ſchönes Wäldchen. Empfindſame, ſtille Seelen wandeln faſt täglich in ſeinem Schatten. Dürre und ſtaubicht iſt der Weg, der dahin führt; aber groß und herrlich ſind die Freuden, die man in dieſem Wäldchen genießt. Auf jedem ſchwankenden Aſte, in jedem niedrigen Geſträuche frohlockt und klagt die holde Nachtigall. Vögel aller Gattungen zwitſchern und ſingen auf der moſigten Eiche und in den Gipfeln der Buche. Ein heller Bach, der nach der Donau hinabrollt, macht durch ſein ſanftes Murmeln das Konzert vollſtimmig. Kurz, das ganze Geſchwirre, das Liſpeln der Bäume, das Geſumme der

Inſekten erquickt und labt, man verſinkt in die wonnevollſten Empfindungen, man betet da mit wahrer Inbrunſt zu dem Allmächtigen, der dieß alles ſo herrlich ſchuf, und dem Menſchen zum Genuße ſo liebreich darſtellte.

Heiter und ſchön war der Frühlingstag, an dem ich dieß ſchöne Wäldchen zu beſuchen eilte. Schon hatte ich den ſtädtiſchen Zwang von mir geworfen, weggehaucht jede Sorge, die mich drückte, als mein Auge am Stamme einer hundertjährigen Eiche ein ſitzendes Frauenzimmer erblickte. Weiß war ihre Kleidung, braun ihr lockichtes Haar, das ein ſchwarzer Sommerhut deckte. Still und kummervoll ſas ſie da, Thränen rollten über ihre Wangen, und träufelten unbeklagt in den ſchönſten Buſen. Ihre weißen Hände rißen ringsumher ſproſſende Blumen ab. Dann und wann blickte ſie ſtarr in die Ferne, hub wieder ihr naſſes Auge in die Höhe, und ſuchte durch die dunklen Aeſte den Himmel, dem ſie ihr Leiden zu klagen ſchien. Innige Theilnehmung, nicht ſchadenfrohe Neugierde führten mich näher zu ihr. Ich wollte mit ihr reden, ſie tröſten. Schon war ich ihr ſehr

nahe

nahe, als ſich auf einmal ihr blaſſes Geſicht färbte, wüthend rollte ihr großes Auge, und ängſtlich wallte der halbentblößte Buſen; mehr als einmal verſuchte ſie aufzuſtehen, aber eben ſo oft ſank ſie kraftlos zurück. Ich ſprang hinzu, unterſtützte ſie, und fragte liebreich nach der Urſache ihres Kummers.

O dort! dort! rief ſie mit banger Verzweiflung, und bezeichnete mit der Hand eine Gegend, in der ich eine Mannsperſon mit einem Frauenzimmer am Arme wandeln ſah. Halb errieth, halb muthmaßte ich nun die Urſache ihrer Thränen. Armes, verlaſſenes Mädchen! Ja wohl verlaſſen! jammerte die gute Seele, und verbarg ihr glühendes Geſicht an meiner Bruſt. O wenn ſie wüßten! O Gott ſteh mir bey! O es iſt nicht zu ertragen! Sey du mein Rächer dort oben! ſprach ſie und weinte vom neuen. Wer hätte hier nicht mitgeweint? Meine Thränen floßen, ſie ſah's, ergriff ſchnell ihr Schnupftuch, und trocknete mit einer unnachahmlichen Grazie meine Wangen. Dank für ihr Mitleid, ſtammlete die Holde, aber ich muß. — — Hier riß ſie ſich heftig los, und wankte dem kommenden Paare

entgegen. Ich folgte, und hofte Retter der Unglücklichen zu werden. Schon war ſie den Spatzierenden ſehr nahe, als ſie der Monſieur auf einmal erblickte. Ich ſah, wie er erſchrack, wie ſein Fuß mehr zurück als vorwärts arbeitete, wie er ausweichen wollte, und doch nicht konnte. Endlich hüpfte er mit einer Keckheit, die ſein ganzes ſchwarzes Herz entdeckte, einige Schritte auf die Seite, zog ſeine Begleiterinn ſchäkernd nach ſich ins weiche Gras, pflückte Mayenblümchen, und ſteckte ſie tändelnd an ihren Buſen. Meine Unbekannte ſtand nun gerade gegenüber, und ſah traurig dem Spiele zu. Oft ſtreckte ſie, vielleicht des nämlichen Spiels gewohnt, die Hand nach den gepflückten Blumen aus, und zog ſie, wenn der Treuloſe ſeiner Begleiterinn Buſen damit zierte, getäuſcht zurück. Letztere wurde endlich aufmerkſamer. Wer iſt das Mädchen? fragte ſie lächelnd. Er raunte ihr etwas in die Ohren. Ach dieſe! rief ſie ganz laut aus, und maaß die Aermſte mit einem ſpöttiſchen Blicke. Sie wird doch auch auf unſere Hochzeit kommen? — — — Mehr ſchien die gute Seele nicht hören zu wollen, ſie rannte ſchnell fort. O

wäre

wäre ich ihr nachgeeilt! Aber ich wollte erſt mit dem Elenden reden, und ſah zu ſpät, wie ſie ſich durch Dornen und Geſträuche zum Ufer der Donau hinabarbeitete. Ich muthmaßte ihren verzweifelnden Entſchluß, und ſprang hinzu; aber die Wellen ſpielten ſchon mit ihrem ſchwarzen Sommerhute. Noch einmal ſtreckte ſie ihre weiße Hand aus den Fluten empor, und dann verſchwand ſie ganz. Fiſcher, die am Ufer angelten, eilten auf mein Geſchrey herbey, ich zeigte ihnen den Ort, wo ich zum letztenmale ihre Hand ſah, und in wenig Minuten zog man die Unglückliche aus dem Waſſer. Voll freudiger Hoffnung, ſie noch zu retten, faßte ich ſie in meine Arme; aber — ſchrecklicher Anblick! — Blut und Waſſer floß in gleichen Strömen von ihr herab. Sie war, als ſie ſich in den Strom ſtürzte, auf einen Pfahl gefallen, und hatte ihre Bruſt, unter der ein zu leichtgläubiges Herz ſchlug, zerſchmettert. Ich konnte den jammervollen Anblick nicht länger ertragen, mein Arm ſank, und ſo gleitete die Entſeelte ins Gras hinab. Feſt ſchloß ſich das naſſe Kleid an ihre Lenden, und ich ſah nun deutlich, daß ſie bald Mutter ge-

worden

worden wäre. Kalter Schrecken durchbeb-te mich, ich wollte athmen, und vermoch-te es nicht, ich wollte weinen und konnte nicht! Traurig ſetzten ſich die Fiſcher, al-te, graubärtige Männer, an die Seite der Erblaßten, trockneten ſtill ihre Augen, und einer aus ihnen ſprach: Es war ein ſchö-nes Mädchen! Gott ſey ihrer Seele, und dem, der an ihrem Tode ſchuldig iſt, gnä-dig!

Was ich alles empfand, will ich nicht beſchreiben, und wie ich von dieſer Schre-ckensſcene weggekommen bin, weis ich ſelbſt nicht. Als ich wieder meiner Sinne mäch-tig wurde, ſtand ich auf dem Platze, wo vorher der Verführer, der Meyneidige ſas; aber er war zu ſeinem, und gewiß auch zu meinem Glücke verſchwunden. Ganz me-chaniſch — denn noch dachte, noch fühlte ich nichts — wandelte ich wieder ans Ufer. Mehrere Spatziergänger waren nun her-beygeeilet, und unter dieſen auch einige Freunde des toden Mädchens. Von die-ſen erfuhr ich, daß ſie Sophie L—n heiſſe, eine engelgute Seele war, nur zu ſchwär-meriſch den jungen F— liebte, der in acht Tagen die reichere G— heurathen würde.

Was

Was wird deine arme Mutter ſagen? rief ein ſanftes Mädchen, und drängte ſich weinend hinzu. Nun konnte ich auch weinen! Das Elend der guten Mutter, die ihr Kind nur tod wieder ſah, drang tief in mein Herz, ich warf mich ins nahe Geſträuche, und weinte bitterlich. Als ich in die Höhe blickte, hieng über mir Sophiens Schnupftuch, denn es war mit *S. L.*, vielleicht von ihrer eigenen Hand bezeichnet, noch feucht von ihren Thränen drückte ich es an mein Herz, und ſchlich traurig nach Hauſe. Vorher kamen Polizeywächter, und hinter ihnen in Eiſen geſchmiedete Arreſtanten, die das tode Mädchen forttrugen. Sophiens Körper kam, wie ich nachher erfuhr, aufs anatomiſche Zimmer, und ich konnte nicht einmal ihr Grab beſuchen. Ihr Schnupftuch, mir ſchätzbarer als die Reliquie eines Heiligen, kann ich nie ohne Rührung betrachten, und wenn ich es betrachte, ſo ſehe ich das gute Mädchen immer vor mir ſtehen, wie es meine Thränen trocknet.

F—, Erſtaunet empfindſame, gefühlvolle Herzen! F— heurathete in acht Tagen darauf die reiche S—. Aber ſeine

Fre=

Frevelthat blieb nicht ungeſtraft! Seine Frau iſt ein Teufel, der ihn täglich quält und martert. Er iſt ſchon zehn Jahre verheurathet, und hat das Glück, Vater zu ſeyn, gewiß deswegen noch nicht, weil er es bey der armen Sophie nicht ſeyn wollte. Sehen muß er, wie ſeine Frau mit andern ſpatzieren fährt; ſehen, wie ſie mit andern liebäugelt, und ihn nicht eines einzigen günſtigen Blicks würdiget. Seine ſchöne Geſtalt iſt verſchwunden, Eiferſucht nagt an ſeinem treuloſen Herzen, er ſchleicht hager und eingefallen wie ein Schatten herum, und ſieht ſchaudernd dem nahen Tage entgegen, an dem er vor des Ewigen Richterſtuhle erſcheinen ſoll.

Was meynſt du, leichtſinniger Jüngling, wenn nun er und die verlaſſene Sophie vor ſeinem Throne ſich beugen, wem wird der gerechte Richter wohl Gnade zuwinken? Gewiß ihr, der Verführten, der Betrognen, die ſeinen Schwüren aus Uebermaaß der Liebe traute, und aus Uebermaaß der Liebe Selbſtmörderinn wurde. Aber du Verführer, du Meyneidiger wirſt ſeiner Strafe nicht entgehen! Weltliche Geſetze richten dich nicht, weil ſie

nicht allwiſſend ſind, aber allwiſſend iſt der, vor dem du einſt erſcheinen mußt. Du biſt ein Mörder, du haſt ihr nicht allein ihre Unſchuld, du haſt ihr auch das Leben geraubt; du gabſt ihr bey deinem letzten Abſchiede den Dolch in die Hand, und deine Untreue zwang ſie, ſich ſelbſt zu töden.

Kalte, harte Männer! die ihr im Staube kriminaliſcher Akten grau geworden ſeyd, mit kaltem Blute Todesurtheile unterſchreibt, und jeden Selbſtmörder auf dem Schinderanger begraben laßt, machet doch einen Unterſchied zwiſchen der armen Sophie und zwiſchen dem Böſewicht, der durch Selbſtmord der zeitlichen Strafe entgehen will, weil er keine ewige glaubt. Strafet den Mörder, und nicht den Ermordeten! Seyd nicht allein Richter, ſondern auch Hirten des Volks, und wachet über die armen Schafe, daß die Wölfe ſie nicht zerreißen!

Karoline von F****n.

In der Reichsſtadt A— war vor hundert Jahren das Geſchlecht der Patrizier F— in großem Anſehen. Die ganze Stadt verehrte die Zweige deſſelben, weil ſie reich, und mit den erſten Ehrenſtellen begleitet waren. Unglücksfälle mancher Art überfielen in kurzer Zeit dies zahlreiche Geſchlecht, die F— s wurden arm, Kummer tödete die meiſten, und nach 80 Jahren war nur noch ein Mädchen übrig, das dieſen Namen führte. Karoline diente als Magd in einem andern und angeſehnen Patrizierhauſe, das zwar mit ihr im erſten Grade verwand, aber ſie deswegen um keinen Grad beſſer als eine Magd hielt. Sie mußte Waſſer tragen, den Boden fegen und alle groben Küchenarbeiten verrichten. Ihre Kouſinen, die reichen Fräuleins im Hauſe, nannten ſie nur die ſchmutzige Küchenmagd, und doch war ſie weit ſchöner als die ſtolzen Närrinnen, die ſich ſalben und ſchmüncken mußten, um nur als erträglich zu paſſiren. Ein Schlottfeger aus Frankreich, der ſeines Berufs wegen öfters in die Küche kam, fand das ver-

achtete

achtete Mädchen ſchön, trug ihr ſeine Liebe an, und wurde von Karolinen, die keinen Ahnenſtolz kannte, wiedergeliebt. Durch zwey Jahre genoß ſie in den Armen ihres Schlottfegers manche vergnügte Stunde; niemand nahm ſich die Mühe, ſie zu beobachten, und ſo ſas das verliebte Paar oft ganze Nächte beyſammen. Keine Nacht, die ſie ſo zubrachten, vergieng, ohne daß der wollüſtige Franzoſe nicht alle Künſte anwandte, um die Aermſte ihres einzigen Schatzes, ihrer Unſchuld zu berauben. Lange widerſtand die Tugendhafte; als er aber, ermüdet durch ihre Weigerung, kaltſinnig wurde, ſo opferte das verliebte Mädchen lieber ſich, als den Geliebten auf, und fühlte ſich kurz nachher ſchwanger. Karolinens Zuſtand war nun ſchrecklich, war grauſam! Ganze Nächte lag ſie auf ihren Knien, und flehte den Ewigen um Vergebung und Tod. Vergebens ſuchte ſie ihr Geliebter zu tröſten, ſie kannte den Stolz der Familie, mit welcher ſie zum Unglücke verwand war, und glaubte feſt, daß ewige Zuchthausſtrafe ihr Lohn ſeyn würde. In dieſer Zeit zerbrach ſie einſt aus Unvorſichtigkeit eine Schaale von dem koſtbaren Theeſervice der gnädigen

Frau

Frau, ſie erhielte von dieſer ein paar Ohrfeigen und zugleich die Verſicherung, daß man ihr den ganzen Schaden an ihrem Lohne abziehen würde, von dem ſie doch ſeit zehn Jahren nicht einen Heller erhalten hatte. Wenn ſich nur, ſagte endlich die gnädige Frau, ein fremder Handwerckspurſche des Mädchens erbarmen, es in ſeine Heimath führen und heurathen wollte! So wären, ſetzte das älteſte Fräulein hinzu, wir doch der Schande los, welche die Elende täglich unſrer Familie macht. Karoline glaubte die Stimme eines Engels zu hören, vergaß ſchon auf der Treppe die empfangnen Ohrfeigen, und erwartete die Nacht und ihren Geliebten mit heiſſer Sehnſucht. Er kam, ſie erzählte ihm, voll Vertrauen auf ſeine Liebe, das Vorhergehende, und fragte ihn endlich, ob er wohl ein Mädchen, das ihn ewig lieben, Tag und Nacht arbeiten wolle, heurathen könne? Jean, ſo hieß der Franzoſe, verſprach morgen bey der gnädigen Frau um ſie anzuhalten, und ſie dann in ſeine Heimath zu führen. Dort, ſagte er, habe ich ein ſchönes Haus und reiche Eltern, die werden dich als ihre Tochter aufnehmen und lieben. Die Nacht verflog

unter

unter tauſend angenehmen Planen, welche ſich die gute Seele in die Zukunft machte, und Jean ſchied nur von ihr, um ſich anzukleiden, und anſtändig vor der gnädigen Frau zu erſcheinen. Mit Zittern erwartete Karoline dieſen entſcheidenden Zeitpunkt. Jean kam, wurde angemeldet, vorgelaſſen, und unter der Bedingung mit Karolinens Hand begnadiget, daß er, hier zu A— keinem Menſchen etwas davon ſagen, und ſich erſt zu Strasburg mit ihr trauen laſſen ſollte. Empfindſame Herzen mögen ſich die Freude, das Entzücken des lieben Mädchens denken, das nun bald ſeinen Geliebten auf Prieſter Geheiß zu beſitzen hofte, und durch eine Heurath die verlohrne Unſchuld zu retten glaubte. Es war Karolinen unausſtehlich, länger in einem Hauſe zu bleiben, in dem man ſie ſtets verachtet hatte. Auch beſorgte ſie nicht ohne Grund, daß ihr Zuſtand verrathen werden könne, und drang daher ernſtlich in ihren Geliebten, ihre und ſeine Abreiſe zu beſchleunigen. Des Abends vorher, ehe ſie abzureiſen gedachten, unterrichtete ſie Jean in allen, was ſie noch im Hauſe zu thun habe. Du mußt, ſagte er, morgen zur gnädigen Frau gehen,

und ſie um deinen zehnjährigen Lohn bitten, ſie kann dir des Jahrs nicht weniger als dreyßig Gulden geben, daß macht dreyhundert Gulden! Erhältſt du dieſe, ſo gehe zum gnädigen Herrn, und bitte ihn um ein Reiſegeld. Dein Vater war ſeiner Schweſter Mann, und er müßte nicht Menſch, vielweniger dein Anverwandter ſeyn, wenn er dir nicht wenigſtens funfzig Dukaten zum Abſchied ſchenkte. Vergiß, fuhr er fort, auch die beyden Fräuleins nicht, erſuche ſie um einige Kleidungsſtücke, damit du anſtändig in meiner Eltern Hauſe erſcheinen kanſt. Karoline fand dieſe Lehren billig, und verſprach, ſie zu befolgen. Sie gieng auch wirklich den andern Morgen zur gnädigen Frau, nahm mit Thränen Abſchied, und bat endlich verſchämt und leiſe um ihren rückſtändigen Lohn. Ich will hier nicht die pöbelhaften Ausdrücke und Vorwürfe der gnädigen Frau wiederholen, ſie entehren die Menſchheit, für die ich doch ſchreibe! Kurz, ſie wurde von ihren eignen hohen Händen zur Thüre hinausgeworfen, und bekam keinen Heller. Den Lehren ihres Geliebten getreu, gieng ſie auch zu ihrem Onkel. Dieſer äuſſerſt pflegmatiſche, aber ehrliche

und

und redliche Mann, den ſeine Frau ganz regierte, der um der lieben Ruhe willen, ſie mit ſeinem ganzen Vermögen ſchalten ließ, gab Karolinen alles, was er eben im Vermögen hatte, einen Dukaten. Das jüngſte Fräulein ſchenkte ihr ein altes, ſeidenes Kleid, und das älteſte fragte ſie höhniſch: wozu eine Schlottfegerinn ſchöne Kleider brauche? Noch wars nicht Abend, als Jean ſchon auf ihre Kammer trat, und begierig nach Lohn und Geſchenken fragte. Karoline zeigte, was ſie empfangen. Jean ſtarrte den Dukaten an, und ſprach nichts. Ich bin dir doch eben ſo theuer als geſtern, da du mich um fünfhundert Gulden reicher dachteſt? fragte ſein Mädchen, und Jean antwortete noch nichts. Habe ich dir, fuhr ſie fort, nicht alles gegeben, was ich hatte? Liebe ich dich nicht, wie meine Seele? Bin ich der Arbeit nicht gewohnt? Ich will Tag und Nacht. — — Ich glaube es, ſagte Jean, aber ich muß fort, ich habe noch Anſtalten zu unſerer Abreiſe zu machen, und kann dich heute nicht mehr ſehen. Morgen mit dem frühſten erwarteſt du mich vor dem Thore im Hirſchen, denn ich will

dieſes Haus nicht mehr betreten. „Du kömmſt doch gewiß?„ „Ganz gewiß, den Dukaten will ich dir aufheben, und das Kleid einpacken. „ So ſchied Jean, und Karoline blieb den ganzen Abend auf ihrer Kammer, weinte, betete, und aß die Suppe nicht, die ihr die Köchin aus Mitleid brachte. Früh um vier Uhr bat ſie den Hausknecht, ihr die Thüre zu öffnen, und wanderte mit einem kleinen Päckchen, dem ganzen Inbegriffe ihrer Habſeligkeiten, dem Thore zu. Eine alte Frau ſah ſie um halb fünf Uhr auf dem Kirchhofe, wo ſie auf dem Grabe ihrer Eltern kniete und betete. Nach fünfe kam ſie in Hirſchen, ſetzte ſich an ein offnes Fenſter, und ſah ſehnſuchtsvoll nach dem Thore. Als es gegen Mittag kam, weinte ſie oft und viel. Die Wirthin fragte ſie verſchiedenemal, ob ſie etwas zu eſſen verlange? aber ſie ſchüttelte mit dem Kopfe. Um ſechs Uhr Nachmittags kam ein kleiner Junge, und brachte ihr einen Zettel, ſie las ihn begierig, rang einigemal die Hände, weinte nicht mehr, und ſtarrte immer den Zettel an. So ſas ſie bis es Nacht wurde, und fragte endlich die Wirthin, ob ſie kein Zimmer

mer haben könne? Dieſe ließ ſie durch die Magd in eine hintere Kammer führen, und alles gieng ſchlafen. Erſt beym Mittagsmale des andern Tags fiel es der alten Mutter des Wirths ein, nach dem Mädchen zu fragen, das geſtern ſo ſtill da ſaß. Ich hörte ſie geſtern bis zwey Uhr ſeufzen und weinen, ſagte die Magd. Man muß doch nachſehen, ſprach der Wirth. Man gieng, fand die Thüre verſchloſſen, ſprengte ſie auf, und das verlaſſene Mädchen hatte ſich an ſeinem Strumpfbande aufgehangen. Sie war ſchon ſtarr, und alle Hülfe vergebens. Mein Freund, der eben in dieſem Gaſthofe ſpeiſte, ſprang auf das Lärmen herbey; er und die alte Mutter waren die einzigen, die der Erblaßten eine Thräne ſchenkten. Er ſah, daß ſie in ihrer erſtarrten Hand ein zuſammengedrücktes Papier hielt, mit Mühe wand er es heraus, und mit noch gröſſerer Mühe konnte er es leſen, denn Thränen hatten es halb verlöſcht. Es war ein Billet vom Jean, und gewiß hielt ſie es darum ſo feſt in der Hand, um es dort aufzuzeigen, wo ſie nun Rechenſchaft über ihre That zu geben hatte. Hier iſt der Inhalt: „Du mußt

„ nicht glauben, liebe Karoline, daß ich „ ſo ein Narr ſey, und ohne einen Kreutzer „ Geld mit dir in die weite Welt reiſen „ werde. Ich habe weder Haus, noch le- „ bende Eltern, und kann dich alſo, da du „ nichts haſt, auch nicht heurathen. Mor- „ gen früh wandre ich auf und davon, und „ wenn du dieſen Brief erhältſt, ſo bin ich „ ſchon einige Meilen von dir entfernt. „ *Adieu, ma petite!* “

Jean Pierriere.

Mein Freund ſtand und ſtaunte, und als ſich, wie's bey ſolcher Gelegenheit immer geſchieht, mehr Neugierige verſamleten, ſo erfuhr er den Stand und die Freunde des Mädchens. Er gieng ſelbſt am nämlichen Tage zur gnädigen Frau, erzählte ihr den ganzen Vorfall, und bat ſie, wenigſtens ein ehrliches Grab für die Unglückliche zu beſorgen. Die gnädige Frau läugnete, daß ſie je — ich wiederhole hier ihre Ausdrücke, — mit dem Nickel verwand geweſen, ſchalt ſie eine lüderliche Dirne, und freute ſich, daß ſie ihren Lohn empfangen habe. Mein Freund reißte früher von A— fort, als er anfangs willens war, denn er wollte dies unglückliche Schlachtopfer der Liebe nicht in Henkershänden ſehen.

Acht Jahre darnach gieng er einſt auf dem Walle zu W— ſpaziren. Ein altes Weib drang ihm das Todesurtheil eines Miſſethäters auf, der den folgenden Tag gerädert werden ſollte. Er nahms, und las zu ſeinem Erſtaunen, daß der Miſſethäter Jean Pierriere hieß, ein junges Mädchen ihren Eltern entführt, und im Walde zu G— erbärmlich ermordet hatte. Jean Pierriere war meinem Freunde ein zubekannter Name, er eilte nach dem Gefängniſſe, und da nach Landesgebrauch jeder mit dem Miſſethäter ſprechen konnte, ſo nahte er ſich auch, und erzählte ihm, nach einigen gleichgültigen Fragen, Karolinens Tod. Jean zitterte und bebte, weinte bitterlich, und nannte ſich einen doppelten Mörder. Mein Freund erfuhr von ihm die ganze zuſammenhängende Geſchichte Karolinens, und überließ ihn dann dem Troſte ſeines Geiſtlichen, weil er an der Barmherzigkeit des Ewigen zu zweifeln anfieng. Noch auf dem Richtplatze nannte er Karolinens Namen, und klagte ſich vor dem ganzen Volke als ihren Mörder an. Häufige Thränen floßen dem vermoderten Mädchen zu Ehren, und der Gerechte ſah hier Gottesfinger.

Prinzeſſinn Sophie von ---- *)

Willhelm war ein guter Fürſt, und ſeine einzige Tochter, die Zierde ſeines Hofes, die gröſte Schönheit ihrer Zeit. Perſonen, die ſie noch gekannt haben, verſichern mich, daß ſie nie ein ſchöneres Frauenzimmer geſehen hätten. Die Augen des Greiſes, dem ich beynahe die ganze Geſchichte zu danken habe, funkelten bey ihrer Beſchreibung. Sie war, ſagte er, ſchlank und ſchön gewachſen. Majeſtät und Güte mahlten ſich auf ihrem Roſengeſichte, und ſtritten ſichtbar um den Vorzug. Ihr großes, blaues Auge entzückte, und ihr goldgelbes Haar floß wie Seide bis zu ihren Füſſen herab. Ihr Gang war der Gang der Grazien, und ihr Ton!—Hier weinte der Alte! Ich hörte ſie einſt im Schloßgarten ein Lied ſingen, ich und, Gott weis es, alle Vögel horch-

*) Man verwechsle dieſe Geſchichte nicht mit einer andern, die dieſer zwar ſehr ähnlich, aber doch nicht die nämliche iſt. Dieſe, welche ich itzt erzähle, trug ſich zu S— in W— zu.

horchten , und wenn mir in meinen letzten Augenblicken eine ſolche Stimme, ein ſolches Lied ſänge, ich würde, anſtatt die Todesangſt zu fühlen, ſchon im Himmel zu ſeyn glauben! Wie herablaſſend ſie nicht mit jedem ſprach! Wie liebreich ſie auch den Aermſten anhörte, und hunderten half, weil ſie der Liebling ihres Vaters war. Herr, ich verſichere ſie, beſchloß er endlich, daß des Gärtners Kinder oft zu ihren Füſſen ſpielten, ihr manches ſchöne Kleid beſchmutzten, und doch wieder bey ihr ſpielen durften.

Sehr natürlich wars alſo, daß die Prinzeſſinn ſchon in ihrer frühen Jugend von Anbetern umgeben war, daß ſogar Jünglinge, deren Stand und Karakter weit unter dem ihrigen war, hingeriſſen von den Reitzen dieſes Engels, ſie hofnungslos liebten. Unter dieſen letzten zeichnete ſich N—, ein armer Edelmann und Lieutenant der Garde, beſonders aus. Gute Sitten und Schönheit machten ihn jedem Frauenzimmer angenehm, und nannten die Männer ihre Prinzeſſinn Venus; ſo gabs viele Frauenzimmer, welche behaupteten, Lieutenant N—ſey ſo ſchön, wie

Ado-

Adonis. Täglich ſah N—die Prinzeſſinn, und täglich liebte er ſie mehr, liebte ſie endlich ſo raſend, daß er die wahre Unmöglichkeit, ſie einſt zu beſitzen, gewiß zu überwinden glaubte. Vorher war er unthätig, weinte nur im Stillen, und klagte ſein Leiden den Wänden und Wäldern, jetzt, da ſeine Liebe gränzenlos wurde, war er thätig und unternehmend. Sein Karakter berechtigte ihn, oft um die Prinzeſſinn zu ſeyn, ſeine Liebe machte ihn zu ihrem Schatten, und wo Sophie war, da war auch N—. Durch das größte Kennzeichen der Liebe, durch äußerſte Dienſtfertigkeit ſuchte N—die Prinzeſſinn aufmerkſam zu machen. Entfiel ihr ein Handſchuh, ein Fächer, ſo bückten ſich hundert, aber N— erhaſchte ihn gewiß am geſchwindeſten, und wenn er bey dieſer Gelegenheit, ihr Kleid, oder wohl gar ihre Hand berühren konnte, ſo wars eine Wonne für ihn, die er um kein Glück vertauſcht hätte. N—s Unternehmen gelang, die Prinzeſſinn wurde aufmerkſam. Hievon einen Beweis: Sophie ſaß einſt an ihrer Toilette, eine Nadel— der ſchönſte Stein ihres Schmuks—entfiel ihr, Kammerfrau und Zofen ſuchten um die Wette, und fanden ſie nicht.

Prinzeſſ. (ungeduldig über das lange Suchen) Wäre doch der Lieutenant N—hier!

Kammerf. Und was ſollte er?

Prinzeſſ. Die Nadel ſuchen, die ihr Langſamen nicht finden könnt.

Kammerf. Er würde ſie eben ſo wenig finden.

Prinzeſſ. O gewiß! (lächelt)

Kammerf. Euer Durchlaucht müſſen ſelbſt über den Einfall lachen.

Prinzeſſ. Nicht über den Einfall, aber wohl über den dicken Baron R—. Lieutenant N— ſchleuderte ihn geſtern ſo ſtark an die Wand, daß der arme Mann den ganzen Abend über Kontuſion klagte.

Kammerf. Ja wohl, der arme Mann!

Prinzeſſ. Aber der Unbehülfliche ſtand ihm im Wege, als er meinen Fächer aufheben wollte. Laßt euch doch nach dem Wohlbefinden des Barons erkundigen!

Nachmittags gieng Lieutenant N— im Schloßgarten ſpatziren, er wußte, daß die Prinzeſſinn um dieſe Zeit ihre Schwane fütterte, und nur der Dienſt konnte ihn abhalten, dabey gegenwärtig zu ſeyn. Die Kammerfrau der Prinzeſſinn ſaß in einer der nahen Alleen. Lieutenant N—machte ihr

ein

ein tiefes Kompliment, und ſie erzählte ihm aus Dankbarkeit das heutige Tollettengeſpräch. N— war außer ſich für Freuden, er ſah Dämmerung, wo er ſonſt nur undurchdringliche Finſterniß erblikte. Hofnung— die Seele der Liebe— erwachte in ſeinem Buſen, klopfte in ſeinem Herzen, und noch konnte er das große Glück, von der Prinzeſſinn bemerkt zu ſeyn, nicht faſſen, als ſie in Garten trat. Sie beſtieg die Brükke, die quer über den Kanal gieng, hieng ihre Handſchuhe aufs Geländer, und fütterte die herbeyeilenden Schwane. N— ſtand, wie gewöhnlich, hinter ihr, und als ſie einem der hinterſten Schwane auch etwas zu werfen wollte, ſo ſtreifte ſie an ihre Handſchuhe, und warf ſie in Kanal hinunter. Ohne ſich lange zu bedenken, ohne zu überlegen, was er that, ſprang N— nach. Die Prinzeſſinn, und mit ihr der ganze Hofſtaat, erſchrack über dies kühne Unternehmen, und Sophie ſchrie heftig, als N— die Handſchuhe wohl erhaſchte, aber, des Schwimmens ungewohnt, zu ſinken anfieng. Man eilte ihm ſo ſchnell als möglich zu Hülfe, aber der Kühne hatte ſchon zu viel Waſſer verſchluckt, und ſank, als er

der

der Prinzeſſinn die Handſchuhe überreichte, ohnmächtig zu ihren Füßen hin. Als todt wurde er in ein Zimmer des Schloßes getragen, als todt beweinte ihn die Prinzeſſinn den ganzen Abend. Der gute Fürſt nannte die That ſchön; aber die Fürſtinn, eine ſtolze, herrſchſüchtige Dame, mißbilligte ſie. N— wurde erſt nach zehn Stunden durch die geſchickteſten Verſuche der chirurgiſchen Kunſt zu ſich gebracht. Die ſchlafloſe Prinzeſſinn bekam ſo gleich Nachricht davon, und zeigte das reinſte, lebhafteſte Vergnügen darüber. N— erſchien nach vier Tagen geſund am Hofe. Der Fürſt ließ ihn ruffen. Sie ſind Hauptmann der Garde, ſagte dieſer edle Mann, und hier iſt eine kleine Summe zu ihrer Equipirung! (Es waren tauſend Dukaten.) Sie haben, fuhr er fort, zwar nur meiner Tochter Handſchuhe gerettet; aber ſie retteten ſolche mit Gefahr ihres Lebens, und überzeugten mich dabey, daß ſie es für meine Perſon, für mein ganzes Haus eben ſo kühn wagen würden. Die Fürſtinn war unzufrieden mit dieſer Belohnung, mancher Hofſchranze rümpfte die Naſe darüber, aber die Prinzeſſinn liebte nach dieſer Begebenheit den Haupt-

mann N— eben ſo ſtark, eben ſo gränzenlos, wie er ſie. Dies iſt gewiß, dies beweißt die Folge meiner Geſchichte; aber wie die Verliebten ſich ſahen, wo ſie ſich fanden, iſt ein dunkles Räthſel, das vielleicht kein Menſch auflöſen kann, keine Zeit auflöſen wird. Sie hatten keinen Vertrauten, keine Vertraute, und ſprachen ſich doch oft allein, wachten, ſehr wahrſcheinlich, ganze Nächte beyſammen. Freylich wars dem kühnen, unternehmenden N— ein leichtes, Mauern zu überſteigen und Strickleitern zu gebrauchen, aber wie er— wenn mans auch annehmen wollte— dies alles that, ohne daß es ein menſchliches Auge gewahr wurde, iſt abermals ein Räthſel, das ich ohne Verletzung der Wahrheit nicht auflöſen kann. So viel kann ich mit Gewißheit erzählen, daß die Prinzeſſinn den Hauptmann N—, als er wieder bey Hofe erſchien, ſehr auszeichnend begegnete, oft mit ihm ſprach, oft ihre Hand auf ſeine Schulter legte, und oft im Garten mit ihm ſpazierte. Schon ziſchelte man ſich am Hofe allerhand in die Ohren, ſchon nannten die Hofdamen den Hauptmann N— nicht mehr Adonis, als die Prinzeſſinn ſich auf einmal

gegen

gegen ihn wieder ſehr gleichgültig betrug, und er oft Tage lang nicht in ihrer Antichambre erſchien. Ungefähr ein Jahr darnach, als das ganze Gerüchte ſchon vergeſſen war, rief die Prinzeſſinn eine ihrer Kammerfrauen früh vors Bette. Sophie benetzte ihre Hand mit Thränen. O Freundinn, helfen, rathen ſie mir! Ich werde — O ſchweigen ſie ja! — ich werde in wenig Augenblicken Mutter ſeyn! Stehen ſie mir bey! Retten ſie meine Ehre! Die Kammerfrau erſchrack aufs heftigſte, wußte nicht zu rathen, nicht zu helfen, und rannte auſſer ſich — ohne zu bedenken, was ſie that — zur fürſtlichen Mutter hin. Dieſe kam, einer Furie gleich, zur Prinzeſſinn. Wie ſie ihr begegnete, weis ich nicht; aber eine Stunde darauf trat ſie Wuth ſchäumend aus dem Zimmer, erzählte — ſo unwahrſcheinlich es auch vielen ſcheinen wird — den ganzen Vorfall der Wache, der vollen Antichambre, und ſchrie endlich gar zum Fenſter hinaus: Meine Tochter iſt mit N— zur H*** worden! *)

N—

---

*) Einige meiner Freunde halten das für unwahrſcheinlich, und doch iſts wahr! Viele alte Leute haben mirs erzählt, und mit Zeugen beſtättiget.

N— ſtand an der Spitze ſeiner Kompagnie im Schloßhofe, hörte die ſchrecklichen Worte, eilte nach Hauſe, warf ſich auf ſein Pferd, und jagte über die Gränze. Der alte Fürſt weinte bitterlich, als man ihm die Sache erzählte, ſchalt ſeine Frau eine unnatürliche Mutter, trauerte Monate lang um ſein gefallenes Kind, und die ganze Stadt trauerte mit ihm. Die Frucht dieſer ſo geheimnißvollen Liebe, ein ſchöner, holder Knabe, wurde durch eine Vertraute der Fürſtinn aufs Land gebracht, und niemand weis von ſeinem Schickſale weiter etwas zu erzählen. Vermuthlich iſt er geſtorben, denn er wurde zwey Monate zu früh gebohren, und überraſchte ſeine Mutter in einer ſorgloſen Sicherheit. Wäre dieſes nicht geſchehen, ſo lagen gewiß ſchon Plane fertig, die ſeine Geburt, ſo wie ſeiner Eltern Liebe dem Auge der Menſchen verborgen hätten; aber die Prinzeſſinn hatte den Abend zuvor, an dem Geburtsfeſte ihres Vaters, ſehr heftig getanzt, empfand die halbe Nacht ſchon Geburtsſchmerzen, und rufte nur dann um Hülfe, als ſie um das Leben ihres Kindes beſorgt wurde.

Sechs Wochen darnach wurde ſie um Mitternacht nach dem feſten Schloſſe S— gebracht. Der ſchlafloſe Fürſt hörte den Wagen vorrollen, und tratt ans Fenſter. Er ſah bey dem Scheine der Fakeln ſein einziges Kind nach den Wagen führen, ſah, wie ſie troſtlos die Hände rang, hörte, wie ſie den Umſtehenden den Abſchied an ihren alten Vater befahl, und ſank ohnmächtig zurück. Unterdeſſen fuhr der Wagen fort, und wie der Fürſt beym Erwachen ſein Kind ſehen wollte, ſo bewieſen ihm harte und unempfindliche Herzen die Unſchicklichkeit ſo lange, bis er ſich in ſein Schickſal fügte, ſeine Tochter noch oft beweinte, aber nie mehr ſah. Die Prinzeſſinn wurde in ihrem Staatsgefängniſſe ſtreng bewacht, ihr Schlafzimmer war im zweyten Stockwerke, vor ihrer Thüre ſchlief die ganze Schaar weiblicher Domeſtiken, an deren Thüren Wache ſtand. Ein großer, tiefer Graben, über den man nur auf einer Zugbrücke kam, gieng um das Schloß herum, und ein hoher Wall, mit Wachen beſezt, ſchien jede Flucht, jede Entführung unmöglich zu machen. Und doch verzweifelte die heftig liebende Sophie nicht. Wor-

te, Ausdrücke, die ihr dann und wann entfielen, bewieſen deutlich, daß ſie noch mit gleicher Stärke liebte, und ihren R— einſt wieder zu ſehen hofte. Einſt ſagte ſie zu ihrer Oberhofmeiſterinn: Könnte ich nur noch einmal das Kind ſehen, das ich unter den grauſamſten Schmerzen, unter dem Fluche meiner Mutter gebahr! Kann ich, o beſte Freundin, kann ich nicht? die Oberhofmeiſterinn zuckte die Achſeln und ſchwieg. So ſagen ſie mir wenigſtens, ob der holde Engel ein Knabe oder ein Mädchen war? ob er noch lebt? Eine Mutter darf, kann, muß ja dies wiſſen! Auch dieſe Fragen blieben auf den ausdrücklichen Befehl der Fürſtinn unbeantwortet. An einem andern Morgen, als ſie den Abend zuvor viel geweint hatte, zog ſie eine ihrer Kammerfrauen ans Fenſter, faßte ihre beyden Hände, ſah ihr ſtarr ins Geſicht, und fragte:

Lebt R—? Iſt er in Sicherheit?

Die Kammerfrau wollte nicht antworten.

Prinzeſſ. Antwort will ich, reine, wahrhafte Antwort, oder, Gott im Himmel hört meinen Schwur, ſie weinen morgen über meiner Leiche!

Kammerf. Er lebt!

Prin-

Prinzeſſ. Lebt, um vielleicht bald bluten zu müſſen?

Kammerf. Nein! Er flüchtete über die Gränze!

Prinzeſſ. Kann ich es glauben, können ſie's beſchwören?

Kammerf. So wahr mir Gott helfe! Es iſt ſo!

Prinzeſſ. (Im Ausbruche der Freude) Biſt du gerettet, guter N—, ſo ſehe ich dich wieder, ſo gewiß wieder, als der da oben deine Schwüre aufzeichnete und billigte.

Dies war das einzige und erſtemal, daß ſie ihrer Liebe Worte gab. Sie war, von dieſer Stunde an, oft freudig, oft ſogar luſtig, und Hofnung beſſerer Zeiten thronte in ihrem Auge. Ihr Vater, der beſte Fürſt, wurde in einem Monate drauf krank. Die Aerzte kündigten ihm den Tod an, und er wollte ſein Kind, ſeine Sophie noch einmal ſehen, ihr Verzeihung aus ſeinem Munde ankündigen; aber die Fürſtinn, und, ihr zu gefallen, die Aerzte proteſtirten gegen dieſen zu erſchütternden Auftritt, und Willhelm ſtarb, ohne ſein einziges Kind geſehen, geſegnet zu haben. Die Trauerpoſt erſcholl ſchon früh im Schloſſe, die

Prin

Prinzeſſinn erfuhrs, und der Schmerz, einen ſo guten Vater verlohren zu haben, vielleicht an ſeinem Tode ſchuld zu ſeyn, überwältigte ſie ganz. Gott ließ mir ihn, ſagte ſie zur Oberhofmeiſterinn, nicht mehr lebendig ſehen, aber tod muß ich ihn noch ſehen! Sie aß und trank nichts, weinte, ſchrie, heulte und wütete in ihrem eignen Körper. Die Oberhofmeiſterinn machte an die Fürſtinn eine Vorſtellung und erhielt eine verneinende Antwort. Endlich, als ſie um das Leben der Prinzeſſinn beſorgt wurde, beſchloß ſie das Verlangen derſelben eigenmächtig zu erfüllen. Sie zog ſolche als eine Magd an, ließ ſie, um allen Verdacht zu vermeiden, hinter den Bedienten aufs Kutſchbret ſitzen, und fuhr unter dem Vorwande, den Fürſten auf dem Paradebette zu ſehen, nach der Reſidenz. Die Prinzeſſinn hatte verſprochen, ſich ſtill zu halten, ihn nur zu ſehen, dann wieder heim zu kehren. Sie traten in die Schloßkirche. Sophie ſah ihren Vater tod da liegen, vergaß ihre Verkleidung, ihr Verſprechen, ſah nicht die Menge des Volks, das den Sarg umgab, drängte ſich durch, ſtürzte auf ihn hin, und küßte ſein bleiches Geſicht, ſeine

ge-

gefalteten Hände. Die Wache wollte die Verwegne wegreiſſen; aber die Oberhofmeiſterinn verbots. Laßt ſie! und viele der Anweſenden erkannten nun die Prinzeſſinn, und weinten mit ihr. Sophie gab endlich ihrem Schmerz Worte: Haſt du mir vergeben? Kannſt du mir vergeben? ſchrie ſie unaufhörlich! Ein alter Kammerdiener, der traurig an dem Sarge ſeines Fürſten ſtand, trat hinzu. Prinzeſſinn, ſagte er, ich bin in den lezten Stunden unſers Fürſten nicht von ſeinem Bette gewichen! Oft hat er ihren Namen genannt, oft und laut ihnen alles vergeben! Schon als der Tod mit ihm kämpfte, und Todesangſt ſeine Sinne ſchwächte, führte die Einbildungskraft ſie vor ſein Bette. Er richtete ſich zum letztenmal in die Höhe, meine Hand unterſtützte ihn. Sophie, nimm meinen Seegen! ſprach er, und verſchied. Die Prinzeſſinn warf ſich am Sarge nieder! Dank, mein Vater Dank! rief ſie, und unter der großen Menge, war keiner, der nicht, von ganzem Herzen, dem gewiß gegenwärtigen Geiſte des Fürſten mitdankte. Mit Gewalt mußte man ſie vom Sarge wegreiſſen, mit Gewalt zur Kutſche führen, und als

der Wagen ſchon durch die Gaſſen eilte, ſtrekte ſie noch immer ihre Hände aus, und ſchrie: Mein Vater! Mein Vater!— Die ganze Reſidenz wußte dieſen Vorfall, der ganze Hof ſprach davon, und — man erkenne daraus die Liebe des Volks zu dem letzten Zweige ſeines guten Regenten — die Fürſtinn erfuhr's doch nicht!

Die Prinzeſſinn trauerte nun über einen Monat im Stillen. Ihr Schmerz war noch groß, aber gemäſſigt. Die Oberhofmeiſterinn, eine ſanfte, gute Frau, hielt ſie nicht mehr ſo eingekerkert, als ihre Befehle lauteten, gieng oft mit ihr im Garten ſpatzieren und ſuchte ſie auf alle Art zu zerſtreuen. Vielleicht wär's ihr nicht ſo bald gelungen, vielleicht hätte die Prinzeſſinn ihr ganzes Leben vertrauert, wenn nicht folgende Begebenheit ihr Herz ermuntert, ihre Seele erheitert hätte:

Ein alter Bauer, der ſchon von lange her das Schloß mit verſchiedenen Viktualien verſah, und nun bey der größren Anzahl ſeiner Bewohner täglich dahin wanderte, wurde um dieſe Zeit im Walde von einem Fremden angehalten. Ich will ihr Geſpräch, das ich aus dem Munde ſeines Sohnes habe, wörtlich wiederholen:

Fremder. Guten Morgen, Alter! Wohin ſo früh?

Bauer. Ins Schloß! Trag meine Waare zu Markte.

Fremder. Iſt ziemlich ſchwer, wie ich ſehe! Ruht ein wenig! (Hier hob er ihm den Korb vom Rüken) Wer wohnt denn im Schloſſe?

Bauer. Seyd gewiß ein Fremder? Unſre Prinzeſſinn Sophie reſidirt da.

Fremder. (verwundernd) Prinzeſſinn Sophie? Iſt die nicht mehr in der Reſidenz?

Bauer. Ja Herr, es geht manchmal kurjos in der Welt! Leider iſt ſie's nicht mehr! Es hat ſich ſo etwas zugetragen, wovon unſer eins nicht gerne ſpricht, aber ihm kann ichs ſchon vertrauen! Sie hatte ſich da mit einem Hauptmanne verplämpert. —— 'S iſt — er verſteht mich ſchon — etwas ganz Natürliches drauf gefolgt, und nun muß ſie, wie man hört, ewig auf dem Schloße gefangen ſitzen.

Fremder. Ewig? Das wäre hart!

Bauer. Sehr hart; aber 's iſt doch ſo! O Ewigkeit, du Donnerwort! O Schwerd, das durch die Seele bohrt! ſingen wir in unſerm Geſangbuche! Er hat recht, 's iſt

hart, und doch wirds nicht anders werden. Man hat bis izt immer auf den neuen Fürſten gehoft, aber der ſoll geſagt haben: Sein'twegen könne ſie ewig ſitzen.

Fremder. Die arme Prinzeſſinn! (ſich die Augen wiſchend)

Bauer. So iſt er mir ein lieber Mann! Sieht er, man darf nicht reden, wie man denkt, und ob ich gleich nur ein Bauer bin, ſo wollte ich doch erſt ſehen, wie er's nähme. Ja wohl, die arme Prinzeſſinn! Ich und meine Frau haben ſchon was ehrliches um ſie geweint. 'S Herz möchte mir ſpringen, wenn ich dran denke! Ich weiß auch, was Liebe iſt, gieng in meiner Jugend bey meiner Frau auch weiter, als ich gehen ſollte; aber meine Eltern nahmen's, wie's zu nehmen war, und gaben ihre Einwilligung zur Hochzeit. Hätten ſie uns getrennt, ich hätte mich, meiner Seele, an den erſten, beſten Baum aufgehängt, und hängen will ich noch, wenn ſich meine Liese, nicht neben mir gehängt hätte. In der Stadt ſpricht man freylich vom Unterſchiede des Standes, aber das verſtehen wir Bauern nicht recht, und ich denke: Liebe hat kein Geſetz! Nicht wahr, lieber Herr?

Frem-

Fremder. Ja wohl! ja wohl! — — Ihr habt alſo wahres Mitleiden mit der Prinzeſſinn?

Bauer. Frag er mich nicht! Ich muß hernach den ganzen Weg flennen, und wenn ich ins Schloß komme, ſo fragt mich jeder Schuhputzer: Ob mich meine Frau geprügelt hat?

Fremder. Sagt mir einmal! (Hier ſah er ſich ſorgfältig um) Wenn ihr dem guten Paare einen Dienſt erweiſen könntet, thätet ihr's wohl gerne, wohl mit Freuden?

Bauer. Herr, wenn ich die Prinzeſſinn aus dem Schloße heraus führen, und ihrem Hauptmanne geben könnte, ich lieſſe Haus und Hof im Stiche, pakte meine Frau und Kinder zuſamm, und gieng mit ihnen auf und davon bis in die neue Welt. Und, glaub er's oder glaub er's nicht, ich fühls ordentlich, wie mirs wohl thun würde, wenn ſie ſich ſo bey mir bedanken, mich ihren Erretter nennen, meine alte Hand drüken, mich ſeegnen — — Doch ich komme zu weit in Text, ich muß gehen. (packt ſeinen Korb an)

Fremder. Einen Augenblick noch! Hat er die Prinzeſſinn ſchon geſehen?

Bauer. Geſehen und geſprochen! Ich kram' meine Waaren im Schloßhofe aus, da kömmt ſie denn gemeiniglich mit ihrer Oberhofmeiſterinn aus dem Garten, und tritt allemal an meinen Korb hin. Geſtern erſt fragte ſie mich: ob ich eine Frau, ob ich Kinder hätte? Das Wort Kinder ſprach ſie ſo wehmüthig aus, daß ich noch weinen möchte, wenn ich dran denke! Sieht er da an meinem Korbe die ſchwarzen Kreuzeln! — Da — und da! Ueberall hat ihre Hand geruht! Ich zeichne es allemal meiner Frau zu gefallen an, die tatſcht denn dran rum, und flennt ein Stückel dazu.

Fremder. (küßt die bezeichneten Stellen)

Bauer. Ja küß er's nur! Es iſt, mein Seel, die ſchönſte Hand, die ich in meinem Leben geſehen, und — — (hält ein) Sag er mir einmal, kennt er die Prinzeſſinn?

Fremder. Ja, ich kenne ſie; aber wünſcht wohl ihr den Hauptmann N— zu kennen?

Bauer. Warum nicht, wenn's möglich wäre! Aber der wird's wohl bleiben laſſen, hieher zu kommen, denn, glaub er mir's, wenn ſie ihn erwiſchten, ſie hieben ihm den Kopf herunter.

Fremder. Wenn er aber doch vor euch ſtünde?

Bauer. So würde mich's herzlich freuen, den Mann geſehen zu haben, den unſre Prinzeſſinn ſo gerne hat. Iſt er's etwan gar ſelbſt?

Fremder. Ja, ich bin's.

Bauer. So ſey er mir ſchönſtens willkommen! Aber Herr, ich bitte ihn recht ſchön, nehm er ſich in Acht.

Hauptm. Sorgt euch nicht, ich bin hier ſicher, kann ganz glücklich werden, wenn ihr mir euren Beyſtand nicht verſagt.

Bauer. Herr, was ich vorher verſprach, das werde ich halten. Sag er nur, was ich thun ſoll.

Hauptm. Traut ihr euch wohl, der Prinzeſſinn einen Brief zu übergeben?

Bauer. Wird ſchwer halten! Die Alte ſteht immer ganz nahe bey ihr. Doch probiren will ich's. Laß er einmal ſehen! Wie groß iſt der Brief?

Hauptm. Sehr klein! Auch könnt ihr ihn ſo oft zuſammfalten, als ihr wollt.

Bauer. Nur ſtille! Will einmal etwas probiren! Sieht er, da hab ich ein recht großes Ey, das will ich der Prinzeſ-

ſinn

ſinn zum Geſchencke machen. Den Brief will ich ſo drunter ſtecken! Sieht er itzt etwas vom Briefe?

Hauptm. Nein!

Bauer. Nun, ſo will ich ihr mit dem Eye, den Brief in die Hand ſtecken! —— Aber Blitz, wenn ſie das Ding nicht verſtünde, und mich fragte, was ſie mit dem Wiſche machen ſoll?

Hauptm. Sie verſteht's gewiß.

Bauer. Wenn er mir dafür ſteht! — — Denn bedenke er nur meine arme Frau und Kinder!

Hauptm. Ich ſtehe für alles, auch ſoll's in keinem Falle euer Schade ſeyn. Hier, zum Beweiß! (gab ihm Gold) (Es waren zwölf Dukaten.)

Bauer. Bezahls ihm Gott, lieber Herr! Ich nehm ſein Geſchenk an, kann's zum Beſten meiner Frau und Kinder brauchen; aber wenn er glaubt, ich thät's bloß des Gelds wegen, ſo irrt er ſich. Ich kanns nicht ſo recht ſagen; aber ich liebe die Prinzeſſinn, bin auch ihm gut, und deswegen thu ich's.

Hauptm. Auch nehm ich's ſo, auch ſoll dies Geld keine Vergeltung euers

Dien=

Dienſtes ſeyn, den ich nie vergelten kann. Morgen, lieber Alter, gebt auf jede Bewegung der Prinzeſſinn acht, ſie wird euch gewiß eine Antwort geben. Geſchieht dies, ſo legt den erhaltnen Zettel nur in dieſen hohlen Baum, ihr werdet dort wieder etwas für euch finden. Itzt geht! Gott ſeegne euer Unternehmen!

Bauer. Amen, Herr, amen! Es iſt mir ſelbſt nicht recht wohl! Ordentlich angſt und bange! Ich will unterwegens ein paar Vater unſer beten. Leb' er wohl, Herr Hauptmann! Er hat einen ſchönen Schatz; aber, Gott weiß es, ich und meine Frau gönnen ihm ſolchen vom Herzen.

So gieng der Bauer nach dem Schloße, brachte der Prinzeſſinn den Brief richtig in die Hände, erhielt den andern Morgen von ihr ein Geſchenk, und mit dieſem ein mit Bleyſtift beſchriebenes Papier. Dieſes legte er in den hohlen Baum, fand dort wieder einige Dukaten, und war ſo, ohne den geringſten Verdacht, durch vierzehn Tage der Briefträger der Liebenden. Als er am funfzehnten Tage wieder nach dem Schloße wanderte, ſtand an der Stelle, wo er ſonſt immer den Hauptmann fand, ein Bauer

mit

mit einem Korbe, der ihm, ohne ein Wort zu ſagen, nachfolgte. Wo geht ihr denn hin, Landsmann? ſagte der ſchon bekannte Bauer. Kennt ihr mich nicht, antwortete jener, ich bin ja der Hauptmann! Nach langem Unterſuchen erkannte erſt der Bauer ſeinen Freund, und trug daher um ſo weniger Bedenken, ihn als Knecht mit aufs Schloß zu nehmen. Nur, ſagte er unterweges, macht nicht dumme Streiche, und fallt einander um den Hals, ich könnt's euch, mein Seel, nicht verdenken, aber thun dürft ihrs doch nicht! Der Hauptmann erzählte ihm dann, daß die Prinzeſſinn von ſeiner Ankunft und Verkleidung ſchon unterrichtet ſey, ihn zu ſehen ausdrücklich verlangt hätte, und ſich alſo auch in Acht nehmen würde. So kamen ſie ungehindert ins Schloß, und hatten beynahe alle ihre Waare verkauft, als die Prinzeſſinn mit ihrer Oberhofmeiſterinn aus dem Garten kam. Sie gieng, ohne die Bauern anzuſehen, vorbey, kehrte aber wieder um, und ſagte: Ach, da iſt ja mein Bauer! Nun, wie geht's guter Alter? Habt ihr heute einen Kammeraden mitgebracht?—— 'S iſt mein Knecht, Ihro

Durch-

Durchlaucht, 's wird mir der Beſtellung zu viel, kanns nicht mehr allein tragen. — — Und was hat denn euer Knecht? Auch Käſe? Auch Eyer? Hier trat ſie zu dem Korbe ihres Geliebten hin, drückte, indem ſie in dem Korbe herumſuchte, zum letztenmale ſeine Hand, ſah ihn zum letztenmale, als ſie ſich auf der Schloßtreppe noch einmal nach ihm umkehrte.

N— hatte in ſeinen Briefen mit der Prinzeſſinn ihre Entführung verabredet. Sie willigte mit Freuden in dieſen Vorſchlag. Ich habe, ſchrieb ſie ihm, keinen Vater mehr zu kränken. Meine Mutter liebt mich nicht, und ſo hoffe ich an deiner Seite, auch in der elendeſten Hütte, das Glück der Liebe ganz zu genüßen. Der Bauer mußte einſt ſeinen Korb unter der Schloßtreppe ſtehen laſſen. Eine Strickleiter lag darinne, die Prinzeſſinn trug ſolche Abends auf ihr Zimmer, ließ ſich glücklich damit auf den Wall herab, und erwartete ſehnſuchtsvoll ihren N—, der ſie in einem Kahne über den Schloßgraben abzuholen verſprochen hatte. Schon hörte ſie den Kahn plätſchern, ſchon ſtreckte ſie ihre Hände nach ihm aus, als die nahe

Wache

Wache, durch das Geräuſch aufmerkſam gemacht, Feuer gab. Es wurde Lerm, Fakeln brannten in der Nähe. Sophie, mehr um ihren N—, als um ſich beſorgt, ſchrie ihm zu, ſich zu entfernen. Er wollte zu geſchwind umlenken, und der Kahn ſchlug um. Zweymal rief er noch: Sophie; und ſank unter. So fand er in den Wellen erſt ſein Glück, dann ſeinen Tod. Die Prinzeſſinn ſahe bey dem Scheine der Fakeln ihren Geliebten ſinken, und ſank mit ihm. Ohnmächtig wurde ſie auf ihr Zimmer getragen, erholte ſich dort zwar; aber ſprach kein Wort mehr. Der Vorfall wurde der Fürſtinn berichtet, und Sophie ſollte nach ihrem Befehle den Tag nachher auf eine andere Feſtung gebracht, und dort eng eingekerkert werden. Um zwölf Uhr in der Nacht ſtand ſie auf, ſuchte etwas in ihrem Schreibtiſche, legte ſich auf Befragen ſtill wieder nieder, und wurde am andern Morgen tod gefunden. Ein Gläschen lag bey ihrem Bette, die Aerzte erkannten den Ueberreſt für Gift, und Merkmale deſſelben zeigten ſich auch an ihrem Körper. Sie ruht jetzt an der Seite ihres Vaters, und manche gute Seele ſchenkt ihr noch eine Thräne!

N—s Körper wurde erſt nach ihrem Tode im Schloßgraben gefunden, und an der Stätte der Miſſethäter verſcharrt; aber die Nachkommen des alten Bauern wahlfahrten noch immer aus Dankbarkeit über ſeine reichlichen Geſchenke, zu ſeinem Grabe, pflanzen bey nächtlicher Zeit Blumen darauf, und wo am Rabenſteine Roſen blühen, und Veilchen duften, dort liegt der treue, unglückliche Liebhaber einer Prinzeſſinn.

Lieschen und Jakob.

Im ganzen S—r Lande konnte jeder Graf, jeder Baron, und wer nur immer ein von vor ſeinem Namen klekſte, ungehindert ſo viel Maitreſſen halten, als er zu ernähren im Stande war. Der Gott geweihte Prieſter, der Bräutigam der Kirche durfte ungeſtraft, vermummt und verkleidet in der Bürger Häuſer ſchleichen, und ganze Nächte mit der untreuen Hausfrau durchwachen; aber dem Laſtthiere des Vornehmen, dem armen Bauern war's ſtreng verboten, mit ſeinem Mädchen, das

er ſich doch zur Gattinn erwählte, allein ſpazieren zu gehen, und wenn ein junger Bauer bey Nacht am Fenſter ſeiner Lieb⸗ſten ein Liedchen trällerte, ſo waren Scher⸗gen gedungen, die dem Reichen vom Rechts⸗wegen zehn Gulden abpreßten, den Armen, aber doch mit gleicher Leidenſchaft gebohrnen, halb tod prügelten. Von jeher wurden dieſe Schergen von den Bauern für unehr⸗lich gehalten, und mit dem, der in ihre Hände fiel, trank man aus dieſer Urſache nicht gerne mehr aus einem Kruge. Kin⸗der mußten ſich's im Wirthshauſe noch vorwerfen laſſen, daß ihr Vater einſt in Schergens Händen war.

In dieſem Lande wohnte zu M— der Schulmeiſter G—. Lieschen, ſeine Tochter, war das ſchönſte Mädchen des Dorfs und der ganzen Gegend. Herzlich und innig liebte ſie Jakob des Müllers Sohn, und Lieschen erwiederte ſeine Liebe mit gleichem Maaße, mit gleicher Stärke. Beyder El⸗tern kannten und billigten dieſe Liebe, und ſprachen oft, wenn ſie vertraulich beyſam⸗men ſaßen, vom ihrer Kinder Glück, von der Freude, die ſie einſt im ſpäten Alter an ihren Enckeln erleben wollten.

Es war Sonntag, und einer der ſchönſten Frühlingstage, als Jakob ſein Lieschen zu beſuchen eilte. Ihre Eltern waren nicht zu Hauſe. Lange ſaßen ſie in der Stube, ſprachen von ihrer Liebe, von ihrer nahen Hochzeit, und ſchlenderten endlich Arm in Arm nach dem Garten. O hör nur, lieber Jakob! ſagte Lieschen, wie dort im Walde die Nachtigallen ſo ſchön ſchlagen, wie die andern Vögel drein ſingen, als ob ſie unſern lieben Herrn Gott dankten, daß er uns heute einen ſo ſchönen Tag gegeben hat. O hör, nur hör! So traten ſie an Gartenzaum, giengen bald darauf, um das Konzert näher zu hören, ganz hinaus, und waren ſchon, unter vertraulichen Geſprächen über die Schönheit der Natur, mitten im Walde, als ſie den Schergen des Orts auf ſich zueilen ſahen. Auf einmal fiels ihnen ein, daß ſie das oben erwähnte Geſetz überſchritten hatten, und flohen. Jakob, der wohl wußte, daß der Scherge nur ihn arretiren, nur ihn ſtrafen könne, ließ im Laufen ſein Lieschen hinter ſich. In wenig Minuten holte ſie der nacheilende Scherge ein, und als ſie ſich wieder los zu machen ſuchte, ſo ſchlug er unbarmher-

zig auf ſie zu. Lieschen ſchrie um Hülfe, Jakob hörte ihr Geſchrey, und kehrte eben ſo eilig um, als er zuvor geflohen war. Er fiel dem Schergen in die Arme, dieſer aber, ſtärker als er, ſchlug mit neuer Stärke bald auf Lieschen, bald auf ihn los. Jakob zog nun ſein langes Brodmeſſer hervor, und als er ſah, wie über ſeines Mädchens Angeſicht das Blut herunter floß, ſo ſtieß er es dem Wüthenden in die Bruſt. Der Scherge ſank tod nieder, und Lieschens Schrecken, Jakobs Erſtaunen war ohne Gleichen. Ich ein Mörder! ſchrie er, und raufte ſeine Haare! Was haſt du gethan? wimmerte ſie, und rang die Hände! Beyde beſchäftigten ſich nun ihrem Tyrannen beyzuſtehen, den bereits Toden wieder zu erwecken; aber das ſcharfe Meſſer war bis ins Herz gedrungen, und auch die geſchickteſte Hülfe wäre vergebens geweſen. Noch knieten ſie beym Leichname, als einige Bauern vorüber giengen und von ihnen den ganzen Vorfall erfuhren. Nun mußten ſie ihren Freund mit ſeinem Mädchen nach dem Amthauſe führen, denn fliehen wollte er nicht, ob es ihm gleich die guten Bauern oft genug zu verſtehen gaben.

Ich vermag nicht, das Schrecken der Väter, das Jammern der Mütter zu beſchreiben, die ihre guten Kinder in Ketten und Banden, und mit einmal all ihre Hofnung, all ihre Ausſichten verſchwinden ſahen. Jakobs Mutter wurde bey dieſem Anblicke närriſch, noch geht ſie oft im Dorfe herum, und fragt jeden, der ihr begegnet: Ob er nicht den Kopf ihres Sohnes gefunden habe? Den andern Tag wurde Jakob verhört, und da er, wie's wirklich war, alle Schuld auf ſich nahm, jeden Umſtand treu erzählte, und ſich ganz allein als den Thäter angab; ſo wurde gleich darauf Lieschen ihrem troſtloſen Vater wiedergegeben, und Jakob den folgenden Morgen nach der Reſidenz geführt.

Der gutherzige Beamte erlaubte vorher Lieschen und allen ſeinen Freunden, von ihm Abſchied zu nehmen. Aber ſie konnte kein einziges Wort mit ihrem Geliebten ſprechen, wollte ſie reden, ſo erſtickten Thränen ihre Stimme; ſie ſaß alſo ſtill an ſeiner Seite, blickte ihn dann und wann mit aller Inbrunſt der Liebe an, und hielt ſeine Hand feſt, an der ein Ring ſtack, den ſie ihm zum Unterpfande der Treue gegeben hat-

te. Der andern Hand hatte ſich ſein armer Vater bemächtigt, er drückte ſie ſtillſchweigend an ſein Herz, und fühlte das Schreckliche dieſer Szene doppelt, weil er ſeinen Kummer durch Thränen nicht erleichtern konnte. Die troſtloſe Mutter kniete bey den Füſſen ihres Sohnes, und hob ſeine Feſſeln in die Höhe, damit die heiligen Engel, welche ihre erhitzte Einbildungskraft neben ihm ſtehen ſah, ihn um ſo leichter fortführen könnten. Alle andere Freunde und Bekannte hatten einen Kreis um die Leidenden geſchloſſen, und ſahen mit gefalteten Händen, mit Thränen im Auge ſtillſchweigend zu. Unter allen war Jakob am ſtandhafteſten. Er verſicherte ſein ohnmächtiges Mädchen, daß er ſie jenſeits wieder ſehen würde, küßte ſeine Eltern, und ſetzte ſich freywillig auf den Wagen, der ihn zur Reſidenz und dem Tode näher führen ſollte. Das ganze Dorf begleitete ihn bis auf die Anhöhe. Als der Wagen in die Tiefe hinunter rollte, und man endlich nichts mehr von ihm ſah, fieng die ganze Menge laut zu weinen an, und das Echo wiederholte ihr Geſchrey, ihr letztes Lebewohl! Jeder ſchlich nun traurig nach Hau-

ſe, und ſchloß den armen Jakob in ſein Gebet ein. Am folgenden Sonntage war Muſik im Wirthshauſe; ſonſt verſammlete ſich die ganze Jugend des Dorfs, und tanzte in fröhlichen Reihen bis an ſpäten Morgen; aber heute erſchien kein Tänzer, keine Tänzerinn, alle ſaßen einſam zu Hauſe, und trauerten um ihren Freund. Montags darauf wurde Lieschen nach der Stadt zitirt, um, weil ſie bey der Mordthat zugegen war, jeden Umſtand noch einmal zu erzählen; aber ſie wars nicht vermögend. Sie wurde außerſt ſchwach vors Gerichte geführt, und da immer eine Ohnmacht nach der andern folgte, ſo ließ ſie der mitleidige Richter blos ſchwören, daß ihre von dem Beamten ſchon eingeſchickte Ausſage, ohne Falſch und wahrhaft ſey. Ihre Eltern führten ſie ins Dorf zurück, und in einigen Tagen brachten die Holzbauern die Nachricht aus der Stadt mit, daß Jakob zum Schwerte verurtheilt ſey. Lieschen raſte, ihre Eltern mußten bey ihrem Bette wachen. Als ſie nach Mitternacht der Schlaf überwältigte; ſo träumte ihr: Jakob ſtehe vor ihrem Bette, und beſchwöre ſie, ein Memorial beym Fürſten einzureichen. Wenn

du dies thuſt, ſagte er, ſo wird mir mein Leben geſchenkt werden. Sie erwachte, ſtand freudig auf, und da ſie von ihrem Vater ganz hübſch ſchreiben gelernt hatte; ſo ſetzte ſie folgende, wörtlich kopirte Bittſchrift auf:

„ Im Namen Gottes des Vaters, des „ Sohnes und des heiligen Geiſtes, Amen! „ Aus der Tiefe rufe ich zu dir! O Herr „ erhöre mein Flehen! Ich heiße Eliſa„ beth G--, und bin ſeit einem Jahre die „ verlobte Braut des Jakob L—, der über„ morgen durchs Schwert hingerichtet wer„ den ſoll. Gott im Himmel erbarme dich „ meiner! Er hats meinetwegen gethan, und „ ſoll itzt meinetwegen ſterben! Der Scherge „ hat mir drey Löcher in Kopf geſchlagen, „ und Jakob erſtach ihn in der Angſt, da„ mit er mich nicht tod ſchlagen möchte. „ Stirbt mein Jakob, ſo ſterbe ich auch, „ und meine armen Eltern werden mit mir „ ſterben! Seit acht Tagen habe ich heute „ eine Stunde geſchlafen, und da iſt er mir „ im Traume erſchienen, und hat geſagt: „ Ich ſollte eine Bittſchrift bey unſerm Für„ ſten einreichen; ſo würde ihm ſein Leben „ geſchenkt werden. Erſt vor einer halben

„ Stunde hat mirs geträumt, denn ich bin
„ gleich aufgeſtanden, und habe zu ſchrei-
„ ben angefangen. — — Ich habe in mei-
„ nem Leben mit keinem groſsen Herrn ge-
„ ſprochen, ich weis keinen Titel, mein
„ Vater hat ihn wohl einmal vom Beam-
„ ten abgeſchrieben, aber er kann ihn nicht
„ finden. Ich denke, Gott, der mir den
„ Traum eingegeben hat, wird wohl auch
„ machen, daſs mich unſer gnädiger Fürſt
„ und Vater ohne Titel verſteht, und mein
„ Gebet erhört. Ach Jeſus, Maria und
„ Joſeph! wenn er los käme, ich würde ge-
„ wiſs für Freuden ſterben; aber mein Ja-
„ kob wäre doch gerettet! — — Mein Va-
„ ter hat mir itzt geſagt, daſs ſie ein recht
„ guter Fürſt wären, und keine Thräne un-
„ gerührt flieſsen ſehen könnten! Ach Gott,
„ wenn das wahr iſt, ſo kömmt mein Ja-
„ kob gewiſs los! Ich habe ſchon Millio-
„ nen Thränen vergoſſen, meine Augen ſind
„ blutroth, und ich kann kaum ſchreiben.
„ Der Traum iſt itzt mein einziger Troſt!
„ Lieber, guter Fürſt, Vater deiner Kinder,
„ Tröſter der Betrübten, erbarme dich mei-
„ nes Jakobs, und erhöre mich in meinen
„ höchſten Nöthen! Ich bin mit aller Hoch-

ach-

„ achtung, die bis in den Tod betrübte,
„ Eliſabetha G—.„

Am frühen Morgen, als der Tag kaum graute, rannte ſie mit dieſer Bittſchrift der Reſidenz zu. Ihre Eltern, die mitgiengen, konnten ihr nicht folgen, ſo ſehr trieb Angſt und Hofnung ihre Schritte. Schon kniete ſie eine halbe Stunde an der Schloßtreppe, wie ihre Eltern nachkamen und neben ihr hinknieten. Ein alter Kammerdiener ſtieg langſam die Treppe herab. Lieschen überreichte ihm zitternd die Bittſchrift. Dieſer— für den ſie doch gar nicht geſchrieben war— las ſie lächelnd durch, und ſagte: O meine liebe Kleine, ſie bemüht ſich umſonſt, den Kerl kann kein Gott retten; doch will ich der Seltenheit wegen und einem ſo ſchönen Mädchen zu Gefallen, dem Fürſten ihre Bittſchrift überreichen; aber, wie geſagt, es iſt vergebene Mühe! Geht lieber fort, ſonſt könnt ihr noch ins Zuchthaus kommen. So verließ er ſie, und Lieschen wankte, unterſtützt von ihren Eltern, dem Thore zu. Auf einmal ſtand ſie ſtille! „ Ich muß meinen Jakob noch einmal ſehen! „ Die Eltern ſtellten ihr vergebens die Unmöglichkeit, die Größe des Schmer-

zes vor. Neugierige verſammleten ſich um das weinende Mädchen, hörten und erwiederten: Daß itzt jedermann den armen Sünder ſehen könne. Wir kommen eben von ihm, ſagte einer, er iſt recht getröſtet, und wird gewiß ſelig ſterben! Schnell flog nun Lieschen dem Rathhauſe zu, riß die arme Sünderſtube auf, und ſank in ihres Geliebten Arme. Erſchütternd war dieſer Anblick für die Anweſenden, herzangreifend für den armen Jakob. Nehmt ſie weg, ſchrie er, ſie verbittert mir meinen Tod! Erbarme dich meiner, gutes Lieschen, verlaß mich, oder ich muß verzweiflend ſterben. Der anweſende Geiſtliche nahm ſie in ſeine Arme. Sey getröſtet, liebes Kind, ſagte er, du wirſt deinen Jakob im Himmel wieder ſehen, dort werdet ihr ewig beyſammen leben, kein Kummer wird euch betrüben, niemand eure Ruhe ſtören! Im weißen Kleide der Unſchuld, gereinigt von ſeiner Miſſethat, wird dir einſt dein Bräutigam entgegen kommen, und dich zu dem Throne des Höchſten führen. Lieschen hörte aufmerkſam zu. „Aber wenn ich eher als er ſterbe?„ „So wirſt du die erſte ſeyn, die er in jener Ewigkeit wieder ſehen und umarmen

men wird.„ „So lebe dann wohl, lieber Jakob, ich werde dich wieder ſehen, und ſo's Gott gefällt, dort bewillkommen!„ Jakob weinte, war kaum zu tröſten, und Lieschen wanderte zum Erſtaunen ihrer Eltern freudig und munter ihrer Heymath zu. Wie ſie den halben Weg zurückgelegt hatten, ſo gieng ſie voraus. Ein Teich lag nahe am Wege, Lieschen wollte ihren Bräutigam jenſeits bewillkommen, und ſprang hinein. Die Alten ſahen ſchon nichts mehr von ihrer Tochter, als ſie außer Athem zum Teiche kamen, und herbeyeilende Hirten fanden ſie erſt nach zwey Stunden. Auf ſeinem Rücken trug der arme Vater ſein todes Kind nach Hauſe, und das ganze Dorf verſammlete ſich weinend um ihn. Unterdeſſen gieng in der Reſidenz der Fürſt zur Tafel. Der geſchäftige Kammerdiener hatte weislich die in ſeinen Augen ſo lächerliche Bittſchrift bis zu dieſer Zeit im Sacke verwahrt, und überreichte nun ſolche, um der ganzen Geſellſchaft einen herrlichen Spaß damit zu machen. Der Fürſt las, und Thränen rollten über ſeine Vaterwangen. Jakob hat Gnade, war ſein erſtes Wort, das er ausſprach, und das zweyte ein Be-

fehl

fehl an den Kammerdiener, der dieſe Nachricht der Bittenden hinterbringen ſollte. Sie iſt ſchon längſt fort, ſagte er ganz betroffen. So muß ein Bedienter nach ihrem Dorfe reiten, und das arme Mädchen tröſten. Der Bediente kam zu M— an, aber die Eltern weinten ſchon über Lieschens Leiche, erzählten dem Boten alles, ſegneten ihren Landesvater, und baten nur um ein ehrliches Grab für ihre Tochter. Als der Fürſt die Trauerpoſt und die Umſtände erfuhr, wurde der Kammerdiener vom Hofe gejagt, Lieschen auf dem Kirchhofe beerdigt, und Jakobs Todesurtheil in eine fünfjährige Zuchthausſtrafe verwandelt. Schon war er ein halbes Jahr darinnen, als ich mit einem guten Freunde ihn zu ſehen und zu beſuchen gieng. Die Züchtlinge brachen vor der Stadt Steine, und in einer kleinen Höhle ſaß eine abgezehrte, traurige Figur, die emſig fortarbeitete, als die andern uns anbettelten. Es war Jakob, wir näherten uns, und fragten ihn: Warum er ſo gar fleißig arbeite? Es läßt ſich ſchon fleißig ſeyn, ſagte er lächelnd, ich arbeite ſchon ein halbes Jahr an meinem Grabe, und 's will noch nicht fertig werden!

den! Weiter ſprach er nichts, nahm auch das Geld nicht an, das wir ihm ſchenken wollten. Einen Monat darauf ſtarb er, und ruht nun, auf landesfürſtlichen Befehl, neben ſeinem Lieschen. In der Mitte ihrer Gräber ſteht ein kleiner Leichenſtein, den der gutherzige Beamte ſetzen ließ, und auf welchem ihr trauriges Ende ſehr rührend zu leſen iſt.

Pater Hyazinth.

Vor einigen Jahren hatte ich Geſchäfte im Kloſter E— zu beſorgen. Die angenehme, äußerſt lachende Gegend, und die Geſellſchaft einiger würdigen Männer machte mir den dortigen Aufenthalt ſehr angenehm. Einſt gieng ich Abends in dem ſchönen Garten dieſes Kloſters allein ſpazieren. Es war ein herrlicher, mir unvergeßlicher Abend! Eine reich bebaute Gegend lag, im Purpur der untergehenden Sonne glänzend, vor mir, die Ausſicht ſchloß ein hoher, waldigter Berg, hinter welchem ſich die längſten Stralen der Sonne noch hervor zu ſtehlen ſuchten. Eine dicke Säule vom Rauch

ſtieg aus der fetten Küche des Kloſters hoch in die reine Luft empor, und ſpottete der unzählbaren Menge anderer, die vom mäßigen Herde der benachbarten Dörfer ihr vergebens nacheilten. Einzelne Vögel, die ſich im nahen Waizenfelde verſpätet hatten, ſtimmten noch ihr Abendlied an, und eine lange Heerde feiſter Kloſterkühe zog brüllend am Garten vorbey. Die Abendglocke tönte harmoniſch darunter, und die heiſre Grille zwitſcherte mit. Blumen aller Gattung erfüllten die Luft mit ihrem mannichfaltigen Geruche, und ich ſtand, ſah und fühlte!

Ein langer, hagrer Geiſtlicher, den ich noch nie geſehen, gieng jetzt ſchnell vor mir vorüber. Er trug eine Gießkanne in der Hand, und eilte in die Ecke des Gartens, wo ihn mein Auge hinter einer Hecke verlohr. Die Neugierde führte mich ihm nach, und ich traf ihn hinter der Hecke betend an. Er kniete auf einem kleinen Hügel, der in der Form eines Grabes aufgeworfen, und ringsherum mit Blumen beſetzt war. Ohne mich zu bemerken, ſtand er nach einer Viertelſtunde auf, ſchnitt einige Blumen ab, und beſprengte die übrigen. End-

lich gieng er langſam auf mich zu. Ich grüßte ihn freundlich, aber, verſunken in ſeinen Kummer, dankte er mir nicht. Im Vorübergehen bemerkte ich deutlich, daß Thränen über ſeine Wangen floßen, und ich würde in dieſem Augenblicke alles darum gegeben haben, wenn ich hätte tröſtend mit ihm reden können.

Gleich am andern Morgen erkundigte ich mich bey einem meiner Bekannten nach dieſem Geiſtlichen. Er rieth hin und her, und ſagte mir endlich, daß es, meiner Beſchreibung nach, der närriſche Pater Hyazinth ſeyn müſſe. „Närriſch iſt er?„ „O! nicht ſowohl närriſch als tiefſinnig, er ſpricht oft in einem halben Jahre kein Wort, und ſtellt allerhand Streiche an.„ „Kann ich ihn nicht beſuchen?„ „O ja, er wohnt im Krankenhauſe, Nro. 6; aber ſelten iſt ſein Zimmer offen, und wenn ſie es auch offen finden, ſo wird's ihnen doch nichts helfen, denn kommen ſie ihm ungelegen, ſo führt er ſie wieder zur Thüre hinaus! Er hats mir und andern ſchon oft ſo gemacht!„ Ich wills verſuchen, ſagte ich, und gieng grade nach dem Krankenhauſe. Zweymal klopfte ich ungehört an die Thüre ſeines

Zimmers, und zum drittenmale öffnete ich ſie ſelbſt. Es war der nämliche, den ich am vorigen Abende geſehen hatte. Er ſaß auf einem hölzernen Stuhle, und ſchnitzte an einem Stückchen Holze, das nach der Form, die er ihm zu geben ſuchte, ein kleiner Löffel werden ſollte.

Ich. Verzeihen ſie, lieber Pater Hyazinth, der Freyheit eines Fremden, der ihre Bekanntſchaft zu machen wünſcht, und ſich deswegen bey ihnen eindrängt. Ich ſtöre ſie doch nicht?

(Er ſchnitzte, ohne ein Wort zu ſagen, an ſeinem Löffel fort, und blickte mich nur ein einzigesmal nach der Seite an.)

Ich. Geſtern Abends ſahe ich ſie im Garten. Ihr Kummer, der ſo deutlich auf ihrem Geſichte gezeichnet iſt, geht mir nahe! (Er fühlte ſein Geſicht an, und blieb mit den Fingern in ſeiner großen Backenhöhle liegen.)

Ich. Ich komme, ihnen meine Freundſchaft anzubieten. Ihnen vielleicht zu helfen! (Er ſchüttelte mit dem Kopfe) Sie alſo wenigſtens zu tröſten!

(Er lächelte, und in den Winkeln ſeiner Augen ſammelten ſich Thränen.)

Ich. Vielleicht iſt ihr Unglück gar keines

Tro-

Troſtes fähig; aber ein Freund iſt doch im größten Unglücke auch ein Troſt, er hilft uns wenigſtens unſer Leiden tragen.

(Itzt bewegte er ſeine Hand gegen mich, und verlangte mit den vorderſten zwey Fingern eine Priſe Tobak. Ich reichte ihm ſolche, er ſchnupfte ſehr begierig, und ſeine Thränen rollten in großen Tropfen.)

Ich. Sie verſchlüßen ihren Kummer in ihr Herz, da wird er ſie ohne Unterlaß quälen und martern. Geben ſie ihm Worte, ſuchen ſie ſich einen Freund. Er wird mit ihnen weinen! Er wird ihnen freundſchaftlich das Ende ihres Unglücks zeigen, und kanns nur der Tod endigen, ſo wird er ſie auf die Freuden, die ſie jenſeits erwarten, aufmerkſam machen.

Pater. Jenſeits! (ſagte er mir langſam nach, und ſah ſehnſuchtsvoll in die Höhe) Jenſeits? Das heißt, da oben im Himmel?

Ich. Ja, lieber Pater, ja!

Pater. Ja! Ja! (er forderte wieder eine Priſe Tobak, ich reichte ihm meine Doſe, er öfnete ſie ſchnell, und ſchüttete eben ſo geſchwind den ganzen Vorrath in ein Papier. Mit einer Miene, die deutlich fragte, ob ich darüber böſe ſey, gab er mir endlich die Doſe lächelnd zurück)

Ich. (indem ich ihm ſolche wiederreichte) Wollen ſie dieſe Doſe nicht zu meinem Andenken behalten?

Pater. Behalten? (mich ſtarr anblickend) Wer ſind ſie denn?

Ich. Ein Fremder, lieber Pater, der inniges Mitleiden mit ihnen hat, der— —

Pater. Sie ſind ein Doktor!

Ich. Nein! Aber der Arzt ihrer Seele möchte ich gerne werden!

Pater. Mein Kind hat auch eine Seele; aber ich habe ſeinen Löffel verlohren, und muß einen neuen machen.

Ich. Ich verſtehe ſie nicht.

Pater. Nicht? Hören ſie! hören ſie!

Ich. Ich höre nichts!

Pater. Mein Kind weint.

Ich. Ihr Kind?

Pater. St! St! (er hielt den Finger auf den Mund, ſchlich ſich langſam in die Ecke, und winkte mir näher zu kommen)

(Ich folgte ihm, und er öfnete ein Käſtchen, in welchem ein von Wachs verfertigtes Jeſukindlein lag. Blumen ſtanden ringsherum)

Pater. (mir leiſe ins Ohr) Das iſt mein Kind!

Ich. Ihr Kind?

Pater. (ſehr freundlich) Ja! Es iſt ein Knabe! Er heißt Karl, und künftigen Monat laß ich ihm ein Kleidchen machen, da wird er herum laufen, und wenn ich auf ſeiner Mutter Grabe beten gehe, ſo wird er mit mir gehen, und auch beten. Er kann ſchon das ganze Vater unſer, aber mein Gebet will er nicht lernen.

Ich. Wie lautet denn ihr Gebet?

Pater. Es iſt ganz kurz, aber ſehr kräftig! Ich bete es des Tages dreyhundert fünf und ſechszigmal, es heißt: Nannete nimm mich zu dir, zu dir! (itzt ſahe er ſich um, und rieb oft die Stirne) Ich habe vielleicht etwas Unrechtes geſagt? (er ſchielte öfters nach dem offnen Käſtchen, und führte mich endlich, wie wohl freundlich und bittend, zur Thüre hinaus, die er ſorgfältig hinter mir zuſchloß.)

Gerne hätte ich noch länger mit ihm geſprochen; aber ich merkte, daß man ſich nicht aufdringen durfte, und gieng in der Hofnung, ihn bald wieder zu beſuchen, fort; aber ſo oft ich kam, ſo fand ich auch ſeine Thüre verſchloßen, und wenn er mich im Garten erblickte, ſo floh er ſchnell, und ſah ſich oft um, ob ich ihm nachfolgte.

Die

Die Neugierde bewog mich endlich, einen der würdigſten Geiſtlichen über den Zuſtand des armen Paters zu befragen. Er iſt ſehr zu bedauern, ſagte dieſer, und ich bin, wie wohl wieder meinen Willen, Schuld an ſeinem Unglücke. Sie wiſſen ſchon zu viel, als daß ich ihnen nicht ſeine ganze Geſchichte erzählen ſollte.

* * *

Geſchichte des Pater Hyazinths.

Karls Vater (ſo hieß er vor ſeiner Einkleidung) war der Sohn eines reichen Bauers, der ſechs Jahre mit ſeiner Frau verheurathet war, ehe ihm dieſe einen Sohn gebahr. Ihrer Meynung nach hatten ſie dieſen ſehnlich gewünſchten Sohn durch die Vorbitte eines Gnadenbildes der Mutter Gottes erhalten, und opferten daher im frommen Eifer, in heiliger Einfalt das neugebohrne Kind dem Herrn.

Schon als Knabe trug Karl die Kutte, die ihn einſt als Mann zieren ſollte, und nichts gefiel ihm damals beſſer, als wann ihn ſeine Eltern im Scherze die Hand küßten und Herr Pater nannten.

Seiner Beſtimmung gemäß lernte er lateiniſch, gieng mit vielem Fleiße die niedern Schulen durch, und petirte zum erſtenmale ins Kloſter, als er auf die Univerſität zog. Auch dort kaute er wacker an den Syllogismen damaliger Zeit, und würde ein reines, unbefangnes Herz mit ins Kloſter gebracht haben, wenn er nicht beſonders gut Klavier geſpielet hätte.

Ein Fräulein, das mit ihm in einem Hauſe wohnte, hörte ihn öfters bey offnem Fenſter auf dieſem Inſtrumente phantaſiren, verliebte ſich darein, und bat ihren alten Vater, ſie in dieſer Kunſt unterrichten zu laſſen. Der gute Vater ließ den Studenten rufen, fragte ihn, ob er ſeiner Tochter Lektion geben wolle, und dieſer nahm den Antrag mit Dank an. Fräulein Nannette machte große Progreſſen. Der Vater, aber auch die Tochter, gewann den Studenten lieb, und Karl war gegen ihre Reitze nicht gleichgültig. Jede Minute, die er entbehren konnte, ſchenkte er ihr. Stets waren ſie beyſammen, und ſtets ſpielten ſie Klavier, wenn jemand ins Zimmer trat.

Karl verſuchte unter dieſer Zeit oft, ſeinen Vater in Anſehung des Kloſters auf andre Gedanken zu bringen; aber dieſer ſchützte ſein Gelübde vor, und drohte mit dem väterlichen Fluche. Der Arme mußte alſo zum zweytenmal petiren, und erhielt die ſchreckliche Verſicherung, daß er noch dieſen Monat eingekleidet werden ſollte.

Im Taumel der Liebe vergaß Karl beym Abſchiede auf Stand, Rang, Kloſter, und Nannete wurde in der Folge ſchwanger. Sie geſtand zu den Füſſen ihres Vaters alles, und dieſer gute Mann ſchickte ſie zu einer alten Tante, wo ſie mit einem Sohne heimlich niederkam, der eben ſo heimlich erzogen wurde.

Karl erfuhr im Kloſter nichts von der ganzen Geſchichte. Lebte in ſeinem Noviziate ſehr ſtill, ſehr einſam, und legte endlich nach vollendetem Probjahre das ewige Gelübde der Keuſchheit ab. Seine Melancholie verließ ihn nie, ſtets fand man ihn in der Kirche, und nie beſuchte er die Erholungsſtunden der andern Geiſtlichen.

Nach zwey Jahren gieng der Pater, welcher mir die Geſchichte erzählte, auf die

Univerſität, um da die Theologie zu hören. Als er, nach vollendeten Studien, wieder in ſein Kloſter reiſen wollte, begegnete ihm auf der Gaſſe ein Frauenzimmer, das ihn nach dem Namen ſeines Kloſters fragte, und endlich bat, dem Karl — heimlich einen Brief mit zu nehmen. Er verſprachs und erhielte ihn auch kurz vor ſeiner Abreiſe.

Dies Frauenzimmer war Nannette, ſie hatte ihren Karl noch nicht vergeſſen, ſchrieb ihm einen Brief voll Liebe, in dem ſie ihm auch die Geburt ihres Sohns berichtete. Unbekannt mit dem Inhalte, übergab der Pater ſeinen Brief dem unglücklichen Hyazinth, und hörte am andern Tage mit Erſtaunen, daß dieſer närriſch geworden ſey. Er beſuchte ihn ſogleich, und fand ihn in dem elendeſten Zuſtande, beſtändig von dem Briefe phantaſirend.

Endlich ſchien er ſich wieder zu erholen, und vertraute ſeinem Freunde alles, was dieſer zu wiſſen verlangte. Auch erzählte er ihm einſt, daß er aus dem Kloſter entfliehen, ſeine Nannete und ſein Kind aufſuchen, und mit ihnen über die Gränze flüchten wolle. Dem guten Pater wurde

bey

bey dieſer Geſinnung ſeines Freundes bange, er bat ihn dringend, nur noch zwey Monate zu warten, und verſprach, ſich unterdeſſen nach Nannettens Aufenthalt zu erkundigen. Unter dieſer Zeit fingirte er einen Brief, den er von einem Bekannten in der Stadt ſchreiben, und ſich darinne Nannettens Tod berichten ließ. Dieſen Brief zeigte er Hyazinthen, und dieſer wurde von dieſer Stunde an, was er noch itzt war, äußerſt melancholiſch, äußerſt tiefſinnig. Sehr ſelten ſpricht er mit einem ſeiner Mitbrüder, und beträgt ſich auch gegen ſeinen Freund eben ſo fremd.

In der Ecke des Gartens hat er ſich ein Grab aufgeworfen, das er im Frühlinge und Sommer mit Blumen bepflanzt, und im Winter vom Schnee reinigt. Alle andere Geiſtliche halten es für ſein Grab, und laſſen ihm ruhig ſein Spiel treiben.

Noch hat er keinem, als mir und ſeinem Freunde, das von Wachs verfertigte Kind gezeigt, welches er in ſeiner Phantaſie für das ſeinige hält, und ſich den ganzen Tag damit beſchäftigt. Er wartet und pflegt es, und kocht ihm ſogar jeden Morgen einen Brey. Nannette, die noch einige-

mal

mal an den Pater ſchrieb, und durch ihn endlich auch, aus ſchon bekannter Urſache, Karls Tod erfuhr, gieng wieder den Willen ihres Vaters in das Kloſter F—, und ſtarb dort als Novizinn.

Ich verwies dem Pater ſeinen frommen Betrug, und ließ ihm deutlich merken, daß er Mitſchuldiger des Unglücks dieſer beyden Liebenden ſey. Er fühlte ſein Unrecht, berufte ſich aber auf ſeine Pflicht, und hofte durch dieſer Erfüllung Vergebung zu erhalten.

Ohne meinen armen Hyazinth noch einmal geſehen zu haben, reiſte ich von E— ab, und dachte oft an ihn.

Vor zwey Jahren erhielte ich folgenden Brief von ſeinem Freunde:

„ Ihr armer Hyazinth iſt nicht mehr! Geſtern fand man ihn tod in ſeinem Bette. Er hatte ſich ſelbſt die Gurgel abgeſchnitten. Ich zittre noch, wenn ich an dieſen Anblik denke, und fühle nun ihre Vorwürfe doppelt.

Kurz nach ihrer Abreiſe hatte er ſeinem Kinde ein Röckchen gemacht, und trug es öffentlich im Kloſtergange herum. Viele meiner Mitbrüder wußten nicht,

was

was ſie von ſeinem Betragen denken ſollten, und meldeten es endlich dem Prälaten! Dieſer befahl, ihn ungehindert gehen zu laſſen, und wir alle gehorchten mit Freuden. Seit einem Monate nahm er dies Kind ſogar mit in die Kirche, und zeigte es am vergangnen Sontage dem verſammleten Volke als ſein eignes, mit Nannetten erzeugtes Kind. Der erzürnte Prälat ließ ihn ſogleich in ſein Zimmer ſperren, und die Aergerniß gebende Puppe wegnehmen, aber er wußte dieſen Verluſt nicht zu ertragen, und nahm ſich ſelbſt das Leben.

Auf Befehl des Prälaten ſagen wir allen Leuten, daß den Unglücklichen der Schlag getroffen. Er wird morgen ehrlich begraben werden, aber der Frater S— mahlt ſchon einen andern Sarg, auf dem gräßliche Teufel herumflattern, in dieſen wird er nachher bey Nachtzeit gelegt, und in irgend einen Winkel als ein Verdammter verſcharrt werden.

Bin ich einmal tod, und ich hoffe zu Gott, es bald zu ſeyn; ſo trage ich ihnen die Pflicht auf, die Geſchichte des armen Hyazinth bekannt zu machen; damit jeder Jüngling, der unſre heiligen Mauern be-

treten will, vorher ſein Herz prüfe, und lieber ein nützlicher Bürger der Welt werde, als daß er hier Jahre lang mit Verzweiflung ringe, und endlich doch unterliege.„

Vor zwey Monaten ſtarb auch dieſer gute Pater, und ich eile ſeinen Auftrag zu erfüllen, weil ich mit Grund hoffe, daß dieſe Geſchichte manchem Vater und vielen Jünglingen zum warnenden Beyſpiele dienen wird.

An einem ſchwülen Sommerabende, erzählte mir ein altes Mütterchen, ſaßen vor mehr als hundert Jahren einige Bauern unter der großen Linde des Dorfes L—r. Sie tranken bis die Glocke eilfe ſchlug, und ſchwatzten in dieſer den Geiſtern geweihten Stunde ganz natürlich von Kobolden und Geſpenſtern. Einer aus ihnen, der als Knecht in der Stadt gedienet hatte, machte den ungläubigen Thomas, ſpottete über jedes Hiſtörchen, das die andern erzählten, und behauptete endlich, daß Geiſter und Kobolde nur eine Erfindung der alten

Weiber wären. Wenn du denn ſo gar viel Kourage haſt, fiel ihm Michel ins Wort, ſo geh doch itzt auf unſern Kirchhof, und hole das Todengerippe her, das in der Halle ſteht. Thuſt du dies, ſetzte Jakob hinzu, ſo will ich dich für den muthigſten Kerl im ganzen Dorfe halten, mit dir an keine Geiſter glauben, und dir noch oben drein einen neuen Thaler ſchenken. Der Ungläubige fieng an zu wanken, und geſtund endlich, daß er zwar nichts fürchte, aber doch auch nicht freveln wolle. Gebt den Thaler her, ich hol's, ſagte des Wirths Magd, die eben eine volle Kanne brachte, und dem Geſpräche zuhörte. Die Bauern erſtaunten ſammt und ſonders über dieſe Kühnheit, und verſprachen den Thaler zu zahlen, wenn ſie die Wette wirklich erfüllen würde. Kätchen ſprang fort, und ſetzte in wenig Minuten das Skelet an den Tiſch der erſchrockenen Bauern. Alle zitterten, der Ungläubige am meiſten. Er verſprach in der Angſt der Magd einen zweyten Thaler, wenn ſie es geſchwind wieder forttrüge. Käthe nahm den Thaler, huckte das Gerippe wieder auf, und eilte da-

mit

mit der Halle zu. Als ſie es wieder an ſeinen Platz ſetzen wollte, konnte ſie es nicht von ihrem Rücken bringen. Sie verſuchte es mit Gewalt, aber auch ſo gelang ihrs nicht. Sie bebte und war einer Ohnmacht ſehr nahe.

Das Skelet. (mit dumpfen und düſteren Tone) Ich laſſe dich nicht!

Kätchen. Heilige Mutter Gottes! Heiliger Schutzengel, ſtehe mir bey!

Das Skelet (mit noch ernſtlicher und ſchrecklicher Stimme) Ich laſſe dich nicht!

Kätchen. Jeſus Chriſtus erbarme dich meiner!

Das Skelet (äußerſt gräßlich) Ich laſſe dich nicht, bis du meine Bitte erfüllſt!

Kätchen (zitternd und bebend) Was ſoll ich thun?

Das Skelet. Geh in die Kirche, rechter Hand wirſt du ein offenes Gewölbe erblicken. Verfolge deinen Weg durch die offene Thüre deſſelben, bis du zu einem ſchwarz gekleideten Frauenzimmer kömmſt. Dieſe bitte für mich um Verzeihung! Willſt du's thun?

Kätchen. Ich will!

Das Skelet ließ ſie nun los, ſie wollte fliehen, aber ſtraks hieng es wieder an ihrem Halſe und drohte ſie zu erwürgen. Kätchen gelobte aufs neue, und gieng auch wirklich in die Kirche. Mit größter Angſt näherte ſie ſich dem Gewölbe. Der Eingang war düſter und dunkel. Weiter hin erblickte ſie den Schein eines Lichtes, dem ſie folgte, und am Ende das beſchriebene Frauenzimmer, welches in einem großen Buche las, antraf. Blaß war ihr Geſicht, langes, blondes Haar hieng zerſtreuet über ihren ganzen Körper, und bedeckte an der linken Bruſt nur halb eine tiefe Wunde, aus der roſinfarbnes Blut quoll, und am Kleide herunterſtrömte. Kätchen warf ſich vor ihr nieder. Verzeih, rief ſie ſtammelnd, dem Todengerippe, das drauſſen an der Halle ſteht, und mich zu dir ſendet. Langſam und traurig wandte nun die Leſende ihr Geſicht gegen Kätchen, ſchüttelte dreymal mit dem Kopfe, und winkte ihr, ſich zu entfernen. Kätchen ſprang aus dem Gewölbe, und wollte eben ſo eilig durch die Halle rennen, als ihr das Skelet aufs neue den Weg vertrat.

Das

Das Skelet. Sie hat mir nicht vergeben! Ich weis es! Aber der Baum fällt nicht auf den erſten Hieb. Geh noch einmal! Bitte, flehe! Bitte für dich, für dein Leben! Denn kömmſt du unerhört zurück, ſo packe ich dich bey den Haaren, und ſchleudere dich an die Wand, daß das Gehirn in die Ecke ſpritzt, und von deinem Frevel noch vierzig Menſchenalter mit Schaudern erzählen.

Mehr tod als lebendig ſchlich Kätchen aufs neue nach dem Gewölbe, und bat nochmals laut weinend im Namen des Skelets um Verzeihung. Aber der Geiſt ſchüttelte wie vorher dreymal mit dem Kopfe.

Kätchen. O ſo verzeih ihm wenigſtens um meinetwillen! Er wird mich ermorden, zerſchmettern, wenn ich ihm nicht deine Verzeihung bringe. Du haſt gewiß auch gelebt! Weiſt was Jugend iſt, und Jugend unternimmt! Ich lebte ſo gerne noch länger! O verzeih, vergieb ihm!

(Der Geiſt ſeufzte, ſchüttelte wieder dreymal mit dem Kopfe, und las weiter.)

Kätchen. Grauſame, wenn dir mein Leben, mein Tod ſo gleichgültig iſt, ſo

kanns

kanns dir, die du ein Weib zu ſeyn ſcheinſt, doch nicht angenehm ſeyn, daß der Barbar mit mir ein Kind tödet, das ich, allen Menſchen verborgen, unter meinem Herzen trage, und deſſen Geburtsſtunde ich täglich erwarte. Wenn du je Mutter warſt, je ihre Liebe zu einem Kinde kannteſt, ſo verzeih ihm um des armen Würmchen willen, das dich und ihn nie beleidigte, das itzt durch mich für ihn bittet.

Plötzlich fuhr nun das Frauenzimmer in die Höhe, ſchlug freudig das Buch zu, löſchte die Lampe aus, und verſchwand, indem ſie Kätchen noch einen freundlichen Dank zuwinkte. Dieſe ſtand in dieſem Augenblicke, kaum ihrer Sinne mächtig, auf dem Kirchhofe, ſah wie das Skelet ebenfalls zuſammſtürzte, und kam noch dieſe Nacht mit einem jungen Sohne nieder, den man nachher den Geiſterbanner nannte, der lange lebte, in allen ſeinen Unternehmungen glücklich war, und als Miniſter am Hofe zu — ſtarb.

Das Märchen der Alten gefiel mir. Ich hörte ihre Betheuerungen, daß dieſes alles ſo wahr, wie das Evangelium, mit

ſchö-

ſchönen Worten an der Wand der Halle noch zu leſen ſey, mit Geduld an, und dachte nur nach: Wie und warum ein Bauer oder Mönch dieſe für empfindſame Seelen gewiß anziehende Geſchichte erdichtet hätte.

Am andern Morgen gieng ich in die Kirche des Dorfs, in der ich vorher nie war. Beym Eintritte in die Halle fiel mir das Skelet ein, ich ſah maſchinenmäſſig umher, und erblickte im Winkel ein elend gemahltes Skelet, über deſſen Haupte folgende Innſchrift zu leſen war: Hihr ſtunte in natura das Tottengeripe ynes uralden attelichen Rieters. Es wurde drimale beertigt, und am drieten tage druf ſtunte es wieter uf dieſem ploze. Aña Katharina Reicherin erlöſſete es in der St. Johañis des Tufers Nacht durch ihre Fürbiete. Anno Chriſti 1627. Gott ſie ſiner und oler chriſtglubichen Sehlen genatig und barmherzich. J. N. R. J.

Dieſe Inſchrift erregte meine Neugierde aufs neue, und nach der Kirche bat ich den Pfarrer des Orts um Aufklärung. Er war mir von lange her als ein vernünftiger und ohne Vorurtheile denkender Mann

be-

bekannt, ich konnte alſo auch eine ſeinen Grundſätzen gemäße Antwort von ihm erwarten.

Es geht ihnen wie mir, ſagte er lächelnd. Auch mir gefiel das Märchen, als ichs zum erſtenmale erzählen hörte. Ich glaube aber die Wahrheit, oder wenigſtens die veranlaſſende Geſchichte entdecket zu haben. Ich bat ihn, ſie mir zu erzählen. Sie können ſie ſelbſt leſen, ſagte er, und holte aus ſeiner Bibliothek einige Bogen Papier. Ich mußte, fuhr er fort, unſerm ſeligen Herrn ſein Archiv ordnen, alle Dokumente und Papiere durchſuchen, weil ſein zweyter Sohn deutſcher Herr werden ſollte. Unter andern fand ich auch dieſe Geſchichte. Es thut mir leid, daß ich ſie nicht wörtlich kopirte, aber ich wollte dazumal ſelbſt Autor werden, und kleidete ſie nach meiner Art ein. Als ich älter und geſcheider wurde, dachte ich wohl, daß es dem Leſer angenehmer wäre, ſie in den altdeutſchen, poſſierlichen Ausdrücken zu leſen, aber da war ſchon vor zwölf Jahren das Schloß, und mit dieſem auch das Archiv abgebrannt, und nun müſſen ſie's ſich ſchon gefallen

laſſen

laſſen, ſie nach meiner Faſon zu leſen. Ich war neugierig, und wollte gleich anfangen. Können's ganz behalten, ſagte der gutherzige Greis, können's vielleicht eher und beſſer benutzen als ich. Nur bitte ich die Namen der Familien zu verſchweigen, weil ſie noch exiſtiren. Ich las hernach mit Vergnügen, was ich meinen Leſern hier wieder mit Vergnügen erzähle:

* * *

Johanna und Ubaldus.

Im Jahre 1362 gebahr Margaretha von — ihrem Gemahl eine Tochter, die ihr Ebenbild und folglich ein Muſter der Schönheit, ein Engel in weiblicher Geſtalt war. Damals ſchämten ſich die Damen noch nicht, ihre Kinder ſelbſt zu ſtillen, und Margaretha ſas oft in dieſer liebenswürdigen Beſchäftigung unter der großen Linde, die nahe an der ritterlichen Veſte ſtand. Eine Wahrſagerinn oder Zigeunerinn gieng einſt vorüber. Edle Frau, gieb mir eine Gabe! Du ſollſt ſie reichlich erhalten, wenn du mir das Schickſal meines Kindes enthüllſt.

Die

Die Wahrſagerinn guckte lange in des Kindes Hand, und ſagte endlich: In vieler tauſend Hände habe ich ſchon geſehen, aber nie ſah ich ſolche Linien! Meine Kunſt wird an ihnen zur Stümpferinn. Allem Anſehen nach wird deine Tochter ſehr glücklich werden, aber ihre Lebenslinie, die bis über das höchſte Menſchenalter hinausläuft, iſt in der Mitte zerriſſen. Soll ich der Länge der Linie trauen, ſo wird ſie länger leben als du und ich, und ich und du. Geht aber der Riß der Linie in Erfüllung, ſo wird ſie früher ſterben als du und ich, und ich und du. Kurz, ſie wird ſterben und doch leben. Sie wird keine Kinder gebähren, aber ein Knabe wird ſie in das größte Elend ſtürzen, und ein anderer Knabe ſie aus der größten Noth erlöſen. Mehr weis ich dir nicht zu ſagen. Margaretha bezahlte dieſen Unſinn reichlich, und erzählte alles ihrem Gemahl. Benno, ſo hieß der Alte, ließ dieſe merkwürdige Weiſſagung von einem gelehrten Mönche aufzeichnen, und verwahrte ſie in dem vergüldeten Käſtchen, das ihm ein Ritter, der alten Minne, aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte.

Johanna wurde nun größer, immer ſchöner, und theilte ſchon als ein Mädchen von funfzehn Jahren auf einem Thurniere den Preis aus. Ubald war der Sieger, ſah dieſe aufblühende Roſe, und liebte ſie heftig. Er war ein ſchlanker, ſchöner Ritter, beſaß feſte Schlöſſer, viele Reiſſige, Knechte, und eine groſze Zahl Leibeigner. Mit allem Prunke damaliger Zeit umgeben, zog er am andern Tage auf des alten Bennos Schloß, und warb um ſeine Tochter. Sie iſt zur Gattinn noch zu jung, ſprach der Vater, das weißt und ſiehſt du ſelbſt; aber ſollte ich weit und breit einen Gemahl für ſie ſuchen, unter allen Rittern den mir gefälligſten wählen, ſo würde die Wahl dich treffen. Willſt du noch fünf Jahre harren, dann iſt meine Tochter mannbar, und denkt ſie um dieſe Zeit wie ich, ſo werde ich dich mit Freuden als Sohn umarmen. Ubald erwiederte: Deine Tochter iſt ein Schatz, auf den ich nicht fünf, ſondern zehn Jahre harren will, wenn ich nur am Ende Meiſter des Schatzes werde. Sie iſt ſchon in dem Alter, in welchem ſie ſagen und unterſcheiden kann: Ob ihr ein Geſicht wie das meinige, gefällt? Laß mich alſo

heu-

heute und morgen mit ihr reden, und frage ſie dann: Ob ich hoffen darf?

Der alte Benno nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an, bewirthete ſeinen Gaſt aufs herrlichſte, und Ubald ſprach viel mit ſeiner Tochter. Als er wieder fortzog, ſuchte die ſchöne Johanna vergebens ihre Thränen zu verbergen, und geſtand endlich nach vielem Zureden ihres Vaters, mit jungfräulicher Schaam, daß ihr der Ritter nicht gleichgültig, daß er der Mann ſey, den ſie lieben könne, wirklich ſchon liebe.

Ubald feyerte den Tag hoch, an dem er dieſe frohe Nachricht vom Vater hörte. Er beſuchte ſeine Dame oft, zog an ihrer Seite auf die Jagd, und wurde bald von ihr mit aller Inbrunſt, mit dem erſten aufbrauſenden Jugendfeuer geliebt. Ihr Ritter erwiederte dieſe Liebe mit gleicher Stärke. Ihr Wink war ſein Gebot, ihr Wille ſein Befehl. Er hörte gleich Anfangs von ihr, daß ſie den tapfern Mann beſonders ſchätze, und er war bald der tapferſte Ritter der ganzen weiten Gegend. Die Ritter des berühmten Löwenbundes nahmen ihn in ihre Geſellſchaft auf, bey ihrer erſten Verſammlung wurde er zu ihrem Bundshaupt-

mann erwählet. Viele Aebte gaben ſich ihm in Schutz und Schirm, und die Reichsſtädte furchten ihn ſehr.

Schon war das fünfte Jahr ſeines Harrens halb verfloſſen, ſchon machte er auf ſeiner Veſte Anſtalt, ſeine Braut anſtändig bewillkommen zu können, lud ſchon entfernte Ritter zum Verlobnißfeſte, zum Thurniere ein, als der Ruf in der Gegend erſcholl, daß der Graf Eberhard *) ſeiner einzigen Tochter zu Ehren ein prächtiges Scharfrennen **) halten, und zum erſten Preiſe einen ganz vergüldeten Harniſch ausſetzen würde. Nur in dieſem Harniſche laſſe ich mich von euch zum Altare führen, ſagte Johanna im Scherze zu ihrem Ritter, der ihr dies erzählte. Schnell nahm ſie ihren Scherz zurück, als ſie ſah, daß Ubald ihn im Ernſte nahm; aber es war zu ſpät, und der Ehrgeizige zog ungeachtet ihrer Thränen

nen

*) Sein Geſchlechtsname ſteht ſelbſt im Originale nicht.

**) Dies war damals eine beſondere Art der Thurniere. Die Ritter fochten mit ſcharfen Lanzen, und ſelten wurde ſo ein Thurnier zu Ernſt gehalten, wo nicht mehrere Ritter tod auf dem Platze blieben.

nen am beſtimmten Tage zur gräflichen Burg hin. Er fand dort den Kern der Ritterſchaft von vielen Ländern; aber Ubald ſiegte doch entſcheidend, er ſtieß ſelbſt das Oberhaupt der Ritter mit den Hörnern *) vom Pferde, und erhielt aus der Hand der jungen Gräfinn den erſten Dank. Er näherte ſich ihr, nahm ſeinen Helm ab, um den ihrigen zu empfangen. Zerſtreuet hieng ſein gelbes, krauſes Haar um ſein Geſicht, und flatterte der Feſſeln entledigt, muthig in der Luft. Schweis floß in Strömen über ſeine rothbraunen Wangen, und ſein groſzes, feuriges Auge ſchoß Flammen um ſich her. Lange zögerte die Grafenstochter, eh ſie dies ſchöne, äuſſerſt reitzende Geſicht wieder bedeckte. Sie fragte nach ſeinem Namen, Stand, und ſetzte am Ende hinzu, daß ſie ſich freue, den tapferſten und ſchönſten Ritter geſehen zu haben. Am Abende fand ſie der Vater in Thränen.

G. Eberh. Was fehlt dir, meine Agnes? An einem ſo feſtlichen, dir ſo ruhmwürdigem Tage hofte ich, dich nicht in

Thrä-

*) Eine Geſellſchaft der Ritter, die dieſen Namen führte.

Thränen zu finden. Sahſt du nicht, wie Fürſten und Grafen, wie alle Ritter nur nach einem deiner Blicke geizten, wie ſie Wunder der Tapferkeit thaten, und nur dem Einzigen, dem Löwenritter weichen mußten. Die Schmeicheley, die du ihm ſagteſt, ſchmerzte alle mehr, als die Wunden, die er ihnen ſchlug, mehr, als der Verluſt des Preiſes, mit dem du ihn kröntest.

Agnes. Eben dieſer Unüberwindliche, dieſer reitzende, ſchöne — — O mein Vater.! dieſer Unnennbare iſt die Urſache meiner Thränen!

G. Eberh. Und warum?

Agnes. Er ſtritt nicht, um von mir bemerkt zu werden, nicht um mir ſeine Tapferkeit zu zeigen!

G. Eberh. Worauf gründet ſich deine Muthmaſſung?

Agnes. O ich ſah's deutlich beym Thurniere! Noch deutlicher beym Male! Er trägt das Bild, die Farbe einer andern!

G. Eberh. Nach dieſem allen zu ſchlüſſen, wäre dir der Ritter wohl nicht gleichgültig?

Agnes. Gleichgültig? Nur nicht gleichgültig? Ich liebe — Nein, das iſt noch zu wenig! Ich verehre — — O das drückt's ſchon gar nicht aus! Ich hange an ſeinem Blicke, ich weide mich an ſeinen Zügen, ich letze mich an ſeinen Worten, ich lebe und webe blos in ihm.

G. Eberh. Tochter!

Agnes. Der Sturm iſt zu groß! Mein Herz iſt zu gepreßt! Ich muß mein Leiden in die Bruſt meines Vaters ausgieſſen, damit er mir helfe, mich tröſte. Ich ſchäme mich für mir ſelbſt, ich möchte mich in eine dunkle Höhle verſtecken, und doch würde ich's auch dieſer Höhle, den Bäumen im Walde erzählen. Wäre er noch frey, dieſer große, dieſer tapfere Ritter, und ich ſein! — — O theuerſter, beſter Vater! Ich ſein! Wer würde es wagen, mich und euch anzutaſten? Ruhig könntet ihr das längſte, gröſte Alter genieſſen, noch als Greis auf Krücken jedem furchtbar herumkrichen! Kein Feind würde ſich eurem Lande nahen, alle würden horchen auf euern Befehl, ſich ſchmeichelnd um eure Burg lagern, und ſklaviſch harren, bis es euch gefällig wäre, ihren Zins anzunehmen. Und raubte

der Tod euch mir, ſo würden ſie alle auf die Knie fallen, in mir den Unüberwindlichen huldigen, und meine Kinder als ihre Herrſcher verehren! Aber ſo! — Wen kann ich wählen? Wen ſoll ich einſt ehlichen? Da alle ſahen und hörten, daß er nur unüberwindlich iſt. Jeder, dem ich meine Hand ſchenke, wird um das Land beneidet, bekriegt, überwunden, vielleicht von ihm überwunden werden!

G. Eberh. Tochter! Tochter!

Agnes. Wenn er's nun wirklich thut, mich, mein Land überzieht! —— Und muß er's nicht, da alle unſere Ritter wie Knaben von ihm behandelt, ihre Lanzen wie Ruthen zerbrochen worden! Dann die Geliebte ſeines Herzens auf meinen Fürſtenſtuhl ſetzt! Ich vielleicht ihr dienen, die Wärterinn ihrer Kinder ſeyn muß! O Vater! Ihn oder den Tod!

G. Eberh. Haſt du geendet?

Agnes. Nein, Vater, nein! Nach dem Gefühle meines Herzens muß ich immer, muß ich ſtets reden, aber nur von ihm! Da geht er! Da ſteht er! Dort ſprengt er auf den ſonſt ſo tapfern Reynald zu! Dort wirft er den ———

G.

G. Eberh. Halt ein, und laß mich reden, dann phantaſire noch, ſo lange es dir gefällt. Ubald iſt ein tapfrer Ritter, ſtammt, von der Mutter her, aus der Wittenbergiſchen Linie der Sachſen, ich würde ihm alſo meiner Tochter Hand nicht weigern. Auch muß ich dir offenherzig geſtehen, daß ich ſchon dran dachte, ſchon die Vortheile überlegte. Er beſitzt viele Schlöſſer und Veſten, nur der Titel eines Grafen mangelt ihm, den ſo viele Eigenſchaften reichlich erſetzen, und den ihm endlich der Kaiſer auf mein Vorwort gewiß gewähren wird. Ich kam wirklich, um dich auszuforſchen, und — —

Agnes. Und finden mich elend, unglücklich, denn er liebt eine andre!

G. Eberh. Iſt dies ſo ganz ausgemacht?

Agnes. Ausgemacht! Erwieſen! Denn ich bemerkte deutlich, daß er, als ſeine Lanze am Panzer des groſſen Roberts absprang, beym Lenken des Roſſes das Bild küßte, und dann geſtärkt durch dieſen Kuß, Roberten wie einen Vogel in die Luft ſchnellte.

G. Eberh. Aber weſſen Bild? Kann's nicht das Bild eines Heiligen, das Bild einer geliebten Schweſter, das lezte Vermächtnis ſeiner Mutter geweſen ſeyn?

Agnes. O wäre es ſo! Sein Heiliger ſollte auch mein Heiliger, ſeine Schweſter auch meine Schweſter ſeyn! Meine Buſenfreundinn ſollte ſie werden, mein Herz wollte ich mit ihr theilen, wenn es nicht ganz ſein gehörte, und beten auf dem Grabe ſeiner Mutter, die einen ſo ſchönen Sohn gebahr.

G. Eberh. Ich will ihn morgen ausforſchen!

Agnes. Und mich verrathen! Damit er meiner ſpotte, in der Geliebten Armen mich verlache!

G. Eberh. Agnes, ſprich nicht Unſinn! Du verſpottet! verhöhnt! Ha! ich fühle das ſtark! Ehe würde ich dir das Schwerdt ſelbſt ins Herz ſtoſſen, eh ich — — —! Nein, bitten, werben muß er bey mir um dich, flehen bey dir um deine Gunſt! Er erhält mit dir ein ſchönes Land, und dies iſt des Bittens und Flehens wohl werth!

Agnes. Wenn er aber nicht flehet, nicht bittet?

G. Eberh. So wird er nie dein Gemahl, nie mein Sohn!

Agnes. Und wenn ich dann hinwelke, verſchmachte?

G. Eberh. So wird der Vater Leid um dich tragen, Thränen im Verborgenen mit dir weinen, aber der Fürſt ungerührt hinter deiner Leiche gehen, und nicht wanken, wenn man Erde auf den letzten Zweig ſeines großen Heldenſtammes wirft. Darnach richte dich! Morgen will ich mit dem Ritter reden!

Unterdeß der Vater ſo mit ſeiner Tochter ſprach, und die letztere in banger Erwartung die Nacht durchwachte, lag Ubald auf dem gaſtfreyen Lager des Grafen. Er war müde und matt von den Thaten des heutigen Tags, und konnte doch nicht ſchlafen. Der güldne Harniſch glänzte im Dunkeln vor ihm, er dachte oft an ſeine Johanna, aber noch öfter an die ſchöne Agnes, die einer Gottheit gleich, vor ſeinen Augen ſchwebte. Ihre Blicke waren in ſein Herz gedrungen, das voll Bewunderung — — Was ſoll ich ſeine ſchändliche That länger verheelen? — — voll Liebe für ſie war. Er hatte Mitleid mit Johanna, von der er

wußte, daß ſie in ihm lebte, aber er hatte auch Mitleid mit ſeinem Herzen, das nur für die ſchöne Agnes ſchlug. Johanna war itzt in ſeinen Augen ein gutes, liebes Mädchen, das für ſeine Ritter und Knechte ein gutes Mal bereiten würde, wenn ſie ermattet vom Streite nach Hauſe kämen; aber Agnes eine Heldinn, die mit ihm in den Kampf ziehen, an ſeiner Seite ſtreiten, und ihn zu größſerem Muthe anfeuern würde. Ganz natürlich war's alſo, daß er dieſe vorzog, und jene hintanſetzte. „Sie wird mich vergeſſen, wie ich ſie vergaß. Im Kampfe war ich noch ganz Liebe für ſie, und ein Blick der großen Agnes entriß mich ihr. Kann und wird's ihr ja eben ſo gehen!„ So dachte er, und ſo ſuchte er ſeine Untreue zu entſchuldigen. Doch untreu wurde er ſeiner Meynung nach nicht, denn er war mit ihr noch nicht geſetzmäſſig verlobt. Er harrte nur, und nach des Vaters Ausdruck ſtand es ihm und ihr frey, des Harrens müde zu werden. Freylich ſtellten ſich ihm große Hinderniſſe in Weg, wenn er ſich Agneſen ſein dachte, aber eben dieſe Hinderniße ſpornten ihn noch mehr an, und Liebe und Ehrgeiz vereinigten ſich,

um

um die arme Johanna unglücklich zu machen.

Früh verſammleten ſich die Ritter zur Meſſe. Ubald eilte auch dahin, denn er hofte Agneſen zu ſehen. Johannens Bild, das er vier Jahre an ſeinem Halſe trug, blieb vergeſſen an der Wand hängen, und da er mit der güldnen Rüſtung auch der Gräſinn Schärpe erhielt, ſo ſchmückte er ſich damit. Geſtern ſah er wie Mars, heute wie Adonis aus, denn er trug ein Wams von güldin Stük, aller geſtikt mit Perlin. Agneſe hörte hinter einem verborgenen Gitter Meſſe, Ubald ſuchte ſie alſo vergebens, aber ſie ſah ihn, und ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der Schärpe, die ſie an ihm bemerkte.

Nach der Meſſe reiſten viele Ritter fort, Ubalds Pferde waren auch gezäumt, aber ein einziges Wort des Grafen hielt ihn zurück, ihn, den ſonſt nicht hundert Krieger eine halbe Minute von ſeiner Johanna abgehalten hätten. Bald nahm der Graf die Gelegenheit wahr, mit Ubalden allein zu ſprechen, und bald geſtand ihm letzterer, daß er der glücklichſte Sterbliche ſeyn würde, wenn er ſich nur entfernte Hof-

nung auf Agneſen machen könne. Sie ſoll dein ſeyn, ſagte der Graf, denn du biſt ihrer würdig, du ſollſt mit ihr mein Land erben, denn deine Tapferkeit verdient's. Komm itzt zu meiner Tochter, laß uns hören, ob ſie eben ſo wie ich denkt!

So giengen ſie, und kamen ans Gemach der jungen Gräfinn, die hoch auf-horchte, als ſie Tritte hörte, und ſehr erſchrack, als ihr Vater allein und ernſt ins Zimmer trat.

Agnes. Wie ſoll ich euch empfangen? Wie kommt ihr? Als Vater oder als Herr?

G. Eberh. Als Herr, der unbedingten Gehorſam von der erſten ſeiner Unterthanen fordert.

Agnes. Ich bin alſo ausgeſchlagen! Verworfen! Das deutſche Mädchen fühlt dieſen Schimpf, und wird ihn rächen!

G. Eberh. Und die Fürſtentochter?

Agnes. Wird, muß gehorchen! Doch wünſchte ſie vom Vater zu erfahren: Ob er's ihm auch wirklich ſo nahe legte, daß er's begreifen konnte, ſie ſey's, die er ausſchlug, deren Hand er verwarf?

G. Eberh. Er ſoll dir's ſagen, wenn er mit dir reden wird. Aber itzt antworte:

te: Willſt du jeden Fürſten, Grafen und Ritter, er heiſſe wie er heiſſe, kurz, er ſey Ubald oder nicht, von meiner Hand als deinen Gemahl annehmen?

Agnes. Wenn er mich an den Stolzen rächt! Ja!

G. Eberh. Ja? So raſch, ſo ſchnell ausgeſprochen! Ueberlege dies wichtige Ja gut! Ich will's noch nicht als geſagt annehmen, und frage dich zum zweytenmale?

Agnes. Ich habe nichts zu überlegen, wenn ich unbedingt gehorchen muß, und habe dennoch eine Bedingung hinzugeſetzet, die der billige Fürſt billigen wird.

G. Eberh. Wohl, ich gehe ſie ein! Nur müſſen wir hören: Ob der Liebhaber auch Muth genug hat, einen Gang mit dem Löwenritter zu wagen?

Agnes. Sehr ſchwerlich!

G. Eberh. Steht zu erfahren!

Er gieng, und trat mit Ubalden wieder ins Gemach. Dieſer ſtolze, tapfere Ritter, vor deſſen Lanze jeder erſchrack, deſſen Schwerdte jeder wich, ſtand nun ſchamroth und betroffen da. Er ſtotterte, ſprach einige Worte, und ſtotterte wieder. Agnes ſchwieg ganz, denn Freude und Entzücken

hemm-

hemmten ihre Sprache. Der Vater half endlich, und brachte die Werbung in Gang. Ubald gab dann Agneſen den erſten Kuß der Liebe, und die ſpäter abreiſende Ritter nahmen ſchon die Neuigkeit von beyder Hochzeit, und die Einladung zu einem noch herrlicheren Thurniere mit ſich. Er blieb noch einige Tage, und zog dann auch nach Hauſe, um bald auf immer wieder zu kommen.

Seine verlaſſene, ganz vergeſſene Johanna harrte unterdeſſen ſehnlich auf ſeine Ankunft. Den Tag ſeines Thurniers feyerte ſie mit Faſten und Beten für ihres Ubalds Wohl, und rechnete emſig nach, wenn er wieder eintreffen könne. Zwey Tage wartete ſie an der Heerſtraſſe vergebens, und gieng am dritten vor Aufgang der Sonne ſchon wieder dahin. Oft ſah ſie vom weiten Staub, eilte mit offenen Armen vorwärts, und fand ſich immer betrogen. Fremde, ihr unbekannte Ritter zogen vorüber. Schon ſtand die Sonne am höchſten, ſchon kam ein Bothe von der Mutter, daß man mit dem Male auf ſie warte, als ſich neuer Staub erhob, und ein neuer Trupp anzog.

Ehren=

Ehrenveſter Ritter, ſagte Johanna zu dem Vornehmſten, verzeiht meiner Neugierde! Wo kommt ihr her?

Ritter. Edle Dame, ich komme vom Thurniere, das der Graf Eberhard ſeiner Tochter zu Ehren gab.

Johanna. Wer kämpfte am beſten? Wer erwarb den erſten Dank?

Ritter. Der tapfere Ubald, Schirmer der Veſten, die ringsumher liegen.

Johanna. (Ihr Herz ſchlug hoch, ihr Geſicht glühte) Ubald der Sieger? Zog er vor euch aus? Oder hielten ihn Feſte, dem Sieger zu Ehren, noch zurück?

Ritter. Kein's von beyden, er — — —

Johanna. Oder iſt er verwundet? krank? Wohl gar —

Ritter. Nein, edle Dame! Er machte nur mit einem Steine zwey Würfe, gewann den Preis und nahm noch obendrein des Grafen Tochter zum Lohne. Doch verzeiht! Meine Dame harrt meiner! Bring ich ihr auch nicht den erſten Preis, ſo habe ich doch den zweyten! Gott und Maria mit euch! (ſprengt fort)

Johanna. (ihm nachſchreyend) Was ſaget ihr? Erklärt mirs deutlicher! (dem letz-

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

ten ſeiner Knechte in Zügel fallend) O guter, lieber Mann! Was ſagte dein Herr? Ubald des Grafen Tochter zum Lohne?

Knecht. Ja, edle Dame! Mein Herr log nie! Ich ſelbſt ſahs, wie Ubald beym geſtrigen Abſchiedsmale mit Agneſen liebäugelte, und hörte den Grafen ſelbſt ſagen: Es wird ein ſchönes Paar werden! Wenn ihr etwan auf ihn harret, wenn er euch den Preis des Thurniers verſprach, ſo wartet ihr vergebens.

Johanna ließ erſtaunt den Zügel fahren und wankte ohne Gefühl nach Hauſe. Vater und Mutter wollten ſie tröſten, aber ſie nahm keinen Troſt an, ſie weinte, jammerte und welkte hin, wie eine Roſe, an der ein Wurm nagt. Oft gieng ſie noch ans Fenſter, ſah vergebens hinaus, und horchte, wenn ſie der Roſſe Trapp hörte. Aber ihr Treuloſer dachte nicht mehr an ſie, und war zu höflich, um ihr mit ſeiner Gegenwart beſchwerlich zu fallen. Ihr Vater ſah, fühlte ihr Leiden, und zog hin auf Ubalds Burg, um von ihm ſelbſt zu hören: Ob ſeine Tochter eine ſo ehrloſe Dirne wäre, die man ſo wegwerfen könne, wie man wolle? Aber die Wächter ließen ihn

nicht

nicht ein, und ſpotteten von der Warte des alten Graukopfs. Wuth und Rache ſchäumend ritt der alte Benno nach Hauſe, und als jedermann erzählte, daß der glückliche Ubald nun hinziehen würde, um ſeine Hochzeit zu feyern, ſo wartete er, nur von zween ſeiner Knechte begleitet, an einem Scheidwege des Kommenden. Ubald zog bald darauf mit einem Troſſe von zweyhundert Pferden bey ihm vorbey.

Benno. Wenn du ein Ritter, ein ehrenveſter Mann biſt, wenn nicht jeder Schildknappe deiner ſpotten, dich ins Geſicht eine Memme ſchelten ſoll, ſo ſtehe, und gieb Rede und Antwort!

Ubald (ſtand)

Benno. Johanna iſt meine Tochter! Ich fordre in ihrem Namen Rechenſchaft von dir!

Ubald. Ich ſtreite nicht mit Greiſen!

Benno. Memme! Unedler! Knecht! Sklave ſtehe und rechte!

Ubald. So ſeys! Wie willſt du ſtreiten?

Benno. Wie ein Mann! Auf Tod! Ohne Helm, ohne Schild!

Sie ſtiegen vom Roße, ſchnallten ihre Harniſche ab, und in wenig Augenblicken fiel der beleidigte, muthige Greis durch ſeines Beleidigers Schwerdt. Ubald jammerte ſehr. Ich wollte, ſagte er, daß mich Johanna vergeſſen, aber nicht, daß ſie mir fluchen ſollte! Und doch ließ er den Leichnam in den Händen der beyden Knechte, und zog mit des Greiſes Blut beſpritzt zur Hochzeit.

Johanna hatte, eben ſo wie ihr Vater, die Botſchaft von der Hochzeit ihres Ungetreuen vernommen, und wollte, eben ſo wie er, am Wege ſeiner warten. Nicht um mit ihm zu kämpfen, ſondern ihm alle ſeine Schwüre und Geſchenke zurück zu geben, ihn zu bitten, ihr ein Leben zu nehmen, das ſonſt Wonne, itzt Quaal für ſie ſey, oder wäre er ſo ungroßmüthig, ihre Bitte nicht zu erfüllen, ihn wenigſtens noch einmal zu ſehen, und dann auf immer in einem Kloſter ihr Leben zu vertrauern.

Das wachſame Auge der Mutter verhinderte ſie, um die beſtimmte Zeit abzureiſen, ſie warf ſich erſt um Mitternacht aufs Pferd, und wie die Sonne ſie beleuch-

tete, ſo begegnete ſie dem Leichnam ihres Vaters, den ſeine Knechte auf ſein Roß gelegt hatten und traurend nebenher ritten. Als ſie ihn erkannte, ſtürzte ſie vom Roße, und die beyden Treuen hatten nun zwey Tode zu führen. Nahe beym Schloße erholte ſich Johanna, um ihre arme Mutter im gleichen Zuſtande zu ſehen. Bennos Körper wurde endlich beerdigt. Die Thränen aller ſeiner Unterthanen, die ſtumme Verzweiflung ſeines Weibes und Kindes, gaben ihm das laute Zeugniß, daß er ein ſanfter Herr, ein guter Gatte und Vater war.

Nach neun Tagen erfuhr die troſtloſe Johanna von einem Schildknappen den Namen des Vatermörders, welchen man ihr bisher ſorgfältig verſchwiegen hatte, und noch an dieſem Tage nahm ſie ein Pferd, und entfloh ihrer Mutter aufs neue. Viele Ritter, die zu Ubalds Hochzeit zogen, begegneten ihr auf der Straſſe nach des Grafen Burg, verwunderten ſich, eine edle, trauernde Dame ſo allein ziehen zu ſehen, ehrten ihr Leid, das ſie nicht kannten, und nahmen ſie unter ihrem Schirme mit auf die Burg. Viele Vornehme, denn man

dachte dazumal noch ſehr gaſtfrey, trugen ihr eine Wohnung an; aber ſie ſchlug dies Anerbieten aus, und zog in die Hütte einer armen Frau, deren Dienſte ſie reichlich belohnte.

Ubalds Hochzeitfeſt erſchien. Er und Agneſe ſchwammen in Wonne, im Gefühle der nahen Glückſeligkeit. Sie zogen in größter Pracht und Herrlichkeit nach der Kirche. Dreyhundert Ritter, fünf und ſechszig edle Damen, und ſiebenhundert Knechte begleiteten ſie zu Pferde. Der Zug gieng bey Johannens armſeliger Wohnung vorbey, und ſie folgte allein im Trauerkleide dem fröhlichen Zuge.

Schon traten die Verlobten zum Altare, ſchon begann der Prieſter die Trauung, als Johanna das ſchärfſte Schwerdt ihres Vaters unter ihrem Kleide hervorzog, und durch die Verſammleten auf Ubalden drang. Mörder meines Vaters, wortbrüchige Memme, ſtirb! In dieſem Augenblicke ſtieß ſie mit dem Schwerdte nach ihm, aber Ubald wande ſich, und der Stoß fuhr, ihn nicht beſchädigend, unter dem Arme durch. Hingeriſſen von Erſtaunen, erſchrocken für der nahen Gefahr taumelte er einige

nige Schritte rückwärts, und Johanna glaubte ihn wirklich getroffen zu haben. Gott verzeihe dir, ich kanns nicht! ſchrie ſie noch, kehrte die Spitze des Schwerdtes ſchnell gegen ſich, und rannte damit gegen den Altar. Das Schwerdt fuhr ihr durchs Herz, und ſie ſank tod nieder.

Gemurmel und Lerm folgte nun auf die Todenſtille, die bisher herrſchte. Die Kirche war durch Mord entheiligt. Der Prieſter floh und alles Volk eilte ihm nach. Der Graf riß ſeine Tochter von Ubalds Seite, und er ſtand einſam, allein, ohne vielleicht zu ſehen, zu fühlen, was vorgieng. Er war durch eine tode, edle Dame unaus- löſchlich mit Schande gebrandmarkt, und konnte ſie nach den Geſetzen der Ritterſchaft nicht mehr abwaſchen. Zwey Stunden darnach ſah man ihn aus der Kirche wan- ken, einige ſeiner Getreuen umgaben ihn. Nach der Zeit ſah man ihn nicht mehr. Johannens Leichnam wurde der Mutter ge- ſchickt, und Agneſe, für die der beſchimpfte Ubald auf immer verlohren war, nahm den Schleyer an, und ſtarb, nach dem Zeugniſ- ſe des Geſchichtſchreibers, als Aebtiſſinn im Geruhe der Heiligkeit.

Die

Die arme, äuſſerſt gekränkte Margaretha ſande in alle Ecken Boten nach ihrer verlohrnen Tochter aus, und alle kamen ohne tröſtende Nachricht zurück, denn ſie ſuchten Johannen nicht unter den Rittern, mit denen ſie zog. Am Sterbetage ihrer Tochter wande ſie ſich müde auf ihrem Lager, und ſchlief ermattet von vielen Thränen um Mitternacht ein. Ihre Tochter erſchien ihr im Traume. Blut quoll aus ihrer linken Bruſt.

Mutter, ſagte ſie langſam und traurig, ich bin tod, habe mich ſelbſt entleibt. Bald wird man euch meinen Körper bringen, beſtattet ihn im Todengewölbe meines Vaters. Betet für mich, denn ich bin höchſt unglücklich! Der Gerechte ſprach ein ſtrenges Urtheil über mich aus. Ich lebe noch, und bin doch tod! Im Todengewölbe, deſſen Riegel ihr nach meiner Beerdigung nicht mehr eröffnen ſollt, nicht mehr eröffnen könnt, werde ich Tag nnd Nacht traurig ſitzen! Tag und Nacht den Pſalmiſten leſen! Tag und Nacht auf Erlöſung harren, und nie erlöſet werden. Nie, ſchrie Margaretha im Traume, das wäre ſchreklich! So gut als nie, antwortete der Geiſt. Ubald

wird

wird nach einigen Jahren Rene auch fallen. Sein Skelet wird nach des Verhängniſſes Schluß vor die Thüre meines Begräbniſſes zu ſtehen kommen. Ich ſo lange ſchmachten und leſen, er ſo lange ſtehen und harren, bis ein noch nicht gebohrnes Kind für ihn bey mir bittet. Wird, kann dies je geſchehen? Und doch glimmt noch Hofnung in meiner Bruſt! O betet für mich!

Sie verſchwand, Margaretha erwachte und ſahe am dritten Tage mit größtem Jammer ihren Traum erfüllt. Man brachte ihr den Leichnam ihres Kindes, den ſie in dem Todengewölbe beerdigen, die Thüre auf ewig ſchließen, und alle Tage in der Kirche Meſſe leſen ließ. Der Geſchichtſchreiber F. Auguſtinus Bornerius oder Bernorius, ein parfüſſer Mönch, verſichert hier, daß er dieſe Stiftungsmeſſe ſelbſt funfzehn Jahre geleſen, und deutlich bemerkt hätte, daß ſich beym Anfange der Meſſe jedesmal die Gewölbthüre aufgethan, und mit dem Ite, miſſa eſt! wieder von ſich ſelbſt geſchloſſen hätte. Er und viele andere Prieſter ſahen dies Wunder, aber die Layen ſahen es nicht.

Nach

Nach zehn Jahren kamen einige fremde Reiſſige auf der Burg an, und fragten nach Margarethen. Edle Dame, ſagten ſie, ihr könnt uns wohl am beſten ſagen: wo eurer Tochter Grab iſt? Wir haben Aufträge dahin von unſerm toden Herrn! Sie erzählten dann, daß ſie Ubalds Reiſſige wären, der nach Johannens That, ins gelobte Land zog, dort in einer Schlacht gegen die Ungläubigen fiel, und im Todeskampfe verlangt hatte, daß ſie ſeine Gebeine nach Deutſchland führen, und an ſeiner Johanna Seite beerdigen ſollten. Ein griechiſcher Arzt hatte ihn auf ihr Verlangen ſkeleſirt. Da ſie nun hörten, daß das Gewölbe nicht eröfnet werden könne, ſo ſezten ſie das Skelet, das ſie in einem Sacke bey ſich führten, zuſammen, und ſtellten es neben die Thüre. Wenn nun, ſagt der Geſchichtſchreiber, das Gewölbe bey der Meſſe ſich öffnete, ſo wande ſich auch das Skelet, und ſah traurig hinein.

Jeder meiner Leſer kann und mag dieſe Geſchichte ebenfalls für ein Märchen halten. Ich trenne Wahrſagung und Traum davon ab, und ſehe dann nicht ein: Warum ich und ſie ſolche nicht als geſchehen

annehmen könnten? Sie iſt freylich im Legendentone von einem Mönche verfaßt, aber ſeine Zuſätze ſcheinen ſichtbar durch, und wenn man bedenkt, daß die Geſchichte in einem Familien Archive aufbewahrt wurde, ſo findet man noch mehr Grund, das wahrſcheinliche derſelben nicht zu bezweifeln.

Das Märchen der alten Mutter erklärt ſich durch die Geſchichte ganz. Eine gute, mitleidige Seele wollte die armen Verliebten nicht länger leiden laſſen, und hieb wie Alexander den Knoten entzwey, da ſie ihn nicht ganz aufzulöſen vermochte.

Karl und Marie.

Graf M—, Miniſter des f—ſchen Hofes, war ein großmüthiger, rechtſchaffener und ſehr gerechter Mann. Seine Feinde — Denn wer hat mehr Feinde als der Gerechte? — ſuchten ihn von lange her ſchon zu ſtürzen, M— kannte ſie, aber ſich keines Fehlers bewußt, ſah er ruhig ihrer Arbeit zu, und wenn der Monarch die

Ver=

Verläumder ſtrafen wollte, ſo bat er oft für ſie, und rettete diejenigen vom Verderben, die doch das ſeinige beſchloſſen hatten. Dieſe Großmuth hätte ſie beſchämen, beſſern ſollen, aber ſie wirkte das Gegentheil, und Graf M— ſah die Zahl ſeiner Feinde täglich wachſen. Endlich trat Graf L—, der Liebling des Regenten auf ihre Seite, unter ſeinem Schutze gedieh die Unternehmung beſſer, und der großmüthige M— wurde geſtürzt. Ohne ſich rechtfertigen zu dürfen, wurde er ſchnell aller ſeiner Stellen entſetzt, und auf ewig vom Hofe verbannt. Er zog mit ſeiner einzigen Tochter, einer blühenden Schönheit, auf ein entlegenes Landgut, lebte da wie ein Myſantrop, und ward auch endlich — die natürlichſte Folge von der Welt — der ärgſte Myſantrop unter der Sonne. Wer ihn vorher gekannt hatte, der ſtaunte, wenn er den rauhen, finſtern, oft grauſamen Alten ſah. Selten verließ er ſein Zimmer, ſprach mit keinem, als mit ſeiner Tochter, die ſich ihm auch nur in gewiſſen Stunden nähern durfte. Die Schönheiten der Natur waren tod für ihn, er haßte ſie wie die Menſchen, die er alle für Böſewichter, für

Un=

Ungeheuer hielt. Sein Menſchenhaß gieng bald ſo weit, daß er bey dem Unglücksfalle ſeiner Mitbrüder lachte, ſich an dem Elende der Menſchen labte, und einſt den Tag hochfeyerte, an dem er in den Zeitungen las, daß der ausgetretene Rhein ganze Städte, Dörfer, und eine große Zahl von Menſchen weggeſchwemmt hätte.

Die ſchöne Marie war von ihrer empfindſamen Mutter noch empfindſamer erzogen worden, und war das weichſte, aber auch eines der edelſten Geſchöpfe der Natur. Sie trauerte Tage lang über den Tod eines Vogels, und weinte im Stillen, wenn ihr Vater lachte. Sie dachte alſo von ihm ganz verſchieden, und tröſtete oft den Armen mit Hülfe, den er ſtets ungeſättigt von ſeiner Thüre wies.

Abends um ſieben Uhr ſperrte ihr Vater allemal die Thüre ſeines Zimmers zu. Niemand durfte ſich derſelben mehr nahen, und wer im Hauſe Freuden zu genieſſen hatte, der konnte ſie ruhig bis an den Morgen genieſſen, wo der Myſantrop wieder im Hauſe herum ſchlich, und jedes fröhliche Geſicht daraus verbannte. Einſt ſchloß er um dieſe Zeit auch ſeine Thüre, und

jeder

jeder ſeiner Domeſtiken eilte ſich zu ergötzen. Die Zeitungen, die einzige Lektur des Alten, waren ſpät angekommen, er las ſie alſo im Bette. Bald fand er: daß Ludwig eine unglückliche Schlacht geliefert, und zwey ſeiner erſten Generale nebſt neuntauſend ſeiner beſten Soldaten auf dem Platze verlohren hätte. Dieſe Nachricht war für ſein Herz erquickend, jede Art der Freude wünſcht ſich mit zu theilen, ſo auch die ſeinige. Er konnte den Morgen nicht erwarten, und eilte, ſeiner Tochter dieſe Neuigkeit zu erzählen. Lächelnd riß er die Thüre ihres Zimmers auf, und ſah ſeine Tochter in des jungen Grafen L—s Armen, der ein Sohn ſeines ärgſten Feindes war. L— ſprang zurück, und Marie ſank zitternd zu den Füſſen ihres Vaters hin.

Graf M—. (ſeinem Auge nicht trauend) Wer ſind ſie?

J. Graf L— Ihres ärgſten und größten Feindes Sohn, der aber nicht gleich denkt mit dem verblendeten Vater, ſchon längſt den gefallenen Gerechten bedauerte, und dies oft im Stillen mit der Geliebten ſeines Herzens beweinte.

Graf M—. Von ihnen mag und will ich nicht bedauert werden. Aber weiter: Sie lieben meine Tochter?

J. Graf L—. Ich bete ſie an, und bin ohne ihre Liebe höchſt unglücklich! Höchſt elend!

Graf M—. (lächelte, zu Marien) Und du?

Marie. Mein Vater!

Graf M—. (ernſt) Und du?

Marie. Ich liebe ihn, liebte ihn ſchon, eh ich wußte, daß ſein Vater meines Vaters Feind ſey. Wir wurden getrennt, aber wir fanden uns bald wieder, und ſehen uns heute nach einer halbjährigen Abweſenheit.

Graf M—. (gieng im Zimmer auf und nieder, ſprach lange kein Wort, und ſah grimmig um ſich her. — Endlich zum jungen Grafen) Liebt ſie ihr Vater?

J. Graf L—. Ja! Er liebt mich!

Graf M—. Raſend? Stark?

J. Graf L—. Ja! denn ich bin ſein einziger Sohn!

Graf M—. (zeigte auf ſeine Tochter) Dies iſt auch meine einzige Tochter! (und nun gieng er lange wieder im Zimmer herum, ſchien etwas zu überlegen, und bekümmerte

ſich nicht um die tödliche Angſt der Armen, die mit jedem Augenblicke ihr Todesurtheil zu hören glaubten. Endlich ſetzte er ſich. Zum jungen G. L.) Würde es ihr Vater ertragen können, wenn ſie itzt ſeinen Augen entflöhen, er nie etwas von ihnen hörte, und alle ſeine Ausſichten und Hofnungen auf einmal vernichtet ſähe?

J. Graf L—. Er würde — ob ich ſchon mein Todesurtheil ausſpreche — verwelken, hinſchmachten, ſterben!

Graf M—. Würde er das? Können Sie's beſchwören?

J. Graf L—. Ich muß! Denn es iſt die reine Wahrheit!

Graf M—. Gut! Sie ſollen meine Tochter haben!

J. Graf L—. Haben? Ich? Marien haben?

Marie. Ich? Meines Karls? Bey — mit ihm?

Graf M—. Ja! Aber mit einer einzigen feſten Bedingung!

J. Graf L—. Sprechen Sie ſolche aus, damit ich ſie erfüllen kann. Was ſoll ich? Soll ich gen Himmel hinanklimmen? Die Macht der Liebe wird mich auf

Wol-

Wolken führen. Soll ich zum Mittelpunkte der Erde hinabſteigen? Die Hand der Liebe wird ihre Felſen ſprengen, und ich werde wie auf gebahntem Wege hinabgleiten.

Graf M—. Nicht ſo viel! Weis ihr Vater, wo ſie ſind?

J. Graf L—. Nein! Er glaubt mich beym Regimente!

Graf M—. Und ihr Obriſter?

J. Graf L—. Glaubt mich bey meinem Vater.

Graf M—. Haben ſie einen Bedienten mit ſich?

J. Graf L—. Nein! Ich bin fünf und dreyßig Meilen mit eignem Pferde allein geritten.

Graf M—. Gut! Sie gehen ſogleich mit mir auf mein Zimmer, bleiben bis morgen da. Mit dem früheſten laß ich meinen Wagen anſpannen, und führe ſie und meine Tochter nach dem Seehafen. Setze euch beyde auf ein ſpaniſches Schiff, das nach Amerika ſegelt. Ich ſehe noch, wie der Prieſter euch verbindet, wie der Wind euch fortführt — —

Marie. Und gehen nicht mit uns?

Graf M—. Nein, ich bleibe bis meine Hoffnungen erfüllt ſind, dann komme ich nach! (zum jungen Grafen) Wollen ſie dies thun?

J. Graf L—. Ob ich will? Marie in einigen Tagen mein! Ich kann nichts als dies denken! Ich gehe alles mit Freuden ein! Aber, beſter, großmüthigſter Mann, darf ich mich unterſtehen, ſie von einem Irthume zu befreyen, der mich verhindert, ganz glücklich zu ſeyn?

Graf M—. Reden ſie!

J. Graf L—. Sie betrügen ſich in dem Karakter meines Vaters. Sein Herz iſt — daß ich mich ſo ausdrücken mag — verderbt, aber nicht verhärtet. Es iſt weich gegen die Bitten ſeines einzigen Sohnes. Ich will mich, wenn ſie's billigen, zu ſeinen Füſſen werfen, ihm die Heftigkeit meiner Liebe ſchildern, und ich ſtehe dafür, daß er mein Flehen hört, und ihnen zur Verſöhnung unſre Verbindung ſelbſt vorſchlägt.

Graf M—. Gewiß?

J. Graf L—. Gewiß! Ich und Marie verzweifelten, je ihre Einwilligung zu erhalten, und darum wagte ich dieſen Schritt nicht; aber nun kann ich ihn kühn wagen,

und unſre Liebe ſoll die glückliche Ausſöhnung unſrer Familie bewirken, die Neid und Habſucht entzweyte, von denen mein Vater ſchon die Folgen empfindet.

Graf M—. Wenn ſie aber erſt, von Amerika aus, dieſen Gedanken ausführten, und ihn ſchriftlich um Verzeihung bäten?

J. Graf L—. So würde er mich zurück rufen, mir mit offnen Armen entgegen eilen, und ihre Tochter als ſeine Tochter ſegnen!

Graf M—. Da hätte ich bald den albernſten Streich begangen! Sie erhalten meine Tochter nicht!

J. Graf L— und Marie (zu ſeinen Füſſen) Vater! Beſter, theuerſter Vater!

Graf M—. Bey Gott dem Allmächtigen ſeys geſchworen! Sie erhalten ſie nicht! Eh will ich ewig dem Anſchauen des Ewigen entſagen, eh ich dies zugebe. Fort mit dir! (er riß Marien nach der Thüre)

J. Graf L—. Ich gehe ja jede Bedingung ein! O ich laſſe ſie nicht! Ohne ſie iſt der Tod mein Loos!

Graf M—. Das wünſche, das hoffe ich! Schüſſen ſie ſich eine Piſtole vorm Kopf! Die Nachricht wird mich freuen! Der zärtliche Vater wird hoffentlich bald

nachfolgen, und ſo wird die Brut durch ſich ſelbſt aufgerieben! Vertilgt! Ein ſicherer und beſſerer Plan als der vorige! (Er zog Marien zur Thüre hinaus. Sie reichte ihrem Karl die Hand, und ſtammlete noch ein Lebe wohl! Der erzürnte Vater ſah's, und ſchleppte ſie beym Haar nach ſeinem Zimmer.)

Im Schloſſe des Alten wollte und konnte Karl nicht länger bleiben, aber er wollte und konnte ſich auch nicht von ſeiner Marie trennen, und brachte die Nacht im Walde zu. Früh als der Tag graute, rollte auf der Heerſtraſſe eine Kutſche vorbey. Er erkannte die Livrey des alten Grafen, und folgte ihr ſtets von weiten nach. Die Kutſche fuhr zu ſeinem größten Vergnügen nach der Stadt, in welcher er in Garniſon lag. Er hielt ſich nun näher, und ſah den Wagen am Kloſter der frommen Büſſerinnen halten. Der Alte führte ſeine Tochter halb ohnmächtig hinein, fuhr nach einer Stunde wieder allein fort, und Karls Herz ſchlug hofnungsvoll, weil er doch nun das Haus kannte, in welchem ſeine Marie wohnte.

Sie daraus zu entführen, war von dieſem Augenblicke an ſein feſter Vorſatz,

den

den er auf jede Art auszuführen beſchloß. Anfangs verſuchte er Eintritt ins Kloſter zu erlangen, aber alle Mühe und jede Beſtechung war vergebens. Er verſchwendete eine Hand voll Gold, und konnte nicht einmal erfahren: Ob Marie wirklich noch im Kloſter ſey?

Das Kloſter lag nahe am Stadtthore, nahe am Walle, auf welchen ſogar einige vergitterte Fenſter und eine verſchloſſene Thüre hinausgiengen. Karl hatte oft am Thore die Wache, tauſchte auch oft mit ſeinen Kameraden, wenn ihn die Reihe nicht traf, und war ſo bey Tag und Nacht der genaue Beobachter des Kloſters. Nie eröffnete ſich die Pforte, wo er nicht ſah, wer aus und ein gieng, und doch konnte er nichts ergründen, nichts erfahren. War's nicht möglich, auf dieſe Art ſeine Marie zu bewachen, ſo gieng er wenigſtens ſtets auf dem Walle ſpazieren, und betete oft Stundenlang in der Kirche.

Nach ſechs Wochen feyerten die Nonnen eines ihrer Ordensfeſte. Die Kirche war voll von Andächtigen, und Karl mitten unter ihnen. Ein Bedienter, der die Livrey des Grafen M—s trug, machte ihn

ſehr

ſehr aufmerkſam, er ſuchte lange umher, und erblickte endlich den Vater ſeiner Marie in einem abgeſonderten Betſtuhle. Das Hochamt begann! Ein neuer ſchrecklicher Auftritt verſetzte den armen Karl in die elendeſte Lage. Die Kloſterfrauen traten paarweiſe in die Kirche. Seine Marie folgte von den Aelteſten umgeben, und trug einen Kranz auf ihrem Haupte. Karl drängte ſich dicht ans Gitter, das die Nonnen von den Layen ſondert, und ſah, wie man das unſchuldige Lamm zum Altare ſchleppte, hörte, wie die Einzige ſeines Herzens den Eid der ewigen Keuſchheit ablegte. Er war auſſer ſich, biß ſeine Zähne an den eiſernen Stangen des Gitters ſtumpf, und ſchüttelte es fürchterlicher als der Löwe, der im Käfige gefangen liegt. Ohne Hofnung verließ er endlich die Kirche, wankte nach Hauſe, litt Quaalen der Hölle, aber verzweifelte nicht.

Die leidende, gute Marie, die wir in den Händen des erzürnten Vaters verlieſſen, hatte noch mehr gelitten, noch mehr ertragen. Im Anfange mißhandelte ſie der Miſantrop, nachher ließ er ihr die Wahl: Entweder ſogleich eine Nonne zu werden,

oder zu ſehen, wie er vor ihren Augen den Abgott ihres Herzens morde. Dann, ſetz- te der wüthende Alte hinzu, geh' ich ſelbſt vor Gericht, gebe mich als einen Mörder an, und du kannſt das Vergnügen haben, deinen alten Vater auf dem Blutgerüſte paradiren zu ſehen. Von der Entſchloſſen- heit ihres Vaters überzeugt, wählte Marie das erſtere. Ihr noch immer mit dem To- de ihres Einzigen drohend, führte ſie der Vater nach dem Kloſter, und brachte es durch auſſerordentliche Geſchenke bey der Priorinn, durch anhaltendes Drohen bey Marien ſo weit, daß dieſe ſchon nach ſechs Wochen das Gelübde ablegte, und jene, es abzulegen erlaubte. Obgleich ſonſt jede Nonne ein Probejahr aushalten, und als Novizinn die Stärke ihres Berufs prüfen muß.

Froh und vergnügt fuhr der Vater nach dem abgelegten Gelübde nach Hauſe, nahm ungerührt von ſeinem einzigen Kinde Abſchied, das er nach der ſtrengen Regel des Ordens nie mehr ſehen konnte. Man denke ſich nun die Lage der unglücklichen Marie, die nun getrennt vom Vater und Liebhaber in der einſamen Zelle ſaß, und

ver-

vergebens nach beyden ſeufzte. Mit dem Gedanken an ihren Karl warf ſie ſich aufs harte Lager, ſah ihn träumend und wachend, und ſollte ihn doch ewig nicht mehr ſehen. Der erſte Stral der aufgehenden Sonne ſpiegelte ſich in ihren Thränen, und der letzte Stral der untergehenden glänzte noch in ihren Augen. Im Gebete verwechſelte ſie oft den Namen eines Heiligen mit dem Namen ihres Karls, und ſang nur dann im Chore aus vollem Herzen mit, wenn die Nonnen den Pſalmen: De profundis clamavi ad te anſtimmten.

Karl, der eben ſo wie ſie, nirgends Hülfe, nirgends Rettung ſah, beſchloß zu quittiren, und auch in einem Kloſter ſein Leben zu vertrauern. Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, gieng er auf dem Walle, nahe an den Mauern des Kloſters, ſpazieren. Nur die Stimme ſeiner Marie konnte ihn aus dem Labyrinthe ſeiner Gedanken herausreiſſen. Karl, rufte ſie leiſe, Karl! Ich ſehe dich wieder! Karl blickte in die Höhe, und ſah ſeiner Marie Geſicht durchs Gitter blinken. O Marie! — — Mehr konnte er nicht ſagen, denn ihr blaſſes, hagres Geſichte ſchreckte ihn.

Komm

Komm wieder, wenns dunkel iſt, liſpelte Marie hinunter, und verſchwand gleich einer Geiſter Erſcheinung aus des Erſtarrten Auge. Nachdem er ſich erholt hatte, gieng er, die Stunden zu verkürzen, ſpazieren. Er ſchwebte über die Fluren hinweg, fühlte ſich innig froh, und bat Gott in der Fülle ſeines Herzens, der Sonne zu gebieten, daß ſie eile. Noch ſegnete er dankend ihren letzten Stral, und eilte dann zum Fenſter ſeines Mädchens. Eine halbe Stunde harrte er zweifelnd, als endlich eine weiße Hand durchs Gitter fuhr, und ein mit Papier umwundner Stein zu ſeinen Füſſen fiel. Er winkte der Geberin Dank zu, und eilte mit ſeinem Schatze nach Hauſe. Schnell wickelte er das Papier vom Steine ab, ſah es leer, und glaubte ſchon, daß eine andere ſeiner ſpotte. Endlich betrachtete er es genauer, und fand folgendes mit Bleyſtift darauf geſchrieben: „Mein Karl! Ich habe dich geſe-
„hen, und Gott mit heiſſen Thränen für
„dies Glück gedankt! Ich habe beobach-
„tet, daß du noch um deine Marie trau-
„erſt, die Mauern, die ſie einſchlieſſen,

„um-

„ umſchleichſt, und bin nun das glücklich„ſte Mädchen! Ich liebe dich noch eben „ſo heftig, ſo innig als ehe! Ich liebe dich „als Nonne noch ſtärker, und werde dich „ewig lieben! Ich habe zwar geſchworen, „an keinen Mann zu denken, aber der „Ewige las in meinem Herzen, und ver„ſtopfte ſeine Ohren vor dem erzwunge„nem Eide. Er wußte, daß ich nur dein „Leben zu retten ſuchte, und vergab mir „alles. Ich bin noch dein! Ganz dein! „Ewig dein! Rette mich, wenn du kannſt! „O Karl erlöſe mich! Wir wollen mitein„ander Welten durchirren, in dem ver„borgenſten Winkel vergnügt und glück„lich leben! Sollte ich auch an deiner „Seite das erbärmlichſte, elendeſte Bet„telbrod eſſen, ſo will ich doch bey jedem „ſchimlichen Biſſen mein Schickſal ſegnen. „Rette! Rette mich! Dies iſt mein einzi„ger Gedanke! O rette deine treue Marie!“

Nachſchrift: „Bald hätte ich in der „Freude meines Herzens das nöthigſte „vergeſſen. Morgen wird um dieſe Zeit „ein Faden am Fenſter hängen, an die„ſen befeſtige deine Antwort. Binde mir

„auch

„ auch Papier und Bleyſtift dran, denn
„ unſer ſtrenger Orden verbietet uns, dies
„ in unſrer Zelle zu haben. Zum Glück
„ hatte ich noch ein Stückchen! Lebe wohl,
„ Theurer, und rette deine Nonne, denn
„ nur dich zu lieben, nur dir treu zu ſeyn,
„ habe ich geſchworen.“

Karl las das Billet hundertmal, und legte es nur weg, um es wieder nehmen, wieder leſen zu können. Die ganze Nacht machte und verwarf er Plane! Durch vier Wochen ſchrieben ſich die Verliebten, und konnten keinen ſichern Plan zu Stande bringen. Endlich beſiegten ſie alle Schwierigkeiten, und Karl ſchrieb ſeiner Nonne folgendes Billet:

„ Meine Marie! Wenn du dich, wie
„ du mir geſtern ſchriebſt, des Schlüſſels
„ von der hintern Thüre bemächtiget haſt,
„ und ungehindert bis dahin gelangen
„ kannſt, ſo iſt unſere Flucht nicht allein
„ möglich, ſondern auch ganz leicht und
„ ſicher. Höre alſo, trautes Mädchen,
„ wie ich dich retten, und in meine Arme
„ führen will: Morgen ziehe ich am Thore
„ auf die Wache. Abends ſperre ich das

„ Thor

„ Thor blind, und ſchicke, wie gewöhn-
„ lich, die Schlüſſel zum Kommendanten.
„ Drey der getreueſten Männer aus mei-
„ ner Kompagnie haben ſich entſchloſſen,
„ mit uns zu gehen. Dieſe ſtelle ich um
„ 11 Uhr auf den Wall, vors Gewehr
„ und ans Thor. Du gehſt, wenn die
„ Glocke auf dem Kloſterthurm ein Vier-
„ tel auf zwölf Uhr ſchlägt, aus deiner
„ Zelle, ſperrſt ſtill das hintere Thor auf,
„ und gehſt kühn auf die Wache zu, die
„ auf dem Walle ſteht. Sie wird dich
„ dreymal anrufen, du antworteſt nicht.
„ Dies iſt die Loſung. Die Wache geht
„ dann den Wall herunter, du ihr nach.
„ Ich ſtehe an der vordern Seite des Wacht-
„ hauſes, und warte da, um zu verhin-
„ dern, daß nicht andre Soldaten heraus-
„ treten, und dich ſehen. Biſt du mir na-
„ he, ſo nehme ich dich in meine Arme,
„ und nur der Tod ſoll dich mir entreiſſen.
„ Die Wache vorm Gewehre und am Tho-
„ re ſchließt ſich ſtill an uns. Wir eröff-
„ nen das Thor, vor welchem uns mein
„ beſter Freund mit einem Wagen, mei-
„ nen Sachen und Kleidern für dich er-

„ war-

„ wartet. In einer Viertelſtunde ſind wir „ über der Gränze. O Marie, denke dir „ die Wonne, das Glück! Du neben mir „ im Wagen! Du in meinen Armen! Gott „ wird unſer Unternehmen ſegnen! Haſt du „ mir noch etwas zu ſchreiben, ſo antwor- „ te gleich. Ich werde noch eine Stunde „ auf dem Walle harren!

Marie ſchrieb ihm, daß ſie den Schlüſſel wirklich habe, und ſeine Vorſchrift pünktlich befolgen wolle. Du erhältſt, ſetzte ſie unter andern hinzu, kein armes Weib. Mein harter Vater ließ mir alle meine Juwelen. Du kannſt damit ſpielen, ſagte er, als er fortfuhr. Ich bringe ſie mit, und ihr Werth ſoll uns das ruhigſte Leben verſchaffen.

Die längſte Nacht der Liebenden verſtrich. Graf L— zog mit ſeinen Getreuen auf die Wache. Der noch längere Tag verfloß. Karl ſah in der Dämmerung ſein Mädchen am Fenſter, aus dem ſie ihm ein baldiges Wiederſehen zuwinkte. Er ſaß nun in banger Erwartung in ſeiner Wachtſtube, zählte die langſamen Minuten an ſeiner Uhr, und ſah mit Vergnügen, daß bereits

das dritte Viertel auf Eilfe vorbey ſey. Seine Getreuen, die um dieſe Stunde die bewuſten Poſten abzulöſen hatten, wurden itzt zum letztenmal von ihm verſammlet. Er bat ſie, alles ja recht genau zu befolgen, und befahl dem, der auf dem Wall zu ſtehen kam, vorzügliche Aufmerkſamkeit. Noch hatte er nicht vollendet, als er einen nahen Schuß fallen hörte. Die Verſchwornen ſprangen auseinander. Karl rannte den Wall hinauf, und ſah ſeine Marie im Blute ſchwimmend da liegen.

Vermuthlich konnte ſie, ohne die Folgen zu bedenken, es nicht erwarten, bey ihrem Karl zu ſeyn. Vielleicht hatte ſie ſich auch in der Zeit geirret, oder ſeinen Brief nicht recht geleſen. Kurz, ſie war um drey Viertel auf Eilfe ausgegangen. Die Wache, die damals auf dem Walle ſtand, die von der ganzen Sache nichts wußte, und erſt um eilf Uhr von einem der drey Verſchwornen abgelöſet werden ſollte, rufte ſie dreymal an. Da ſie aber nicht antwortete, und ſich ihm immer näherte, ſo drückte der Unwiſſende los, und ſie fiel, oder flog vielmehr in der ſüſſen

Empfindung ihres nahen Glücks hinüber, denn die Kugel war durchs Herz gefahren. Karl warf ſich auf ſie hin, nnd fand kein Leben mehr in ihr. Wüthend drang er durch die erſchrocknen Soldaten nach dem Thore. Seine Getreuen folgten ihm. Sie eröffneten ſchnell das Thor. Als ſie an den nahen Rhein kamen, ſprang Karl hinein. Die andern ſahen's, und konnten ihn nicht retten. Sein wartender Freund erfuhr von ihnen das doppelte Unglück, und alle eilten, und kamen glücklich über die Gränze. Der erſtere hatte alle Sachen und Papiere ſeines unglücklichen Oreſts mit ſich, und vertraute manchem die ganze wahre Geſchichte.

Marie, die ihr Juwelenkäſtchen im Arme hielt, wurde früh im Stillen beerdigt. Ihr Vater weinte, als er ſeiner Tochter Ende erfuhr, lachte aber gleich, als man ihm den Tod des jungen Grafen, den man im Rhein fand, mit berichtete. Karls Vater wurde aus Schrecken vom Schlage gerührt, und ſtarb zur herzlichen Freude des Grafen M—s bald darauf. Lezterer lebte noch einige Jahre, aber man ſah's

ihm

ihm an, daß ihm der Verluſt ſeiner Tochter, oder vielmehr die Art ihres Todes ſchmerzte. Sein Karakter milderte ſich. Auf ſeinem Todenbette jammerte er laut um ſein Kind, und vermachte, zur Tilgung ſeiner Schuld, ſein ganzes Vermögen den Armen.

Bald nach Mariens Tode erhob ſich unter dem Pöbel und den gemeinen Soldaten die Sage: Daß die Ausgelittne mit dem Käſtchen unter dem Arme um die Mitternachtsſtunde herumwandle, oft bey der Wache ſtehen bliebe, und um etwas zu bitten ſcheine. Als nun, lautet das Märchen weiter, ein beherzter Soldat ſie anrief, und um die Urſache ihres nächtlichen Beſuchs fragte, ſo bat ſie ihn: Drey Schläge an das hintere Kloſterthor zu thun! Er thats, die Thüre öffnete ſich, und die Nonne gieng hinein. Itzt geht ſie noch alle Nächte längſt dem Walle her, aber die Soldaten klopfen, von dem Beherzten belehrt, dreymal mit dem Gewehre an die Kloſterthüre, und ſie geht dankend hinein. Wenn ſich die Thüre öffnet, ſo kömmt ein Offizier den Wall herauf, und eilt ihr nach.

Aber nie erreicht er ſie, denn die Thüre ſchlüßt ſich ſtets früher. Er ſteht dann einige Minuten ſtille, ſeufzt laut, und ſchleicht langſam den Wall hinunter nach dem Rheine.

An der Stelle, wo ſich Karl in den Fluß ſtürzte, zeigen die Fiſcher noch jedem Fremden einen Wirbel, der, ihrer Ausſage nach, in dem Augenblicke entſtand, als Karl hineinſprang.

Selbſtmörder aus Armuth.

Der arme Auguſt.

Große, Mächtige und Reiche! Leſet meine wahre, ſchreckliche Geſchichte! Euch ſey ſie ans Herz gelegt, und wenn ihr, zu einem prächtigen Male geladen, bey einem Armen vorüber gehet, ſo theilet ihm nur das kleinſte Stück aus eurer vollen Spielbörſe mit. Er wird geſättigt, am Abende euch ſegnen; aber fluchen wird er euch, wenn ihr mit einem Kopfſchütteln ſein dringendes Flehen beantwortet, und aufgezeichnet werdet ihr einſt dieſen Fluch im Schuldbuche des Ewigen finden, der euch Ueberfluß gab, damit ihr Nackende kleiden und Hungrige ſpeiſen ſollt.

Zu M— in S— lebte, vor ungefähr ſechzig Jahren, ein armer Leinweber. Kümmerlich nährte ihn ſein Handwerk, und oft wurde ſein Tiſch nur des Tages einmal gedeckt; aber er lebte froh und vergnügt,

gnügt, denn Gott hatte ſeine Ehe mit einem hofnungsvollen Sohne geſegnet, der von ſeinem Wiegenjahre an die Freude ſeiner armen Eltern war. Sein Pathe, der Pfarrer des Städtchens, ließ Auguſten— ſo hieß der Knabe—ſtudieren, und wenn der alte Leinweber Sonntags nach der Pfarre ſchlich, ſo las ihm der Pfarrer oft Briefe von den Profeſſoren vor, die ſeinen Zögling nicht genug zu loben wußten. Mit Freudenthränen im Auge kehrte der frohe Vater wieder in ſeine Hütte zurück, erzählte ſeiner Gattinn, beym nächtlichen Male, ihres lieben Sohnes Lob, und Erdäpfel ſchmeckten dann den alten Leuten köſtlicher, als der beſte Braten.

Auguſt hatte die Rechte ſtudiert, und kam, verſehen mit den beſten Zeugniſſen, in die Arme ſeiner Eltern, in das Haus ſeines Wohlthäters zurück. Kurz darauf ſtarb der Pfarrer, und Auguſt mußte alles anwenden, um ſich und ſeine armen Eltern für Mangel zu ſchützen. Der Obereinnehmer des Städtchens wurde weiter befördert, Auguſt wagte es, um dieſen offnen Dienſt anzuhalten.

Der Miniſter dieſes Departements, ein würdiger, rechtſchaffener Mann, ließ ſich alle Jahre von den Profeſſoren der Landesuniverſität ein Verzeichniß der fleißigſten Studenten einſchicken, und da Auguſt in dieſer Liſte oben an ſtund, ſo erhielte er vor dreyßig Mitcompetenten den Vorzug. In vier Wochen war er Obereinnehmer, hatte einen jährlichen Gehalt von fünfhundert Thalern, folglich mehr, als je ſein höchſter Wunſch begehret hatte. Sein armer Vater webte nun nicht mehr Leinewand, er wohnte mit ſeiner Gattinn im Hauſe des dankbaren Sohnes, beyde genoſſen noch einige Jahre das ruhigſte Alter, und ſtarben endlich in den Armen ihres Auguſts. Ihr leztes Wort, ihr lezter Blick war Segen über ihn. Schon ein ganzes Jahr ruhten die Alten im Grabe, als einſt Auguſt nach einem benachbarten Städtchen auf einen Ball geladen wurde. Er kam, ſah dort die ſchöne Amalie, und fühlte im Rückwege zum erſtenmale den Drang der Liebe.

Es giebt eine gewiſſe Gattung von Menſchen, die durch irrige Begriffe geleitet,

tet, ſich ein Verbrechen aus der ſchuldloſeſten Liebe machen, ſie vor aller Augen zu verbergen ſuchen, und das größte Laſter zu begehen wähnen, wenn ſie ihrem beſten Freunde dieſe Leidenſchaft entdecken ſollen. Unter dieſe Klaſſe gehörte Auguſt, er verſchloß ſeine Liebe ins Innerſte ſeines Herzens, quälte ſich ein halbes Jahr, und da er ſeine Quaal nicht länger ertragen konnte, ſo reiſte er in größter Stille nach dem Wohnorte des Mädchens, hielte ſchriftlich um Amalien an, und kam verheurathet zurück, ehe ein einziger Bewohner ſeiner Vaterſtadt etwas von ſeiner Liebe gemuthmaßt hatte. Seine Heurath war nun das Geſpräche des ganzen Städtchens. Alle bedauerten den guten Auguſt, denn er hatte ein Mädchen genommen, das in der ganzen Gegend im üblen Rufe ſtand. Jedermann wußte, — nur der geheimnißvolle Auguſt nicht, — daß ſie vor einigen Jahren öffentliche Maitreſſe eines Edelmanns war, mit dieſem ein Kind gezeugt hatte, und wegen ihrer ſchlechten Aufführung ſchimpflich vom Schloſſe gejagt wurde. Keiner war ſo grauſam, ihm dieſe Geſchichte zu erzählen, und ſo lebte Au-

guſt ruhig und vergnügt mit ſeiner Gattinn, die ihm nach dem erſten Jahre, ihr vollkommnes Ebenbild, eine Tochter gebahr. Schon nahmen viele ihr erſtes Urtheil über dieſe Heurath zurück, weil ſie mit Grund hoften, Amalie würde — gewarnt durch ihren erſten Fall — nun eine gute Gattinn ſeyn und bleiben. Aber Amaliens Aenderung war nicht anhaltend, ſie fieng an kleine Tafeln, kleine Spiele zu geben, lud allerhand Perſonen, und unter dieſen alle hübſche Offiziere der Garniſon dazu ein. Oft wachte Auguſt die ganze Nacht auf dem einſamen Lager, bis ſeine Gattinn, erſt am ſpäten Morgen, es mit ihm theilte. Er fühlte, daß dies nicht recht ſey; aber er war zu verliebt, und folglich zu ſchwach, um dem Ganzen Einhalt zu thun. Endlich ſah er, daß ſein ganzer Gehalt nicht hinreichte, um ſeiner Frauen Aufwand zu beſtreiten, und es meldeten ſich Schuldner, die er aufs künftige Jahr vertröſten mußte. Er murrte zum erſtenmale mit ihr, aber eine feurige Umarmung, ein ſüßer Kuß ſtillte ſeinen Zorn, und ſein Haus wurde bald der Sammelplatz aller jungen und ausſchweifenden Perſonen. Ein beſ-

ſerer

ſerer Dienſt in einer gröſſern Stadt war itzt offen. Auguſt, der bisher immer ſeine Pflicht aufs genauſte erfüllte, öfters Belobungsdekrete darüber erhalten hatte, hofte nicht ohne Grund, daß er dieſen Dienſt erhalten würde, und glaubte der Ausſchweifung ſeiner Frau ganz Einhalt zu thun, wenn er ſie von einer ſo gefährlichen Geſellſchaft entfernte. Er entdeckte Amalien ſeine erſte Geſinnung, ſie billigte nicht allein ſolche, ſondern rieth ihm auch ſelbſt nach der Reſidenz zu reiſen, um ſein Begehren deſto beſſer betreiben zu können. Auguſt nahm von dem wenigen baaren Gelde den kleinſten Theil mit auf die Reiſe, und ließ ſeiner Frau mehr noch, als ſie zur häuslichen, ſtillen Wirthſchaft brauchte. Als er ſchon im Wagen ſaß, gab er ihr den Schlüſſel zur landesfürſtlichen Kaſſe, damit ſie, wenn etwan Feuer entſtünde, alles retten könne.

Er kam in der Reſidenz an, der Miniſter war verreiſt, und er mußte vierzehn Tage auf ſeine Ankunft warten. Er ſchrieb unterdeſſen die rührendſten Briefe an ſeine Frau, und ſtellte ihr ſchriftlich — was er beſſer als mündlich zu thun im Stande

war —

war — die Folgen vor, die ihr Aufwand haben würde, nothwendig haben müßte. Auguſt verſprach ſich viel von dem Eindrucke, den dieſe Briefe auf ſie machen würden, aber Amalie warf ſie ungeleſen hin, ſchwelgte auf die übertriebenſte Art mit ihren Anbetern, und aufmerkſame Beobachter rechneten aufs genauſte nach, daß oft ein einziges Soupee ſechzig und mehrere Thaler koſtete.

Jeder hat ſeine Feinde, auch Auguſt, und ehe der Miniſter nach der Reſidenz kam, war ſchon, eingelaufnen Berichten zufolge, Befehl gegeben, Auguſts Kaſſe zu revidiren.

Früh trug er dem angekommnen Miniſter ſeine Bitte vor. „Sie ſey ihnen „gewährt, wenn es Verläumdung iſt, „was man von ihnen ſpricht, und wenn „ihre Kaſſe richtig befunden wird.„ Auguſt, der ſich keines Verbrechens, keiner Unrichtigkeit bewußt war, reiſte ruhig nach Hauſe und verſprach ſich in die Zukunft die heiterſten Tage. Er kam an, und fand ſeine Frau nicht zu Hauſe. Sie ſey geſtern, ſagte ihm die Magd, als man die Kaſſe verſiegelt hätte, eilig aufs Land gereiſet.

Auguſt wußte, daß er revidiret werden ſollte, die Verſieglung kam ihm alſo nicht unerwartet; aber die Reiſe ſeiner Frau, ihr langes Ausbleiben ließ ihn die ganze Nacht nicht ſchlafen. Am frühen Morgen kamen Abgeordnete, öffneten in Auguſts Gegenwart die Kaſſe, und es lagen anſtatt neun hundert nur funfzig Thaler darinne. Der Defekt überſtieg ſeine Kaution, die er durch das Vermächtniß ſeines Pathen geleiſtet hatte, um die Hälfte, und der erſtaunte Auguſt wurde ins Gefängniß geführt. Noch wußte er nicht, was er glauben, was er denken ſollte, als ſein beſter Freund zu ihm ins Gefängniß trat, und ihm die ganze Aufführung ſeiner Frau in ſeiner Abweſenheit erzählte.

Ich gab der Leichtſinnigen den Schlüſſel, mehr ſagte er nicht, und gab ſich in allen Verhören als den Schuldigen an, ungeacht ſeine Richter, bekannt mit der ganzen Sache, ihn oft fragten: Ob ſeine Frau nicht etwan Eingriffe in die Kaſſe gethan hätte? Seinem eigenen Bekentniſſe zufolge, wurde er — nach den Landsgeſetzen noch ſehr gelinde — zu einem fünfjährigen Feſtungsbaue verurtheilet.

Der Unſchuldige karrte dieſe lange Zeit ohne Murren, und eilte, als er losgelaſſen wurde, ſeiner Vaterſtadt zu. Er fragte eifrig nach ſeiner Frau, nach ſeinem Kinde. Das leztere hatten barmherzige Leute bisher ernähret, und gaben es willig dem bittenden Vater wieder. Die erſte, erfuhr er, nach langem Nachforſchen, halte ſich im P****ſchen bey einem Obriſten als Haushälterinn auf. Mit ſeinem Kinde am Arme reiſte er zu ihr. Vielleicht glaubte der Unglückliche, daß ſeine Frau, weil er für ſie büßte, ihn mit offnen Armen empfangen, ihm ihre ganze Liebe wieder ſchenken würde.] Als er dort ankam, fragte er nach der Frau Haushälterinn, und hörte zu ſeinem größten Erſtaunen, daß man die Mamſell gleich rufen würde. Sie kam, und die Undankbare wollte ihn nicht einmal kennen. Ich war nie verheurathet, ſagte ſie dreiſt! der Kerl muß ein Narr ſeyn! und Auguſt wurde durch einen Korporal zum Hauſe hinausgeprügelt. Sein Zuſtand war nun ſchrecklich! Keine Ausſicht, keine Hülfe, nicht einmal einen Troſt! Er bettelte ſich mit ſeinem Kinde bis zur nächſten Stadt.

Dort

Dort war er ſo glücklich, ein Stübchen zur Miethe, und, wegen ſeiner guten Handſchrift, von vielen Advokaten Akten zum Abſchreiben zu erhalten. Kümmerlich, aber ehrlich, nährte er ſich mit dieſer Arbeit acht lange Jahre. Sein Lottchen, ſeine Tochter war der einzige Troſt, das einzige Vergnügen, das er hatte und kannte! Sie liebte ihn über alles; ſein Auge durfte nur winken, ſo wurde ſein Wink befolgt.

Amalie hatte unterdeſſen ihren Obriſten ſchon wieder verlaſſen, und war zur Stadt gekommen. Ein junger Miniſter fand ſie noch reizend, und ihr Schickſal war durch ſeine Freygebigkeit ſehr glänzend geworden. Einſt trug Auguſt abgeſchriebene Akten nach Hauſe, als ihm in der Hauptgaſſe ein prächtiger Wagen begegnete, er wollte ausweichen, ſah ſeine Frau darinne ſitzen, blieb für Erſtaunen ſtehen, und wurde von dem unbarmherzigen Kutſcher zu Boden gefahren. Der Wagen rollte raſch fort, und Auguſt lag wie tod da. Sein rechter Arm war zerſplittert, ſein linkes Bein ſehr beſchädigt. Gutherzige Leute trugen ihn, als er reden konnte, nach Hauſe, ſeine troſtloſe Tochter rufte einen

Chyrurgus, und dieſer ſtellte ihn erſt nach einem halben Jahre, gelähmt an Hand und Fuß, wieder her. Als dieſer ſeine Bezahlung forderte, hatten Vater und Tochter nur noch ein einziges Kleid, ihr weniger Hausrath war bis auf einen Tiſch und einen Stuhl verkauft. Alles dieſes und ihr einziges Bette reichte kaum zu, um ſeine Forderung zu befriedigen. Am Abende giengen ſie das erſtemal hungrig ſchlafen, und wußten am Morgen nicht, wo ſie für dieſen Tag einen Biſſen Brod hernehmen ſollten. Es war ſchon Mittag, und noch brannte auf ihrem Herde kein Feuer. Beyde weinten, aber beyde ſchwiegen, weil ſie ſich nicht durch unnützes Klagen ihr Unglück vergrößern wollten.

Der Vater brach zu erſt das Stillſchweigen:

Aug. Lottchen, was wird aus uns werden?

Lottch. Gott im Himmel weis es!

Aug. Meine Hand iſt gelähmt, ich kann nicht mehr ſchreiben! Und wollte ich auch ausgehen, wollte gute Leute um ein Allmoſen anſprechen, ſo hab ich nicht einmal einen Rock. Erbarmet ſich Gott nicht bald unſer, ſo müſſen wir Hunger ſterben!

Lottch. Vater, ich will — — — (Thränen verhindern ſie, weiter zu reden.)

Aug. Was willſt du?

Lottch. Ich — will — betteln — gehen!

Aug. Du? du? Und doch — aber nein! Noch weis ich ein anderes, weniger ſchreckliches Mittel! deine Mutter iſt in der Stadt, ihr Wagen wars, der mich zu Boden fuhr.

Lottch. O Jeſus!

Aug. Er kam aus des Miniſters Hauſe, dort muß ſie wohnen, oder wenigſtens zu erfragen ſeyn. Du biſt ihre Tochter, du haſt unter ihrem Herzen gelegen, ihr Blut hat dich genährt, ſie wird Erbarmen mit dir haben, und biſt du verſorgt, ſo will ich gerne ſterben. Frage unter meinem, unter ihrem Familiennamen nach ihr. Schildere ihr unſer Elend, und rührt ſie dies nicht; ſo ſage ihr kühn, daß wir durch ſie unglücklich ſind.

Lottch. (freudig) Ich ſoll meine Mutter ſehen! O wohl uns, daß ſie noch lebt! Sie wird uns gewiß helfen! Ich gehe gleich!

Aug. Geh, Kind, geh. Mich hungert ſehr! Ich will unterdeſſen beten, damit Gott ihr Herz erweiche!

Lottchen eilte fort, und Auguſt kniete nieder, bat Gott um Erhörung, um Erbarmung. Unter Auguſts Namen wollte niemand in des Miniſters Hauſe etwas von Amalien wiſſen, als ſie aber ihren Familiennamen nannte, ſo wußte jeder, daß es das gnädige Fräulein ſey. Aber die ſaß ſchon bey der Tafel, und ihre Tochter mußte bis fünf Uhr in der Antichambre hungern. Endlich wurde die Tafel aufgehoben, und Lottchen gemeldet. Sie ſoll ſagen: Wie ſie ſich nenne? Wer ſie ſey? war die Antwort. „ Ich bin des armen Auguſts Tochter! „ O ich kenne das Aas ſchon, rief das gnädige Fräulein im innern Zimmer, ſie ſoll ſich fortſcheren, ſonſt werden die Bedienten ſie fortpeitſchen. Die erſchrockne Tochter floh, als ſie dies hörte, und lautes Gelächter der Bedienten ſcholl ihr nach.

Troſtlos gieng ſie durch die Gaſſen. Ihr armer Vater fiel ihr ein. „ Mich hungert ſehr, ſagte er, als ich fortgieng. Wie wird ihn itzt erſt hungern, und ich bringe ihm keine Hülfe, keinen Troſt! „ Es dämmerte ſchon, und Lottchen wagte es, einige Vorübergehende um ein Allmoſen

zu bitten. Zweymal ſtreckte ſie ihre zitternde Hand vergebens aus, das drittemal wollte ihr eben eine gutherzige Frau etwas ſchenken, als ein Bettelvogt aus einer Ecke hervorſprang, ihr die Gabe entriß, und das arme Mädchen ſchrecklich ſchlug. Mit Blut befleckt kam ſie nach Hauſe. Noch kniete ihr Vater in der Ecke und betete. „ Was haſt du ausgerichtet? — Nichts! — Aber du bluteſt? Die Grauſame, ſie hat dich ſchlagen laſſen! Ha, dies noch! „ Hier trat er an den kalten Ofen, und wetzte mit ſeiner linken Hand das einzige Meſſer, das er noch hatte. „ Nicht ſie, mein Vater, nicht ſie! „ „ Aber wer denn? Das Meſſer entfiel hier ſeiner Hand. „ Ein harter, garſtger Mann, der nicht zulaſſen wollte, daß eine gute Frau mir etwas ſchenke. „ „ Alſo auch die einzige Hofnung dahin! Und nun verſank er in ein tiefes Nachdenken, ſtand oder lag vielmehr am Fenſter, und Lottchen unterſtund ſich nicht, mit ihm zu reden. Um zwölf Uhr in der Nacht ſeufzte er oft und tief. Lottchen wagte es nun, ihn zu tröſten:

Vater! noch weis ich eine Hülfe!

Du? Hülfe?

Ja, lieber Vater, ich will mich als Magd verdingen!

Haſt recht! Dann iſt dir doch geholfen!

Will auch ihnen helfen.

Wird eben ſo fehlſchlagen, aber ungerecht wärs, wenn ich nicht bis ans Ende ausharren wollte.

Lottchen gieng am frühen Morgen aus, und kam um 9 Uhr mit Brod und Fleiſch zurück. Sie war zu einer von den Frauen gegangen, die ſich ein Geſchäft daraus machen, dienſtloſe Mädchen unterzubringen. Dieſe hatte ſie in ein Bürgerhaus gewieſen, wo ſie ſogleich als Küchenmagd angenommen wurde, und zur Sicherheit einen halben Gulden Handgeld erhielt. Sie aß mit ihrem hungrigen Vater, und trat ſchon Nachmittags ihren Dienſt an. Abends hub ſie etwas von ihrem Tiſche auf, und trug's früh ihrem Vater hin. So machte ſie's immer, und der Arme ſah mit Thränen, wie's möglich ſey, daß ſeine Tochter ihn als Dienſtmagd ernähren könne. Als es kalt wurde, nahm die Dankbare ihr ganzes Bette, und brachte es ihrem Vater. Er weigerte ſich, es anzunehmen; aber da ſie

ihn verſicherte, daß es ja einerley ſey, ob er oder ſie drauf ſchliefe, daß ſie immer noch genug hätte, um ſich vor Kälte zu ſchützen, ſo nahm er's mit Dank an. Ein vierteljähriger Lohn reichte hin, um ihm einen alten Rock und etwas Holz zu kaufen. Schon fieng der alte August an, auf die Vorſicht zu trauen, als Lottchens Hausfrau einſt in ihre Kammer trat. Sie ſah, daß ihre Magd auf Stroh ſchlief, und fragte nach dem Bette. Lottchen ſtockte und geſtand endlich. Das Bette mußte ſogleich herbey geſchafft werden, und da man die Wahrheit nicht glaubte, ſo wurde Lottchen, zum Lohne ihrer kindlichen Liebe, in dem kälteſten, härtſten Winter aus dem Hauſe gejagt. Sie gieng wieder zu ihrem Vater. Zwey Tage nährten ſie ſich noch kümmerlich, aber am dritten war nichts mehr übrig. Eine ſtrenge Kälte fiel dieſen Abend ein, und ſie brachten die Nacht aufs erbärmlichſte hin. Früh ſchickte der Vater ſeine Tochter aus, um einige Kohlen zu betteln, gab ihr ſeinen Segen, und ſchloß die Thüre hinter ihr zu. Lotchen war ſo glücklich, von einer benachbarten Magd einige zu erhalten, und eilte ihren erſtarr-

ten Vater zu wärmen. Sie klopfte oft an der verſchloſſenen Thüre; aber niemand wollte ſie eröffnen. Endlich wurde ihr bange, ſie bat zwey Schuſtergeſellen, die eben an der Treppe ſtanden, ihr die Thüre eröffnen zu helfen. Dieſe ſprengten die morſche Thüre entzwey, und ſahen, daß der arme Auguſt ſich an der Wand ſelbſt erhangen habe. Lottchen ſchrie erbärmlich, die Schuſtergeſellen giengen fort, und die Leute im Hauſe verſammleten ſich um die Troſtloſe. Das Gericht kam, fand's ſehr verdächtig, daß der tode Auguſt am Kopfe eine Wunde habe, und alle erklärten ihn für ermordet, als ſie fanden, daß er nicht hange, ſondern kniee, daß ſogar das Strumpfband an ſeinem Halſe ganz locker war. Lottchen wurde in einer halben Stunde darauf ins Gefängniß geſchleppt, und als man ſie über die Gaſſe führte, ſo nannte ſie das Volk eine Vatermörderinn. Doktors unterſuchten den Leichnam ihres Vaters, und ihre Ausſage kam mit der Bemerkung der Gerichtsperſonen überein. Im Verhöre berief ſich Lottchen auf das Zeugniß ihres Nachbars des Schuſters. Er und alle ſeine Geſellen wurden vorgerufen, und alle ſchwo-

ren, daß ſie bey Eröffnung der Thüre nicht zugegen waren. Sie wurde alſo durch Zeugen überwieſen, daß ſie ihre Richter belügen und hintergehen wolle, und dieſe verdammten ſie zur Folter.

Auf der ganzen, großen Welt war wohl nie ein unglücklicheres Mädchen, als Lottchen! Die ganze Nacht lag ſie auf ihren Knien, ihr Gebet zu Gott war heiß und dringend; oft kämpfte Verzweiflung mit ihr, aber eben ſo oft erquickte ſie Gottes Güte mit Troſt. Am andern Tage wurde das Schlachtopfer wirklich zur Folterbank geführet, und nicht vermögend, ſolche Schmerzen zu ertragen, geſtand ſie alles, was ihre Richter zu wiſſen verlangten. Nicht wahr, du haſt deinen Vater ermordet, um ihn nicht länger ernähren zu müſſen? fragte ſie der ſtrenge Richter. Mit gegen Himmel gewandtem Auge, aus dem blutige Thränen träufelten, ſchwor ſie, daß ſie ihren Vater zärtlich geliebt hätte, und gerne ihr Leben aufopfern wollte, um ihn wieder zu erwecken. Als aber der Henker ſie faßte, mit ſeinen grauſamen Inſtrumenten in ihrem Fleiſche wüthete, da preßte ihr Todesangſt auf alle Fragen ein Ja

ab. Ein Ja, das jedes nicht ganz gefühlloſe Herz für das lauteſte Nein genommen hätte! Aber Ja ſagte ſie, und Ja wurde protokollirt. Warum denn nicht auch ihr Flehen nach Gottes Hülfe? Ihr ängſtliches Gebet an den erbarmenden Erlöſer, das aller Augen zu Thränen zwang, und in jedem Herze die Muthmaſſung erweckte: Lottchen müſſe unſchuldig ſeyn!

Bald darauf wurde ihr Urtheil geſprochen. Mit der heiterſten, ruhigſten Miene hörte ſie, daß ihr Kopf und Hand abgehauen, und ihr Körper aufs Rad geleget werden ſollte. Der Geiſtliche brauchte ſie nicht zu tröſten, ſie war ſchon getröſtet. Mit Verlangen ſah ſie dem Tage ihres Todes, dem Ende ihres Leidens entgegen. Keiner von den vielen hunderten, die ſie in ihren letzten Stunden beſuchten, kann ſagen, daß ſie über das Urtheil ihrer Richter gemurret hätte, nur ihrem Beichtvater vertraute ſie ihre Unſchuld, und dieſem bat ſie, ihr Schickſal, nach ihrem Tode, ihrer Mutter zu erzählen.

Als ſie die Todesglocke läuten hörte, ſo ſagte ſie: Das iſt die Glocke, die mich zur Ruhe ruft! Wie die Wächter ſie ab-

zuholen kamen, ſo ſtand ſie ſchon an der Thüre. Schnell und freudig gieng ſie die Treppe hinunter, als aber das ganze Volk ſie weinend empfieng, ſo weinte ſie mit. Wie ſie auf dem Richtplatz kam, kniete ſie nieder und betete ſtill. Nach dieſem ſezte ſie ſich ſelbſt auf den Stuhl, und bat, nicht länger zu zögern! Die ganze Menge ſchluchzte. Ich danke, ſagte die Halbverklärte, ich bin euers Mitleids nicht unwürdig, und wenn Gott, vor deſſen Throne ich itzt erſcheine, ein gerechter Gott iſt; ſo wird er früh oder ſpät meine Unſchuld entdecken. —— Der Henker zukte das Schwerdt, und Lottchen war nicht mehr.

Noch rauchte der Richtplatz von ihrem unſchuldigen Blute, als ſich zwey athemloſe Männer vor Gericht ſtellten. Es waren die zwey Schuſtergeſellen, welche ihr die Thüre aufſprengen halfen. Sie wollten, erzählten ſie, eben aus der Stadt fortwandern, und warteten im Vorhauſe auf einen Kammeraden, als Lottchen aus ihrem Zimmer trat. Sie bemerkten deutlich, daß der Vater ihr noch nachſah, und erſt die Thüre verriegelte, als ſie ſchon auf der Treppe war. Sie blieben in Lottchens Abweſen-

ſenheit im Vorhauſe ſtehen, und hörten in Auguſts Zimmer einen ſtarken Fall. Dies bewog ſie, ihr die Thüre, als ſie zurück kam, aufzuſprengen, und ſie fanden den Alten ſchon tod. Gleich darauf wanderten ſie fort, weil ihr Kammerad kam, und ſie noch an dieſem Abend in einer benachbarten Stadt ſeyn wollten. Dort hatten ſie die ganze Zeit gearbeitet, und geſtern Abends Lottchens Geſchichte und ihr Todesurtheil erzählen hören. Sie waren die ganze Nacht gelaufen, um die Unſchuldige zu retten, und weinten bitterlich, als ſie hörten, daß ſie zu ſpät kämen. Sie beſchworen ihre Ausſage, und giengen traurig fort!

Am andern Morgen unterſuchte man aufs neue, aber zu ſpät, das Zimmer des Auguſts, und fand, daß an dem Platze, wo er ſtarb, in der Höhe ein abgebrochner Nagel ſtack, der vermuthlich abbrach, als ihn Auguſt zu ſeinem Vorhaben wählte. Daher die Wunde am Kopfe, daher der gehörte Fall. Eben ſo wahrſcheinlich war's, daß er von Verzweiflung, Hunger, Kälte und Fall ſchon beynahe tod war, als er am andern Nagel ſein Vorhaben ausführte.

Das

Das tode Lottchen wurde nun losgeſprochen, und ihr Leichnam in der Stadtkirche begraben. Nie habe ich ein ſchöneres, aber auch nie ein traurigeres Leichenbegängniß geſehen!

Wenn ich ihrer Geſchichte mich errinnere, ſo fange ich oft an, mit der Vorſicht zu rechten; aber wenn ich wieder nachdenke, ſo wird mir's einleuchtend und klar, daß Gott ſie darum ſo unſchuldig bluten ließ, um ihr dort den ſchönſten, herrlichſten Lohn ihrer kindlichen Liebe bereiten zu können.

Amaliens weiteres Schickſal iſt mir unbekannt. Ein Freund erzählte mir neulich, daß ſie in der letzten, allgemeinen Theurung dürftig und elend in einem kleinen Städtchen gelebt hätte. Er ſelbſt ſah ſie vor den Thüren Allmoſen betteln, und hörte bey ſeiner Abreiſe, daß ſie ohne alle Hülfe in der elendeſten Hütte krank liege.

Sie hats an dem armen Auguſt, an ihrer unglücklichen Tochter verdient, und wohl ihr, wenn ſie hier büßt, was ſie dort nicht verantworten kann!

Frau

Frau F—.

Weinet nicht, ſagte der ſterbende F— zu ſeinen zwey Töchtern, wir werden uns einſt wieder ſehen! Ich ſterbe ruhig, da ich euch eine zärtliche Mutter, und ihr Vermögen hinterlaſſe, euch gut erziehen zu können. Lebt wohl, aber nicht auf ewig! Lebt ſo, daß wir uns jenſeits wieder ſehen! Er ſtarb, und ſeine Frau, ſeine Kinder trauerten lange um ihn, denn er war ein zärtlicher Gatte, ein guter Vater! Sein hinterlaſſenes Vermögen beſtand in baaren vierzig tauſend Thalern, die er einem Edelmanne geliehen, und von ihm ein groſzes Rittergut zum Unterpfande erhalten hatte. Dieſer ſtarb bald darauf, das Gut wurde von den Erben verkauft, und Frau F— erhielt das ganze Kapital, mit dieſem aber auch eine groſze Sorge zurück, wo und wie ſie es mit Vortheil wieder anlegen könne! Der Vormund ihrer Kinder, viele andere Freunde riethen ihr, es in die Bank des Millionen reichen R— zu geben. Es iſt dort ſo ſicher, wie in einer öffentlichen Bank, und

und R— iſt ſo großmüthig, daß er jeder Wittwe, die ihr Geld bey ihm anlegt, ſechs Prozente zahlt, ſo ſagten alle, und Frau F— reiſte ſelbſt zu ihm. Nach langem Weigern, und blos zum Beſten der unerzogenen Waiſen, ließ er das Geld in ſeine Bank niederlegen. Frau F— dankte ihm für ſeine Güte, und kehrte froh und vergnügt zurück; denn ihre Einkünfte hatten ſich um ein Drittheil vermehrt; ſie konnte nun nicht allein ohne Nahrungsſorge leben, ſondern auch ihre Töchter anſtändig erziehen. Die Vorſtellung der Freude, die ſie einſt im ſpäten Alter an ihren Kindern zu erleben hofte, verſüßte ihr den Verluſt ihres theuern Gatten, und verſprach ihr die heiterſte Zukunft. Auch konnte ſie dieſe mit Grund hoffen, denn das ſchöne Florchen war erſt vierzehn Jahre alt, und exzellirte bereits in vielen weiblichen Künſten und Wiſſenſchaften. Karoline, ein ſanftes, ſechsjähriges Mädchen, ſchien ſie noch übertreffen zu wollen.

Nur drey Tage war Frau F— zu Hauſe, als ſie einen Brief von ihrem Anwalde aus L— erhielt. Kaum hatte ſie drey Zeilen geleſen, ſo ſank ſie ohnmäch-

tig vom Stuhle. Ihre Töchter bemühten ſich umſonſt, ſie wieder zu erwecken, ſie holten Nachbarn und Freunde zuſammen, die ſie endlich ins Leben ruften, und im entfallnen Briefe laſen, daß der reiche R— einen Bankrot von mehr als einer Million gemacht, und heimlich entflohen ſey. Sie werden, ſchrieb der Anwald gleich Anfangs, als die lezte ſeiner Gläubiger, ſehr wenig, und äuſſerſt wahrſcheinlich gar nichts von ihrem Kapitale zurückbekommen.

Ein langes halbes Jahr gieng vorüber, und Frau F— wußte noch nicht, ob ſie von ihrem Kapitale etwas zurück erhalten würde. Endlich wurde ſie nach L— zitirt, ſie mußte, um die Reiſekoſten zu beſtreiten, den Ueberreſt ihres ganzen Vermögens, einige kleine Koſtbarkeiten verpfänden. Als ſie dort ankam, wurde ihrs gerichtlich publizirt, daß ſie in die lezte Klaſſe der r—terſchen Gläubiger verſetzt worden, und folglich keinen Heller zu erwarten habe. Die Unkoſten des Prozeſſes, den ſie gegen dieß Urtheil vergebens führte, raften vollends alles hin, was der guten Familie noch entbehrlich war, und die troſtloſe Mutter ſah ſich endlich genöthiget, ihre

Kinder

Kinder zu Fuſſe nach der Hauptſtadt zu führen, weil ſie dort Ausſicht hatte, ſich mit Stikken und Nähen das tägliche Brod zu verdienen. Auch gaben ihr einige Kaufleute etwas zu ſtikken, und als ſie ſahen, daß Frau F— nicht allein ſehr ſauber, ſondern auch ſehr fleißig arbeite, ſo mangelte es ihr nie an Beſtellung, und ſie konnte ſich wenigſtens des Tags einmal mit ihren Kindern ſatt eſſen. Florchen lernte bald auch ſtikken, und, wenn's nothwendig war, ſo ſaß ſie an der Seite ihrer Mutter manche Nacht ſchlaflos.

Frau F— ſah zwar, daß es möglich ſey, ſich und ihre Kinder auf dieſe Art zu ernähren; aber der Verluſt ihres ganzen Vermögens, der elende Zuſtand, in den ſie ſich durch einen Böſewicht verſezt fand, ſchmerzte ſie tief. Keine Zeit, kein Troſt konnte ihren Kummer lindern, ſie weinte oft und viel bey ihrer Arbeit, die eine groſſe Anſtrengung der Augen forderte. Daher kam's, daß ſie ein Jahr darauf wenig mehr ſah, ſich darüber noch mehr betrübte, und im zweyten ganz blind wurde.

Der Zuſtand eines Blinden iſt ohnehin der ſchrecklichſte in der Natur; aber

weit

weit ſchrecklicher war er noch für die arme F—, die nun gewiß mit ihren Kindern ein Opfer des Hungers zu werden glaubte, weil Florchen in dieſer Arbeit bey weiten noch keine Künſtlerinn war, und Karoline nur ein Tuch ſäumen, oder einen Strumpf ſtricken konnte. Und doch war Florchens Verdienſt bald weit anſehnlicher als ſonſt. Die ganze Familie konnte ſich täglich zweymal an einen gedeckten Tiſch ſetzen, und zur nöthigen Kleidung, zum Zinſe lag immer etwas Geld bereit. Feurig und inbrünſtig dankte die blinde Mutter dem Ewigen, für deſſen Werk ſie es hielt, daß man ihrer Tochter Arbeit ſo reichlich bezahlte. Aber bald darauf wurde ſie ſehr unruhig, denn ſie hörte oft im Zimmer ein heimliches Gelächter, eine zwar leiſe, aber doch fremde Stimme und ungewöhnliche Tritte. Da ihr Verdacht immer ſtärker wurde, ſo examinirte ſie einſt, in Florchens Abweſenheit, Karolinen, und dieſe geſtand endlich, daß ſich öfters ein junger Herr ins Zimmer ſchleiche, mit Florchen ſchäckere, ſie auch küſſe! Ich hätte es ihnen ſchon längſt geſagt, fuhr die Unſchuldige fort, aber Florchen möchte dann mit mir zanken, und mir kein Zuckerwerk mehr mitbringen.

Die arme blinde Mutter raſte und wüthete bey dieſer Nachricht. Florchen, ſagte ſie, als dieſe nach Hauſe kam, du warſt bisher mein einziger Troſt, meine einzige Stütze, du haſt mich und deine Schweſter ernährt; aber verflucht ſey der Biſſen, den ich aß, wenn ihn nicht deine Hände erwarben, verflucht auch du, wenn — ich kann den Gedanken nicht denken — wenn du den einzigen Schatz, deine Unſchuld liederlich verſcherzeſt, der Blindheit deiner armen Mutter ſpotteſt, und vor ihrem Angeſichte buhleſt! Iſt deine Liebe rein, ſind ſeine Abſichten ſchuldlos, warum verbergt ihr ſie vor mir? Nur aus einem Verbrechen ſucht man ein Geheimnis zu machen! Rede, wenn du dich vertheidigen kannſt! — — Aber Florchen ſchwieg. Als es Nacht wurde, packte ſie ihre Kleider zuſammen, verließ — eine ſchreckliche That! — ihre blinde Mutter, ihre unerzogene Schweſter. Umſonſt bemühte ſich Frau F— ihren Aufenthalt auszuforſchen, denn alle Mühe war vergebens, und die troſtloſe Mutter mußte nun bey Fremden Hülfe ſuchen!

Sie ließ an alle Freunde und Bekannte ſchreiben, und bat flehend, ihr nur ein Plätzchen in ihrem Hauſe, und täglich ein Stückchen Brod für ſich und ihr Kind zu vergönnen; aber viele entſchuldigten ſich mit eignem Unvermögen, und andere antworteten gar nicht. Die wenigen Kleider und Möbeln, welche Frau F— noch hatte, wurden nach und nach verkauft, und ein halbes Jahr nach Florchens Flucht war es ſo weit mit ihr gekommen, daß ſie entweder Hungers ſterben, oder betteln gehen mußte. Aus Liebe zu ihrer Karoline, die ſie weinend um Brod bat, wählte ſie das leztere. Sie ließ ſich, nachdem ſie zwey Tage Hunger gelitten, von Karolinen zum Thore hinausführen, denn ſie war zu verſchämt, um in der Hauptſtadt, wo ſie jeder in beſſern Umſtänden kannte, Allmoſen zu ſammeln. Ein alter Hund, treuer wie das unnatürliche Florchen, war ihr einziger Gefährte; wenn ſie ruhten, ſo leckte er dankbar ihre wunden Füſſe. Im nächſten Dorfe ſpeiſte ſie ein gutherziger Bauer. So zogen ſie einige Monate im Lande herum, und aßen mit Thränen das bittere Bettelbrod. Als ſie einſt an einem ſchwülen

len Sommerabende ſich einem Dorfe näherten, klagte Karoline ſehr über Mattigkeit und Kopfſchmerzen, kaum konnte ſie die erſte Hütte erreichen, ſank oft um, und vermochte nicht weiter zu gehen. Der Bewohner dieſer Hütte war ein armer Taglöhner; aber eben, weil er arm war, fühlte er auch fremdes Elend, und nahm die blinde Mutter mit ihrem kranken Kinde willig in ſeine Wohnung auf. Karoline bekam die Blattern. Ihre Natur war zu ſehr ermattet, um ſich in dieſer gefährlichen Krankheit ſelbſt helfen zu können, und ſo ſtarb ſie am fünften Tage.

Zwey Stunden vor ihrem Tode bat das gute Mädchen ihre Mutter, nicht ſo ſehr zu weinen. Soll ich nicht weinen, liebes, einziges Kind? Wenn du ſtirbſt, wer wird mich leiten, wer mich führen? Ich, liebe Mutter, ich! Auch als Engel will ich vor ihnen hergehen, ſie auf allen ihren Wegen begleiten, vor jedem kleinen Steinchen ſie warnen! Weinen ſie nur nicht! Ich werde ſie nicht verlaſſen! So ſprach die ſterbende Karoline, und ſchied in der gewiſſen Hofnung von ihrer Mutter, daß ſie auch nach ihrem Tode ſie leiten und führen könne!

Ver-

Verzweiflungsvoll und ſchrecklich jammernd ſaß nun Frau F— an der Seite ihres toden Kindes. Ich will mit meiner Karoline begraben werden, ſagte ſie oft, und nie etwas anders! Ihr gutherziger Wirth erzählte die ganze Begebenheit dem Pfarrer und Schulzen. Der erſte begrub Karolinen unentgeldlich, und der leztere ließ die troſtloſe Mutter zu ſich kommen. Nach langen Fragen, Antworten und Berathſchlagungen mit den Gemeindälteſten ward endlich beſchloſſen, daß man die alte Blinde als eine fremde Bettlerinn auf die gewöhnliche Art von Ort zu Ort nach ihrer Heymath ſchicken wolle. Ein Bauer führte ſie nach dem nächſten Dorfe, von wo ſie ihrer Heymath immer näher geleitet wurde.

Am dritten Tage brachte man ſie in ein Dorf, wo ihr der Schulze zu warten befahl, weil man eine ſehr kranke Perſon, wenn ſie gebeichtet und kommuniziret hätte, auch den nämlichen Weg transportiren werde. Ihr verliert nichts bey dieſem Verzuge, denn ihr könnt fahren, anſtatt, daß ihr izt zu Fuſſe gehen müßt! Frau F— antwortete nichts, denn ſie beobachtete ſeit Karolinens

Tod ein tiefes Stillſchweigen, und ward nach einer Stunde mit der Kranken auf einen Wagen geſezt. Im Fahren winſelte und jammerte die Kranke ſehr. Dies machte die Frau F— aufmerkſam.

Frau F—. Was fehlt euch, meine Liebe? Euer Jammer thut meinen Ohren weh! Ich glaubte nicht, daß auf der Welt mich noch etwas rühren könne! aber ich hatte einſt eine Tochter (hier rollten groſze Tropfen aus ihren blinden Augen) die jammerte auch ſo rührend, ſo durchdringend, wie ihr! Wäre ich nicht blind — — —

Die Kranke. (ſammlete alle ihre Kräfte, und richtete ſich in die Höhe) Sie eine Tochter? Sie blind? (ſie genau betrachtend) Gott im Himmel! Jeſus Chriſtus erbarme dich meiner!

Frau F—. Was iſts? Was will — — — dieſe Stimme?

Die Kranke. O ich Elende! Gott, du ſtrafſt hart! Ich! Ich! — — Erfinden ſie neue Flüche! O Jeſus, dies noch vor meinem Ende!

Frau F—. Du wärſt? Du biſt vielleicht! — —

Die Kranke. Ja, ich bin das Ungeheuer! verließ Mutter und Schweſter! Ich bin Florchen!

Frau F—. (freudig) Gelobt ſey Gott! der mir meine Linna raubte, und nun mein Florchen wieder ſchenkt! O ſey mir willkommen! Wo biſt du? Wo liegſt du? Rede, daß ich dich umarmen, an deinem Halſe dir vergeben kann. (ſie ergrief ihrer Tochter Hand, und zog ſie zu ſich.)

Florchen. Rühren ſie mich nicht an! Jedes meiner Glieder leidet Höllenpein! Mein Hauch iſt vergiftet. Laſſen ſie mich los! O könnten ſie ſehen, ſie würden ſolch ein Scheuſal von ſich ſtoſſen. Und doch — O könnten ſie ſehen, ſie würden Mitleiden, Erbarmen mit mir haben!

Frau F—. Sey ruhig Florchen! Du weißt nicht, wie viel eine Mutter vergeben kann. Ich will dich warten, dich pflegen, und biſt du wieder geſund, ſo ſollſt du mich leiten und führen! Ich habe ſeit deiner Flucht Bettelbrod gegeſſen, es ſchmeckt ſehr bitter; aber gerne will ich es noch länger eſſen, wenn nur du bey mir bleiben, mir einſt meine blinden Augen zudrücken willſt!

Florchen. Gerne, gerne, liebe, theuerſte Mutter! Aber das Maaß meiner Sünden iſt voll, ich muß erſcheinen, um Rechenſchaft zu geben! Wahrſcheinlich überlebe ich den heutigen Tag nicht, und morgen bin ich gewiß nicht mehr.

Sie fieng nun an ihre Geſchichte zu erzählen: Ein Kaufmannsburſche floh mit ihr aus der Hauptſtadt, und ließ ſie zu L— im äuſſerſten Elende ſitzen. Sie bettelte ſich bis B—, wo ſie in das Haus einer Kupplerinn gerieth, und dort ein Abſcheu der Ehrbaren, ein Mädchen der Freude wurde. Schon nach Verlauf eines Monats fühlte ſie die Folgen ihrer unnatürlichen Lebensart, ſie entdeckte ſich ihrer Wirthin, und ward, wie gewöhnlich, aus dem Hauſe gejagt. Der Hunger zwang ſie, auf der Gaſſe ihre Lebensart fortzutreiben, und ihr Uebel ſtieg bald auf einen ſolchen Grad, daß ſie nicht mehr zu gehen im Stande war. Die Polizeiwächter fanden ſie in einem Winkel der Gaſſe liegen, und nach vorhergegangnen Examen wurde ſie, gleich ihrer blinden Mutter, von Ort zu Ort nach ihrem Geburtsorte geführt.

Nur ein Mutterherz, das weichſte und empfindſamſte in der ganzen Natur, kann ſich den Schmerz, das Leiden der armen F— vorſtellen! Sie ſchrie zu Gott um Hůlfe, um Erbarmung; aber der Unerforſchliche in ſeinen Rathſchlůſſen hörte ſie nicht, und als ſie im nächſten Dorfe ankamen, hob man ihr Florchen, ihre erſt wiedergefundne Tochter, tod vom Wagen.

Noch hörte Frau F—, daß man ihrem Kinde kein Plätzchen auf dem Kirchhofe vergönnen, und ſie ohne Sarg hinter der Mauer einſcharren wolle; aber mehr hörte ſie nicht, ihre Sinne verlieſſen ſie, und das heftigſte hitzige Fieber wůthete in ihrem Körper. Ohne Bewuſtſeyn brachte man ſie nach G—, dem ehemaligen Wohnorte ihres Mannes.

Einige ihrer Freunde, die ſich oft an ihrem Tiſche ſatt gegeſſen hatten, gaben eine ſehr kleine Summe her, fůr welche ſie der Hirte des Orts in Verpflegung nahm. Ihre Wartung war die elendeſte, ihre Speiſe die ſchlechteſte, und doch konnte ſie nach ſechs Wochen wieder das Bette verlaſſen, und an den Bänken der Stube allein herumgehen.

Bald darauf kam der Wirth mit der Botſchaft nach Hauſe, daß ihre Freunde zu ihrer Unterhaltung nichts mehr hergeben, und die Gemeinde ſie auch nicht verſorgen wolle. Sie ſagen alle, fuhr er fort, es wäre Geld genug da geweſen, und wenn man's nicht liederlich durchgebracht hätte, ſo dürfte man im Alter nicht darben.

Frau F— weinte die ganze Nacht bitterlich. Gebt euch zufrieden, ſagte ihr Wirth am Morgen, ich will euch nicht aus meiner Hütte verſtoſſen, ihr könnt hier wohnen, ſo lange ich lebe, und zu euerm täglichen Unterhalte kann ja auch noch Rath werden. Geht die Woche ein oder zweymal betteln, giebt man Fremden, ſo wird man euch auch etwas geben! Heute iſt Allmoſentag, verſucht's einmal, mein kleiner Bube wird euch führen. Vom Herzen gerne, ſagte der kleine Jakob, nahm ihre Hand, und leitete ſie langſam zur Hütte hinaus. Führe mich nach der Kirche, lieber Jakob! ſagte Frau F—. Sie kamen dort an, aber die Kirche war verſchloſſen, und die arme Blinde betete auf der Schwelle eine ganze Stunde. Wie ſie aufſtand, ſo ſagte ſie: Hier muß ja ein Teich in der Nähe ſeyn?

„Ja!

„Ja! gleich dort unten!„ Führe mich hin! „ Was wollt ihr denn dort machen?„ Will nur meine Füſſe ein wenig waſchen!„ Nun da ſind wir! Sezt euch nieder!„ Sie bückte ſich, und fühlte mit der Hand nach dem Waſſer. Darauf gieng ſie einige Schritte zurück, machte ſich von ihrem Führer los, und ſprang ſehr geſchwind hinein. Der Knabe lief weinend zu ſeiner Mutter, ehe dieſe es ihren Nachbarn erzählte, ehe Anſtalt getroffen wurde, vergieng eine ganze Stunde, und erſt nach drey Stunden fand man die Tode.

Ihr alter Hund, den ich oben ſchon erwähnet habe, war der einzige, der ihrer Leiche folgte, er winſelte, als man ſie mit Erde bedeckte, und hungerte ſich auf ihrem Grabe zu tode.

Iſt euch, empfindſame Seelen, dieſes treue Thier nicht lieber, nicht verehrungswürdiger, als jene Menſchen, welche die arme F— verhungern lieſſen?

Lieutenant von —

Erſt vor kurzen erhielt einer unſrer gröſs-ten Menſchenfreunde, der Graf — zu B— folgenden Brief:

Euer Exzelenz! Ich bin der Unglück-lichſte, der Elendeſte unter den Sterblichen, bin es ohne meine Schuld, ohne das Be-wuſtſeyn eines Verbrechens! Um Sie vom beyden zu überzeugen, will ich Ihnen mein Unglück treu erzählen, und erhalte ich dann ihre Hülfe nicht; ſo ſind Sie nicht der Menſchenfreund, für welchen Sie die gan-ze Stadt erkennt, ſo ſind Sie eben ſo ge-fühllos, wie alle Uebrige Ihres Gleichen, die an vollen Tafeln ſchwelgen, im Ueber-fluſse ſich mäſten, und des Armen vergeſſen.

Eine ſchwache Beſchreibung meines Elends, meines gränzenloſen Jam-mers.

Hier ſitze ich ſchreibend an einem elen-den Tiſche. Der Froſt hat meine Fenſter dick überzogen, und raubt mir auch das einzige, was ich nicht bezahlen darf, das noth-

nothwendige Licht. Vergebens ſuche ich mich gegen den kalten Nordwind, der durch groſſe Ritze herein dringt, zu ſchützen! Ein alter zerrißner Mantel iſt der Ueberreſt aller meiner Kleider, und wollte ich dieſen umhängen, womit würde ſich meine liebe, aus Elend und Hunger kranke Frau bedecken? Zu meinen Füſſen ſitzen vier hofnungsvolle Knaben, und ein ſanftes, ſchönes Mädchen! Sie haben nichts als ein zerrißnes Hemdchen an, nur dem kleinſten unter ihnen hat die ſelbſt froſtleidende Mutter ihren Rock umgehangen, in welchen er ſich einzuhüllen ſucht. Ein Topf voll erbettelter Kohlen ſteht in ihrer Mitte, ſie halten ihre erſtarrten Hände darüber, mit denen ſie mich, wenn ſie ſolche nur ein wenig biegen können, wechſelweiſe zupfen, und leiſe ein Stückchen Brod fordern, das ich ihnen nicht geben kann. Dort im Winkel, am kalten Ofen, liegt die beſte, theuerſte Frau, die Gattinn des Aermſten unter der Sonne. Sie wünſcht weinen zu können; aber die Säfte ihres Körpers ſind verdrocknet, ſie hat keine Thränen mehr! Sie kann nur ſeufzen; aber ſie weis, daß ihre Seufzer mir herzangreifend ſind, und unterdrückt

ſie ſorgfältig. Gewiß eine ſchreckliche Lage! Aber noch nicht genug! Eben tritt der Jude ein, welcher mir in meinen beſſern Tagen dreyßig Gulden lieh, die ich ſchon zweymal als Intereſſe zurückzahlte, und, wie ich kein Geld mehr hatte, durch öfteres Zuſchreiben bis auf achtzig vermehrte. Er droht, mich heute noch ins Gefängniß werfen zu laſſen, meine Kinder klammern ſich weinend an meine zitternden Kniee, und meine Frau ſeufzt laut! Mit vieler Mühe habe ich ihn überredt, nur bis morgen zu warten; aber morgen muß ich zahlen. Ich? Zahlen? Und habe heute nicht einmal Brod für meine Kinder, füttere mich ſelbſt nur mit bittern Thränen, die ich von meiner holen Wangen lecke.

Verzweiflung kämpfte ſchon lange mit mir, aber nie ſo ſtark. Ich liebe mein Weib, ich lebe in meinen Kindern, doch wenn ich dieſe ſoll Hunger ſterben ſehen, ſo ſuche ich ſelbſt den geſchwindeſten Tod.

Euer Exzelenz kennen nun meinen ſchrecklichen Zuſtand, aber Sie ſollen auch erfahren, wie ich unglücklich geworden bin: Mein Vater war ein armer Edelmann, der mir nichts als das Wörtchen von hinter-

ließ,

ließ, welches mich verhinderte, ein ehrliches Handwerk zu lernen. Ehe er noch ſtarb, kam ich in die Kriegsdienſte des Fürſten —. Seine Truppen giengen dazumal eben nach —, ich war unter ihnen, und nach fünf Jahren Krieg, wurde ich Lieutenant. In den Winterquartieren zu —, lernte ich meine Frau kennen. Wir liebten uns, ſo bald wir uns ſahen. Sie war ſchön, tugendhaft; aber arm wie ich, und nur durch kräftige hohe Fürſprache erhielten wir die Erlaubnis, uns zu heurathen. Noch zwey Jahre ſtand ich im Dienſte des Fürſten, lebte mit meiner Frau vergnügt und zufrieden. Der Krieg gieng zu Ende, und ich bekam mit vielen andern Offizieren den Abſchied. Mit den beſten und rühmlichſten Zeugnißen verſehen, reiſte ich von einem Hofe zum andern, ſuchte Dienſte und fand keine. Endlich kam ich hieher, erhielte ſchöne Verſprechungen, herrliche Ausſichten, aber nach und nach wurden meine Gönner kalt, meine Ausſichten verſchwanden, und ich fühlte zu ſpät, daß ich zu leichtgläubig war. Um dieſe vereitelten Ausſichten abzuwarten, mußte ich das Entbehrliche meiner Habſeligkeiten verkaufen.

Um

Um nicht auch das Unentbehrliche zu verlieren, ſchrieb und zeichnete ich nun um Lohn, meine Frau ſtikkte und nähte; aber unſre Arbeit und der Lohn ſelbſt war ſo ſparſam, daß wir kaum das trockne Brod gewannen, und oft hungerten, damit unſre Kinder eſſen konnten. Die gewöhnliche Folge des Elends, eine ſchwere Krankheit warf mich aufs Lager. Mich zu retten, zu pflegen, verkaufte meine Frau alles, was wir noch hatten, und ich ſtand als Bettler wieder auf. Kurz nachher legte ſich auch meine Frau, ſie bekam ein hiziges Fieber, und ich mußte das Bette, worauf ſie lag, verkaufen, um ihr nur die nothwendigſten Medikamente zu reichen. Mit Schaudern denke ich noch an den ſchrecklichen Augenblick, als ſie nach einer langen anhaltenden Phantaſie mich und ihre weinenden Kinder zum erſtenmale wieder erkannte, ſich in den rührendſten Ausdrücken über ihr hartes Lager beſchwerte, und mich weinend um ein Stückchen Bette bat. Schon iſt ſeit dieſer Zeit ein Jahr verfloſſen, und noch kann ſie ihr Strohlager nicht verlaſſen, denn es fehlt ihr an Kraft und Stärke, und wie kann ich ſie

laben?

laben? wie ſtärken? Ich habe nichts als ein Stückchen Brod, das ſie nicht zu beiſſen, eine elende Suppe, die ſie nicht zu ſchlukken vermag. Um ihr einſt eine kräftige Speiſe, nach der ſie ſo ſehnlich verlangte, reichen zu können, ſchnitt ich mein langes Haar ab, und verkaufte es dem Perückenmacher um einen Gulden. Dankend fiel ſie mir um den Hals, da ſie aber den Verluſt meiner Haare bemerkte, konnte ſie für Jammer nicht eſſen, und meine Kinder labten ſich damit.

Oft ſchon bin ich betteln gegangen; aber wenn ich den Vorübergehenden anreden ſoll, ſo verſagt mir meine trockne Zunge den Dienſt, und ich bebe zurück. Allen Reichen, allen Groſzen habe ich ſchreibend mein Unglück vorgeſtellt, hie und da etwas weniges, von vielen nichts erhalten.

Ich wende mich an den Einzigen, den ich noch nicht flehend bat, der aber, wie mir alle ſagen, der gröſzte Menſchenfreund ſeyn ſoll. Ich bitte ihn um Hülfe, um Erbarmung. Wie mir zu helfen iſt, weis ich ſelbſt nicht; aber wenn noch Hülfe für mich übrig iſt; ſo erwarte ich ſie von Ew. Exzelenz.

Ich

Ich wohne —, und Euer Exzelenz können ſich von der Wahrheit meiner Beſchreibung noch heute überzeugen laſſen. Die Zeugniße meines Wohlverhaltens werde ich morgen, wenn ich um Antwort komme, ſelbſt überbringen, und erhalte ich keine Hülfe, ſo —— Doch ich will nicht drohen, denn wenn Sie mein Unglück nicht rührt, wenn Sie mir nicht helfen wollen; ſo wird es Ihnen ſehr gleichgültig ſeyn: Ob ich in Geſellſchaft meiner Frau und Kinder Hunger ſterbe, oder, um den Jammer nicht zu erleben, mich ſelbſt ermorde.

Meine fünf Kinder knieen itzt auf mein Geheiß nieder, und rufen Gott an, damit er Ihr Herz erweiche. Er, der die Bitte der Unſchuldigen ſo gerne hört, der die jungen Raben nicht verhungern läßt, wird doch auch meiner Kinder Flehen erhören. Ich bin ꝛc.

Graf — wurde äuſſerſt gerührt, als er dieſen Brief las, und gieng verkleidet in die Wohnung des Armen. Er fand ſein Elend noch größer, noch ſchrecklicher, beſchenkte die Kleinen, damit die unglückliche Familie ſich heute noch ſatt eſſen könne, und eilte, ohne ſich entdeckt zu haben, fort.

Unter=

Unterwegs beſchloß er Vater und Retter der Armen zu werden, entwarf ſogar einen herrlichen Plan, mit welchem er am andern Morgen den Unglücklichen überraſchen, und auf immer glücklich machen wollte.

Beym Soupee befahl er allen ſeinen Bedienten, daß ſie morgen früh einen armen Mann, der ſich — nenne, ſogleich melden und vorlaſſen ſollten, und gieng froh ſchlafen, weil er ſich Morgen einen fröhlichen Tag machen, und Menſchen beglücken wollte.

Aber ein Befehl, den er ſelbſt vor einigen Monaten ſeinem Portier gab, und widerrufen zu laſſen vergaß, vereitelte ſeine Abſicht. Um den guten Grafen in kein falſches Licht zu ſetzen, will ich die Urſache dieſes Befehls erzählen:

Es wurden in ſeinem Hauſe einige Sachen vom Werthe geſtohlen, den Thäter zu erfahren, und ungegründeten Verdacht abzuwenden, befahl er ſeinem Portier, keinen Bettler oder ſchlecht gekleidete Perſonen ins Haus zu laſſen, und ihnen am Thore die Gabe zu reichen, die ſie ſonſt im Vorzimmer bekamen. Der Portier war ein Mann, der einſt als Soldat gedienet, und die er-

hal-

haltene Ordre ſtreng zu erfüllen gelernt hat- te. Wie alſo am andern Morgen, der in einem zerrißnen Mantel gehüllte Lieutenant — zum Grafen gehen wollte, ſo wurde er durch den Portier ſogleich angehalten, und abgewieſen.

Lieutenant — fragte zweymal: Ob der Graf dieſe Begegnung ausdrücklich befoh- len habe, und als es jener bejahte, ſo nahm er die Gabe nicht an, die man ihm reich- te, und gieng weinend fort.

Unterdeſſen erwartete ihn der edle Men- ſchenfreund mit Sehnſucht, und ließ ſich endlich beym Portier nach ihm erkundigen. Dieſer raportirte den Vorfall, und der Graf eilte ſogleich aufs neue nach des Lieute- nants — Wohnung. Er fand Frau und Kinder zu Hauſe, die ihren Vater mit Un- geduld erwarteten. Der Graf ſchickte ſogleich Boten nach ihm aus, aber alles Nachfor- ſchen war vergebens, und erſt nach zwey Tagen fanden ihn die Fiſcher, welche am Ufer Eis ſammleten, tod im Fluße.

Vermuthlich glaubte der Unglückliche, daß ihm der Graf nicht helfen wolle, und ſtürzte ſich, um nicht in dem Gefängniße zu ſchmachten, oder ſeine Kinder Hunger ſterben zu ſehen, in den Fluß.

Mit dem größten Troſte, mit der beſten Ausſicht in die Zukunft wurde der troſtloſen Gattinn ihres Mannes Tod hinterbracht, aber dieſe Trauerpoſt griff ihr ohnehin geſchwächtes Herz zu ſtark an, und in einer Woche folgte ſie ihrem Gatten nach.

Die Kinder dieſer beyden Unglücklichen läßt itzt der Graf ſehr gut, ſehr edel erziehen. Sieht ſie oft, und ſieht ſie nie, ohne ihrem armen Vater eine Thräne zu ſchenken.

Armer, Unglücklicher, wenn du in meinem Büchlein hie und da vielleicht Stoff zum Menſchenhaß, zur Verzweiflung findeſt, ſo verzweifle ja nicht! Sollte dir dein Unglück zu groß, dein Elend zu ſchrecklich dünken, du nirgends Troſt, nirgends Hülfe erblicken, ſo denke an den unglücklichen Lieutenant —, der eben da verzweifelte, als ſeine Hülfe am nächſten war. Gott, deſſen Geſchöpf du biſt, wird dich gewiß retten, oder ſelbſt zu ſich berufen! Und iſts nicht ſchöner, nicht herrlicher, wenn du vor ſeinem Throne freudig ausrufen kannſt: Ich habe bis an mein Ende gerungen und ritterlich gekämpft, als wenn du mit ge-

ſenktem

ſenktem Haupte geſtehen mußt: Ich habe ſelbſt, ich habe an deiner Barmherzigkeit verzweifelnd, mein Leben geendiget. Deine Belohnung wird im erſten Falle herrlich ſeyn, da du im andern nur Gnade, nur Vergebung erwarten kannſt.

Um dieſen für die Menſchheit ſo wichtigen Satz mehr zu beſtätigen, will ich noch eine Geſchichte erzählen, deren Wahrheit ich verbürge:

Marquis E— war der Erbe einer Million, und flüchtete wegen einem unglücklichen Duelle aus ſeinem Vaterlande. Er kam bis W— in P—, fand ſeine Börſe erſchöpft, und ſchrieb an ſeine Familie um Beyſtand; aber dieſe, welche die Folgen ſeines Fehlers büſſen mußte, war aufgebracht wider ihn, und blieb unerbittlich. Seine Noth vermehrte ſich immer ſtärker, er bat dringender und rührender, und erhielt leere, harte Antworten. Endlich wagte er es zum letztenmale, ſeinen Freunden ſein ganzes Elend zu ſchildern, verſank in tiefe Melancholie, und beſchloß, wenn ſeine Bitte nicht erhöret würde, ſein unglückliches Leben zu endigen.

Ehe er noch ganz dürftig, ganz unglücklich war, beſuchte er oft das Haus einer reichen, adelichen Wittwe, deren Schönheit ihm rührte, die er bald im Stillen anbetete, und die es, auch ſtillſchweigend, ſehr gerne ſah, daß der junge, ſchöne Mann ſie liebenswürdig fand.

Als Kummer und Elend ihn aus ihrem Hauſe entfernten, ſuchte dieſe ſorgfältig die Urſache ſeiner Entfernung zu erfahren, und entdeckte bald ſeine äuſſerſte Dürftigkeit.

Unglück verſchönert den geliebten Gegenſtand, und ſo beſchloß die Dame, ihm ewig zu lieben, und ſich nächſtens mit ihm zu verbinden. Aber ſie kannte ſeine äuſſerſte Delikateſſe, wußte aus verſchiednen mit ihm gehabten Geſprächen, daß er nie ſeiner künftigen Gattinn ſein Glück verdanken wolle. Sie kam daher auf den Gedanken, ihm nach und nach durch unbekannte Briefe eine anſehnliche Summe zu ſenden. Um dies recht glaubwürdig zu machen, ſchickte ſie einen Brief, in dem ein Wechſel mit tauſend Dukaten lag, auf die Poſt, und bat, ſolchen, als wäre er von

Ferne

Ferne eingelaufen, dem Marquis E— zu überreichen. Der Marquis erhielt dieſen wichtigen Brief mit zwey andern Briefen von ſeiner Familie. Unbekümmert, was der erſte enthalten könne, rieß er die zwey andern auf, deren Hand ihm bekannt war. Er fand aufs neue eine abſchlägliche, drohende Antwort, und ſchoß ſich, ohne den dritten Brief zu leſen, die ſchon geladene Piſtole vor den Kopf.

Seine dortigen Freunde fanden ihn tod, laſen mit den eröffneten auch den uneröffneten Brief, und bedauerten vergebens ſeinen zu raſchen Entſchluß.

Die edle Dame erfuhr bald den Tod des Marquis E—. Troſtlos und raſend entdeckte ſie allen ihre Abſicht und Liebe, ließ ihren Geliebten prächtig beerdigen, und trauert mit gleichem Schmerze ſchon Jahre lang um ihn.

Selbſtmörder aus Ehrgeiz.

Major L—.

Wenn du dies thuſt; ſo ſollſt du heute bey Tiſche an meinem Platze ſitzen! Wenn du deine Lektion gut lernſt; ſo muß dir Karl dreymal die Hand küſſen! Wenn du franzöſiſch reden kannſt, ſo bekömmſt du einen ſchönen Degen! So ſagte Frau L— immer zu ihrem Sohne, und war dann gewiß, daß der Knabe nicht eher ſpielte, nicht eher im Garten herumſprang, als bis er ihr Verlangen erfüllet, und ſich einen ſchönen Degen oder einen Handkuß verdient hatte. Oft erzählte Frau L— ihre Erziehungsmethode andern Müttern, und prieß ſie als die beſte an; aber die Betrogne dachte nicht, daß ſie dadurch den Saamen des Ehrgeizes in ihres Sohnes Herz ſäete, zwar anfangs ſein Glück, aber auch nur zu früh ſeinen Fall gründete.

Er ſelbſt beſtimmte ſich zum künftigen Rechtsgelehrten, weil man ſich in dieſem Fache der Wiſſenſchaften zum Hofrath, wohl gar zum Miniſter empor ſchwingen könne. Wie er auf die Univerſität kam, fand er dort viele geſchickte Leute, aber ſein Ehrgeiz übertraf ſie bald, und ſeine Profeſſoren nannten ihn den fleißigſten, den beſten ihrer Studenten. Dies ſchmeichelte ihn Anfangs, wie er aber nach vollendeten Studien einigemal um einen Dienſt anhielt, und Dummköpfe ihm vorgezogen wurden, ſo verdroß es ihn heftig. Ich bin nicht gebohren, nicht erzogen, ſchrieb er damals ſeiner Mutter, die Füſſe der Großen zu lecken, und die Schleppe ihrer Maitreſſen zu küſſen. Meine Verdienſte, meine Talente müſſen mich empfehlen, und nicht tiefe Bücklinge. Ich geh nach — in den Krieg, dort kann ein ehrlicher Kerl ſich hervorthun, und Ehre einernden.

Ohne Antwort zu erwarten, reiſte L— fort, ließ ſich zu F— anwerben, zeigte in drey Aktion auſſerordentliche Tapferkeit, und war, wie er nach D— in die Winterquartiere reiſte, ſchon Fähndrich. Der

reiche

reiche Graf G— gab einſt allen Offizieren einen Ball. Seine Tochter war eine der größten Schönheiten, und tanzte vortrefflich. Fähndrich L— machte dem ſtolzen Vater darüber einige Komplimente. Ja, ſagte dieſer, ſie tanzt wie ein Engel, aber auch nur ein Fürſt wird ihre Hand erhalten. Ein Fürſt nicht, aber ich, murmelte der Fähndrich ſeinem Freund in die Ohren, und bewarb ſich von dieſer Stunde an um die Liebe der jungen Gräfinn. Dieſe liebte ihn bald zärtlich und heftig. Ehe der Feldzug begann, entführte er ſie nach B—, wo er ſich mit ihr auf ewig verband, aufs neue Kriegsdienſte nahm, und ſich in einem Jahre bis zum Hauptmanne empor ſchwang, auch zur Belohnung ſeiner beſondern Bravour den Orden *pour le merite* erhielt.

Zu ſeinem innerſten Verdruße wurde kurz darauf Friede. Er kam in die Reſidenz zu ſtehen; dort hatte er das Glück, ſich mit ſeinem ſterbenden Schwiegervater zu verſöhnen, der ihm ſchriftlich alles verzieh, und ſein einziges Kind, ſeine geliebte Tochter noch einmal zu ſehen wünſchte. Sie

reiſte

reiſte ſchnell nach D—, traf aber ihren Va⸗ter ſchon auf dem Paradebette an, und kam als Erbin von mehr als einer halben Million zurück.

Glücklich wäre L— geweſen, wenn er dem Bitten ſeiner Frau nachgegeben, und quittiret hätte, aber er verabſcheute den Gedanken, ewig ein Landjunker, und, wie er ſich ausdrückte, ein Krauthütter zu werden.

Nach drey Jahren war L— älteſter Hauptmann, und ließ ſich ſchon vom Schnei⸗der die Staabsoffiziersuniform anmeſſen, als er den Tod des Majors erfuhr; aber der erſte Miniſter und Günſtling des Für⸗ſten bat ſich dieſe Charge für ſeinen Neffen aus, und der Fürſt war ſo gnädig, ſie ihm zu verſprechen. L— ſtand wie vom Donner gerührt, als er auf dem Parade⸗platze dieſe Neuigkeit erfuhr. Er eilte nach dem fürſtlichen Schloſſe, und ließ ſich melden.

Fürſt. Was wollen ſie, lieber Haupt⸗mann?

Hauptm. L. Die Rettung meiner Ehre!

Fürſt. Wer hat dieſe beleidigt?

Hauptm. L. Ein elender Bube, oder — was ich nicht glauben kann — Euer Durchlaucht ſelbſt!

Fürſt. Ich? Und wie?

Hauptm. L. Erlauben mir Euer Durchlaucht nur zwey Fragen!

Fürſt. Fragen Sie.

Hauptm. L. Iſt Major M— wirklich geſtorben?

Fürſt. Ja.

Hauptm. L. Wer erhält ſeine Charge?

Fürſt. Ich habe ſie, glaub ich, dem Neffen meines Miniſters R— verſprochen.

Hauptm. L. Alſo wirklich! Und ich?

Fürſt. Sie? Ach es iſt wahr, ſie ſind älteſter Hauptmann!

Hauptm. L. Ja, das bin ich! Bins mit Ehren geworden, dies beweiſen meine Narben, dies bezeugt der von Euer Durchlaucht erhaltne Orden, und nun ſoll ein wohlriechender Haſenfuß, ein vielahnigter Windbeutel dem Manne mit Narben und Orden vorgezogen werden?

Fürſt. Sie werden beleidigend.

Hauptm.

Hauptm. L. Ich rede mich vielleicht um meinen Kopf; aber er iſt mir itzt das entbehrlichſte Ding, und ſteht Euer Durchlaucht zu Dienſten.

Fürſt. Ich habe ihn noch nicht gefordert! (geht unwillig auf und ab) Und was wollen Sie denn thun, wenn Sie nicht Major werden?

Hauptm. L. Mit dieſem Degen hier Rechenſchaft von dem Räuber meines Eigenthums fordern.

Fürſt. Ich ſoll alſo wohl gar mit ihnen duelliren?

Hauptm. L. Das habe ich nie gedacht, nie geſagt! Ich kenne die Linie, die zwiſchen mir und dem Monarchen gezogen iſt, ſie wird mir ſtets heilig ſeyn, und züchtigen wollte ich den Kühnen ſelbſt, der ſie zu überſchreiten wagte; aber der Neffe des Miniſters muß mir Genugthuung geben.

Fürſt. Warum dieſer? Was kann er dafür?

Hauptm. L. Der Heuchler, der nicht mit eignen Verdienſten auftreten und ſelbſt bitten kann, küßt ſeinem Onkel demüthig die Hand, damit dieſer die gute Laune des

be-

beſten Fürſten abpaſſe, und eine Stelle für ihn erhaſche, die er nicht verdient, die der jüngſte Fähndrich des Regiments eher fordern kann als er. Hätte der Mann brav gethan und Narben aufzuweiſen, ſo wollte ich, weis Gott, gerne weichen, aber mir einen ſolchen vorgezogen zu ſehen, das — das! — Erlauben Euer Durchlaucht, daß ich mich entferne und ausführe, eh ich meinen Verſtand verliere.

Fürſt. Bleiben ſie, ich habe ſie beleidigt, und ich will's mit ihnen ausmachen. Sind ſie zufrieden, wenn ich Ihnen die erſte vakante Majorsſtelle verſpreche?

Hauptm. L. Euer Durchlaucht, ich bitte um meinen Abſchied.

Fürſt. Die Urſache?

Hauptm. L. (hitzig) Weil ich dem Fürſten nicht länger dienen kann, ganz aufrichtig geſprochen, nicht länger dienen will, der mir die vom Rechtswegen gebührende Charge nimmt, und die kommende erſt als eine Gnade verſpricht. Wenn mir meine Ehre das Warten erlaubte, ſo wäre ich nicht gekommen, hätte nicht Vorſtellung gemacht.

Fürſt. Sie nehmen's auch gar zu genau. Der Neffe ſoll warten, bis ihn die Reihe trift. Sie ſind Major!

Hauptm. L. Ich danke Euer Durchlaucht, daß ſie mir Recht wiederfahren ließen.

Er gieng, ward Major, und jeder bewunderte ſeine Kühnheit, lachte aber auch heimlich den Neffen des Miniſters aus.

Möglich iſt's, daß der Fürſt wegen L—s Betragen doch ungehalten, oder, was ich lieber glauben will, eben übler Laune war, als er im Frühlinge Revüe über das Regiment hielt, unter welchem L— als Major ſtand, denn als dieſer zu kommandiren anfieng, und eine kleine, nichtsbedeutende Unordnung entſtand, ſo befahl ihm der Fürſt hinter die Fronte zu reiten, und kommandirte ſelbſt das Regiment, welches nun trefflich exerzirte. Herr Major, führen ſie das Regiment nach Hauſe, ſagte der Fürſt am Ende, und jagte fort.

L— führte ſein Regiment, ohne ein Wort zu reden, nach der Stadt, und ließ es im Schloßhofe aufmarſchiren. Dies machte natürlich Aufſehen, man meldete es

ſo=

ſogar dem Fürſten, der verwundernd in Erker trat. Euer Durchlaucht, rief ihm der Major entgegen, haben vor dem ganzen Regiment meine Ehre aufs grauſamſte beleidigt, es iſt alſo billig, daß ich ſolche auch in deſſen Gegenwart räche. (Hier zog er eine Piſtole aus ſeinem Sattel, und ſchoß ſie hinter ſich in die Luft.) Dieſe gehörte für Euer Durchlaucht! (Jtzt nahm er die andre) Dieſe aber für mich! Nun ſchoß er ſich mitten durch den Kopf, und ſtürzte, ohne ein Wort mehr zu reden, tod vom Pferde. Ich war zu heftig, ſagte der erſchrockene Fürſt, eine Thräne quoll aus ſeinem Auge, und eine lange, anhaltende Melancholie trat an die Stelle ſeines ſonſt roſenfarbnen Humors.

L— liebte ſeine Frau und ſeinen Sohn aufs zärtlichſte, äuſſerſt zu verwundern wars alſo, daß er nicht vorher dieſe ſprach; aber wahrſcheinlich glaubte er, daß ſie ſeinen Entſchluß wankend machen würden, den er doch, ſeiner Denkungsart gemäß, ausführen mußte.

Der Fürſt ließ der Frau L— viele Entſchuldigungen ſagen, und die ſchönſten Anträ-

träge machen, wenn ſie an ſeinem Hofe bleiben wollte. Aber ſtolz wie ihr Gemahl antwortete ſie nicht einmal darauf, führte die Leiche ihres Gatten auf ihre Güter, und trauerte bis an ihr Ende auf ſeinem Grabe.

Pater Aemilian.

Die Geſchichte, welche ich itzt erzähle, iſt allgemein bekannt. Jeder Anekdotenkrämer weis ſie auf die poſſierlichſte Art zu erzählen, und erzählt ſie nie, ohne ſich von ſeinen Zuhörern mit lauten Gelächter belohnt zu ſehen. Aber ich wette, daß feyerliche Stille im Kreiſe des Spaßmachers herſchen, im Auge des Empfindſamen eine Thräne glänzen wird, wenn ich hinzutrete, und das tragiſche Ende derſelben erzähle. Dieſes iſt wenigen bekannt, und ich habe es aus dem Munde eines Redlichen, dem der gute Pater Aemilian nahe verwand war. Väter und Mütter! Euch lege ich dieſe Geſchichte ans Herz! Prüft, wenn ihr ſie leſet, die Erziehungsart eurer Kinder!

der! *) und ihr, die ihr Gewalt in Händen habt, unterſucht, eh ihr verdammt!

Nicht fern von einer großen Hauptſtadt lag das Landgut des Barons —. Er haßte den verſchwenderiſchen Aufwand der Großen, kam ſelten nach der Stadt, und genoß das Erbe ſeines Vaters in häuslicher, ſtiller Ruhe. Wenn auch Geiz die Triebfeder dieſer Lebensart war, ſo iſt er doch im polizirten Staate eher zu dulden, als mancher Baron, mancher Graf, der jährlich viele Tauſende, oft Tonnen Golds auf die elendeſte Art verſchwendet, den bittenden Armen durch die Räder ſeines vergoldeten Wagens mit Koth beſpritzt. Im Schwelgen und Praſſen, des größten Geſchenkes ſeines Schöpfers, des Lebens nicht froh wird, und endlich kraft und marklos ſtirbt, damit ſeine Kinder ſich als Bettler introduziren können.

Die

*) Mein Herz ſchlägt allemal ſtärker, wenn ich dieſe Saite berühre. Ich ſammle ſchon ſeit geraumer Zeit Erziehungsanekdoten, und werde ſie einſt gewiß bekannt machen. Staunen wird der Edle, und ſie für unwahrſchein-

Die Familie des Barons beſtand aus ſeiner Gattinn, einer einzigen Tochter, und aus einem alten, rechtſchafnen, gutherzigen Kapuziner, den ich darum mit unter die Familie zähle, weil er von ihr wie ein Kind geliebt, wie ein Vater geehrt wurde. Er war aller Rathgeber und Beichtvater. Jeder im Hauſe nannte ihn Herr Vater, und wer ein Anliegen zu entdecken hatte, der kam zu ihm. Er diente gern und willig, beſuchte ringsumher die Kranken, und ſprach tröſtend mit den Armen, dem er nicht zu helfen vermochte. In Geſellſchaft war er aufgeweckt, munter, oft auch luſtig; aber er vergaß nie die Würde ſeines Amtes, das man in ihm verehren mußte. Vor ſechs Jahren hatte ihn der Baron als Schloßkaplan aus dem Kloſter beruffen, und ſeine tägliche, einzige Pflicht war, in der Kapelle Meſſe zu leſen.

Eh

ſcheinlich halten. Aber zittert, unnatürliche Väter! Zittert ihr Buhldirnen, die ihr den Namen einer Mutter ſchändet. Ich will euch ſo kenntlich züchtigen, daß ihr euch wenigſtens ſchämen müßt, wenn ich euch auch nicht beſſern kann.

Eh ich weiter erzähle, muß ich meine Leſer auch mit dem Karakter der Uebrigen bekannt machen: Der Baron war im weiteſten Verſtande des Worts genommen, ein ehrlicher, aber ein roher, unwiſſender, ſtolzer Landjunker. Er hatte hohe Begriffe von ſeinem Adel, deſſen ächte Vorzüge und wahren Verdienſte er nicht kannte. Die Verbeſſerung ſeines Guts, und eine genaue Wirthſchaft war ſein einziges Augenmerk, ſeine einzige Beſchäftigung. Nach dem Tode ſeines Vaters fand er ſein Erbe mit Schulden belaſtet. Er hörte, daß Fräulein — dreyßigtauſend Gulden im Vermögen habe, und nahm ſie, als er ſich nach der Sicherheit dieſes Kapitals genau erkundigt hatte, zur Frau. Dieſe war vom ihrer frühſten Jugend an im Kloſter erzogen worden, in dieſem lernte ſie die Welt als einen abſcheulichen Sündenpfuhl kennen, und wurde auf dem einſamen Landgute keines andern überführt. Sie las täglich ſechs Stunden im Gebetbuche, zerrte die übrige Zeit den Roſenkranz herum, und quälte den armen Kapuziner die Woche dreymal mit ihren Gewiſſenszweifeln.

Bey

Bey der Geburt des einzigen Kindes dieſer Ehe, übernahm die Mutter die Pflege und Erziehung deſſelben. Das Mädchen wurde allen Gnadenbildern des ganzen Landes verlobt, wuchs mit Skapuliren und Amuleten behängt auf, lernte in Pater Kochems Himmelſchlüſſel leſen, und war im ſechszehnten Jahre roher, unwiſſender, dummer als das ärmſte Mädchen ihres Dorfs. Auch ihre Auſſenſeite, an der doch ſonſt jede Mutter herumzupft, wurde ganz vernachläſſigt. Sie wußte — um die Verwunderung aller Mütter zu erregen — nicht einmal ein Kompliment zu machen.

Einſt verſammlete ſich dieſe Familie im Speiſezimmer. Alle waren da, nur die gnädige Frau fehlte. Endlich trat ſie im Geſichte glühend unter Kreuzigen und Segnen ein:

Baron. Was fehlt dir, mein Kind?

Baronin. Ach heiliger Anton von Padua! Heilige Mutter Anna! Heiliger Florian behüte und bewahre unſer Haus!

Baron. Tauſend Element! Brennt's? Schock ſchwere Noth! *) Wo brennts?

---

*) Wenn ich itzt und künftig dieſe Perſonen redend einführe, ſo kann ſich jeder, dem's

Baronin. Ach es brennt nicht! Aber welt was ärgers! Weit was ſchrecklichers! — — Stell dir nur vor!

Baron. Was iſts denn? So rede ins — — —

Baronin. Ich ſitze eben in meiner beſten Andacht im Kabinete. Die Stubenmagd räumt zuſammen, auf einmal fällt ſie vor mir nieder, und geſteht mir frey und frech, daß ſie ſchon im neunten Monat ſchwanger ſey. Ich ſollte mich ihrer, erbarmen, ſagte ſie, mich des armen Würmchens annehmen; aber ich ſtieß ſie gleich mit dem Fuſſe von mir, und befahl dem Jäger, ſie aus dem Schloſſe zu jagen.

Baron. Haſt recht gethan! Zuletzt müßte ich den Balg noch ernähren! Hab der armen Leute auf meiner Herrſchaft ſo genug!

Pater Aemil. Aber was wird das arme Mädchen nun anfangen?

Ba-

---

hagt, das öftere Anruffen der Heiligen von der Baroninn, das zur Gewohnheit gewordene Fluchen des Barons ſelbſt hinzudenken. Ich will nicht ärgern, nicht ſpotten, ſondern den Misbrauch nur rügen.

Baronin. Mag ſie auf dem Miſte krepiren! Sie werden mir doch nicht zumuthen, daß ich ſie noch länger im Hauſe dulden ſoll! Ich machte mich ja fremder Sünden theilhaftig! Dafür bewahren mich alle Heiligen in Gnaden! Nein, mit einer ſolchem Sünderinn mag ich nicht länger unter einem Dache wohnen!

Pater Aemilian ſchwieg, denn er hatte ſchon öfters, ſie eines beſſern zu belehren, vergebens verſucht. Nach der Tafel ſchlich er ſich fort, und ſuchte die Verſtoßne auf. Er fand ſie vorm Schloße, wo ſie weinend ihre Habſeligkeiten, die man ihr nachgeworfen, zuſammſuchte. Er ſprach mit ihr warnend und tröſtend, und führte ſie nach einem nahen Dorfe, wo ein gutherziger Bauer ſie bis zu ihrer Niederkunft aufnahm. Ein armes Weib vertrat nachher Ammenſtelle bey dem neugebohrnen Kinde, für welche der edle Pater bey empfindſamen Seelen die Bezahlung ſammlete. Der Vater dieſes Kindes, ein Bedienter des Barons, wurde auch aus dem Schloße gejagt, aber der ſeltne Kapuziner verſchafte ihm durch ſein Vorwort einen beſſern Dienſt bey einer benachbarten Herrſchaft, und hat-

te bald das Vergnügen, die Verirrten auf ewig zu verbinden.

Fräulein Thereſe hatte mit offnem Munde und ſtarrem Auge bey Tiſche ihrer Mutter zugehört. Sie verſtunde von allem, was geſagt wurde, ſehr wenig, und ſchlich Nachmittags, als die Mutter im Kabinete betete, zur Kammerjungfer, die eine alte Jungfer, und was die Sache ſehr verſchlimmert, ebenfalls eine Betſchweſter war. Fräulein Thereſe bat ſie mit aller ihr eignem Einfalt, ihr doch zu erklären: Wie man ſchwanger werden könne? Die Alte nahm allerhand Ausflüchte, weil aber die Neugierige immer weiter in ſie drang, und ſie unaufhörlich quälte, ſo gab ſie ihr folgende unſinnige Erklärung: **Ein Mädchen wird ſchwanger, wenn es einen Mann gähnen ſieht; und ihm ſogleich nachgähnt.**

Fräul. Thereſe. Aber das iſt ja keine Sünde?

Kammerj. Die größte, erſchrecklichſte Sünde für ein unverheurathetes Mädchen. Fliehen ſie ja alle Männer wie die Peſt, denn, wenn man ihnen zu nahe kömmt, ſo kann es einem leicht geſchehen.

Fräul. Thereſe. Aber Euer Gnaden *) Papa und Euer Gnaden Mama dürfen gähnen?

Kammerj. Ja! Sie ſind vom Prieſter eingeſegnet. Als der gnädige Papa und die gnädige Mama vor ſechszehn Jahren miteinander gähnten, da wurde die gnädige Mama ſchwanger, und da kamen ſie auf die Welt. Aber, Fräulein, hüten ſie ſich ja für dieſem Unglücke. Sie ſehen itzt das traurige Beyſpiel an Käthen. Ich habe die Elende oft genug gewarnt, aber ſie wollte doch nicht folgen! Nun hat ſie's! Wenn ihnen ſo etwas geſchähe! Papa und Mama würden für Jammer ſterben!

So ſchnackte die Alte noch lange fort, und Fräulein Thereſe verſprach, ſich recht in Acht zu nehmen. Sie floh auch von dieſer Zeit an alle Männer, und ſprach mit keinem.

Acht Wochen nach dieſer Geſchichte fiel ein Marienfeſt ein. Fräulein Thereſe mußte nach dem Beyſpiel der Mutter ſehr oft, und vorzüglich an dieſen Tagen zur Beichte gehen. Sie erwachte diesmal ungewöhnlich

früh,

*) Die einzige Spur einer adelichen Erziehung.

früh, und, um bald frühſtücken zu können, eilte ſie auch ſo früh zur Beichte. Denn ſie wußte, daß Pater Aemilian ſchon die Bauern des Dorfs abſolvirte. Sie beichtete bald, und als ſie nach erhaltener Abſolution im Heraustreten dem Pater Aemilian die Hand küſſen wollte, ſo gähnte der zu früh aufgeſtandne Kapuziner, Fräulein Thereſe, die im gleichen Falle war, gähnte ihm ſo gleich nach. Kaum hatte ſie dieſe unwillkürliche Bewegung bemerkt, ſo ſtand ſie wie vom Blitze getroffen da, eilte endlich auf ihr Zimmer, und weinte bitterlich. Denn ſie glaubte ſich nunmehr ganz gewiß ſchwanger! Durch ſechs Wochen ſchmachtete ſie ſo in Angſt und Sorgen, und vertraute niemanden ihren Kummer, denn ihre einzige Freundin, die alte Kammerjungfer, war kurz vorher geſtorben.

Vater und Mutter wurden endlich auf die äuſſerſte Melancholie, auf die rothgeweinten Augen ihrer Tochter aufmerkſam. Die Mutter nahm ſie in ihr Kabinet, und fragte bald bittend, bald drohend, nach der Urſache ihres Kummers. Lange weigerte ſich Thereſe, als aber die Mama ihr alles und jedes, was ſie immer verbrochen

hätte,

hätte, zu verzeihen verſprach, ſo geſtand ſie ihr: daß ſie ſchwanger ſey. Schwanger? ſchrie die erſtaunte Mutter, und von wem? Vom Pater Aemilian! Vom Pa = ter Ae= mi = lian! lallte die Mutter nach, und ſtürzte ohnmächtig vom Stuhle! Kaum hat= te ſie ſich wieder erholt, ſo eilte ſie, ihrem Gemahl die ſchreckliche Neuigkeit mitzuthei= len. Dieſer wollte es nicht glauben, eilte ſelbſt zu ſeiner Tochter, und hörte aus ih= rem eignen Munde das nämliche Geſtänd= niß. Nun wüthete und raſte er! Pater Aemilian wurde ſogleich aufgeſucht, aber er war von einigen benachbarten Freunden geladen worden, und folglich nicht zu Hauſe.

Der Baron beſchloß in der Wuth, den unerhörten Frevel aufs ſtrengſte zu ahnden. Seiner Tochter Ehre nicht zu ſchonen, um nur Rache an dem Kapuziner nehmen zu können! Er ſchickte ſogleich einen reitenden Bothen nach dem Syndikus eines benach= barten Städchens ab, und bat ihn, in einer höchſt wichtigen Sache morgen mit dem früheſten bey ihm zu erſcheinen. Die= ſer hatte ihm einſt einige Prozeſſe glücklich geendet, und ſollte nun auch dieſen über=

neh=

nehmen. Die Baroninn war unfähig zu handeln, und lag halb tod auf dem Bette. Ihre unſchuldige Tochter wurde ins Zimmer verſperrt, und duldete im Stillen.

Abends um zehn Uhr trat der gute Pater ſehr aufgeräumt und luſtig ins Zimmer des Barons. Verwundernd ſah er, daß ihm dieſer nicht dankte. Endlich fragte er ihn nach der Urſache ſeiner auſſerordentlichen Wildheit.

Baron. Und ſie können noch fragen? Sie ehrloſer, abſcheulicher Mann! Es iſt alles entdeckt! Alles verrathen!

Pater. Was verrathen?

Baron. Aber ſo wahr Gott über mir iſt, ſo wahr ich Baron — heiſſe! Ich will mich gewiß rächen, und ſoll ich mein ganzes Gut, mein Haab und Vermögen verprozeſſiren, ſo müſſen ſie doch zwiſchen vier Mauern bey Waſſer und Brod ewig gefangen ſitzen!

Pater. Ich? Was hab ich denn verbrochen?

Baron. Sagt ihnen ihr Gewiſſen nichts?

Pater. Wenig, worüber ich einen Vorwurf, nichts, worüber ich ſolche Vorwürfe verdiente!

Baron. So will ich's ihnen ſagen! Sie haben mich auf das grauſamſte beleidigt, ſie haben meiner ganzem Familie einen unauslöſchlichen Schandfleck angeheftet, ſie haben mein einziges Kind verführt!

Pater. Ich? Ihr Kind?

Baron. Ja, ſie haben meine Tochter geſchwängert!

Pater. Ich alter, acht und funfzigjähriger Mann? Ich? Ihre Tochter? — — Ah, nun merk ich's erſt, ſie wollen ſpaſſen! Aber ſolch ein Spaß! — —

Baron. Elender Pfaffe! ich ſpaſſe nicht! Machen ſie nicht, daß ich mich an ihnen vergreife, denn das wünſchten ſie vielleicht, damit ich mein Recht verlöhre! Wie wollen, wie können ſie's läugnen, da ſie's ſelbſt geſtanden hat?

Pater. Sie ſelbſt? Geſtanden?

Baron. Ja! Mir, ihrer Mutter und allen, die zugegen waren! Doch, zu was des vielen Geſchwätzes! Ich dachte mir's im voraus, daß ſie's hartnäckig läugnen, ihr Alter, ihre Würde vorſchützen würden, aber, bey Gott! nichts ſoll ſie ſchützen! Und ſoll ich ihr Bekenntniß durch die Folter erzwingen, ſo glauben ſie ſicher, daß

ichs

ichs durchſetze, und durchzuſetzen im Stande bin.

Pater. Herr Baron, ich halte ihre Reden nicht mehr für Scherz, ſonſt müßte ich ſie für unſinnig halten! Aber wenn ſie nichts erwägen, nichts unterſuchen wollen, ſo bedenken ſie doch wenigſtens mein Alter! — —

Baron. Eine kahle Ausflucht! Mein Vater war ſechszig alt, als er mich zeugte!

Pater. So ſey es ihnen bey meiner prieſterlichem Würde, bey dem Gott, den ich täglich opfere, geſchworen! Ich bin ganz unſchuldig an ihrer Tochter Verbrechen, und ich begreife nicht einmal, wie ſie ſo etwas von mir ſagen kann, da ich ſie doch ſtets ermahnte, auf dem Wege der Tugend zu wandeln!

Baron. O ſpielen ſie nicht obendrein den Heuchler! Ihre Worte paſſen nicht zu ihren Handlungen! Wer die Diebe beſchützt, iſt ſelbſt ein Dieb!

Pater. Ich verſtehe ſie aufs neue nicht!

Baron. Haben ſie ſich nicht neulich der Hure im Stillen angenommen? Glauben ſie, daß es mir verborgen geblieben iſt? Ernähren ſie nicht noch itzt ihren Bankert? Ich will nicht urtheilen, aber — —

Pater. Was ich der Gefallenen that that ich aus Menſchenliebe, aus Erbarmen! Erbarmt ſich Gott ſelbſt des Sünders, warum ſoll ich, ſein Diener, dem erhabnen Beyſpiele nicht folgen?

Baron. O ich weis, daß ſie ein recht guter Prediger ſind, aber bey mir predigen ſie ſich nicht los. Ich habe ſchon alles dem Syndikus L— berichtet, der wird morgen früh herkommen, und bey dieſem werden ſie mit ihren Entſchuldigungen nicht auslangen.

Pater. Sie haben alſo wirklich ſchon meine Ehre, meine Würde, meinen Orden gebrandmarkt?

Baron. Das habe und das werde ich! Dieſe Nacht berichte ich die ganze Sache ans Konſiſtorium und an ihren Guardian. Ich verlange noch heute Arreſt auf ihre Perſon, und die äuſſerſte Genugthuung! Von meinem Gute ſollen ſie öffentlich weggeführt werden. Alle Bauern will ich zuſamm rufen, damit ſie ſehen, was ich für eine Schlange in meinem Buſen ernährt habe.

Pater. Herr Baron, ich bitte ſie um Gottes Barmherzigkeit willen, überlegen ſie wohl, was ſie thun! Sie bringen mich

alten

alten Mann zur Verzweiflung, denn ſolche unverdiente Schande kann ich nicht ertragen. Laſſen ſie mich wenigſtens mit ihrer Tochter reden.

Baron. Morgen! Morgen ſoll ſie es ihnen im Gegenwart eines geſchwornen Notarius ins Geſicht ſagen, und ich will dann ſehen, ob ſie's noch läugnen werden.

Pater. So unterſuchen ſie wenigſtens, eh ſie mich ſo entſetzlich beſchimpfen, den Zuſtand ihrer Tochter genauer. Sie muß krank, ſie muß närriſch ſeyn, wenn ſie ſo etwas ſagen kann.

Baron. Feine Wendungen! Recht gute Advokatenpfiffe! Aber ſie gelten bey mir nichts! — — Gehen ſie nur auf ihr Zimmer!

Pater. (weint) Können ſie die Thränen eines alten Mannes, eines Prieſters, ihres Freundes, ihres Beichtvaters nicht überzeugen?

Baron. Weine, Schlange, weine, ich laſſe mich nicht rühren!

Pater. Kan ich Sie denn auch nicht bewegen, nur zu warten, nur kalt zu unterſuchen? Ich bin unſchuldig, aber wenn ſie ſo mit mir verfahren wollen, ſo bleibt

meine

meine Ehre immer gebrandmarkt, wenn ich auch in der Folge unſchuldig befunden werde. Die Feinde unſers Standes mehren ſich täglich, jedes Auge ſucht Fehler und Gebrechen an uns zu entdecken, und wenn ſolch eine Geſchichte unter die Leute kömmt, ſo bleibt ſie in ihrem Munde ewig wahr, ich ewig der Schuldige und die Zielſcheibe ihres Spottes! Nur kalte, genaue Unterſuchung iſt — — —

Baron. Was ſoll ich mehr unterſuchen! Meine Tochter hats geſtanden, würde es gewiß nicht ſagen, wenns nicht wahr wäre! Denn dies Geſtändniß vermehrt, aber vermindert nicht ihr Verbrechen. Meiner Tochter Ja gilt hier mehr, als ihr tauſendfaches Nein! Was ſoll ich alſo unterſuchen.

Pater. So warten — —

Baron. Stille! Ich mag nicht länger mit ihnen hadern! Gehen ſie auf ihr Zimmer! Heute will ich ſie noch beherbergen, aber morgen wird ihnen ſchon ein anders Logis angewieſen werden. — — Daß ſie ſich übrigens nicht etwann einfallen laſſen, entfliehen zu wollen! Meine zwey Jäger warten ſchon im Vorzimmer, ſie werden

ſie

ſie in ihr Zimmer führen, und dieſe Nacht vor ihrer Thüre wachen!

Pater. Auch dieſen Leuten iſt meine Ehre ſchon preiß gegeben! Ueberlegen, bedenken ſie doch nur — —

Baron. Fort, ich will nichts mehr hören!

Pater. Gott verzeih es ihnen, daß ſie mich alten Mann zum äuſſerſten bringen.

Er gieng. Die beyden Jäger folgten ihm wirklich, und wachten vor ſeinem Zimmer. Um zwölf Uhr rief er beyde hinein, und fragte ſie: Ob ſie es ſelbſt gehört hätten, daß Fräulein Thereſe dies ihrem Vater bekannt hätte? Sie bejahten es, und als er ſie nochmals fragte, ſo betheuerte es einer von ihnen bey ſeiner Seligkeit! Er entließ ſie, und ſperrte bald darauf die Thüre zu.

Früh kam der Syndikus an. Der Baron erzählte ihm die ganze Geſchichte. Wir müſſen, ſagte der erſte, ſogleich das Fräulein ſummariſch verhören, um den Pater aus den Nebenumſtänden überzeugen zu können. Das Fräulein wurde geruffen, die Baroninn war auch zugegen.

Ich übergehe die erſten Fragen des Syndikus, und führe nur folgende an:

Syndikus. Sie ſind alſo ſchwanger?

Fräul. Thereſe. Ja!

Syndikus. Von wem?

Fräul. Thereſe. Vom Pater Aemilian!

Syndikus. Wo geſchah die That?

Fräul. Thereſe. In der Kapelle!

Baron. (aufſchreyend) In der Kapelle!

Baronin. (ſeufzend) In Gegenwart aller Heiligen!

Syndikus. Wenn und um welche Zeit?

Fräul. Thereſe. Am vergangenen Marienfeſte, früh um ſechs Uhr!

Baron. Da müſſen ja ſchon Leute in der Kapelle geweſen ſeyn!

Fräul. Thereſe. Freylich! Das ganze Dorf!

Syndikus. An welchem Orte in der Kapelle geſchah es alſo?

Fräul. Thereſe. Gerade vorm Beichtſtuhle.

Syndikus. Aber wie iſt denn das möglich?

Fräul. Thereſe. Je nun! ich beichtete bey ihm, und wie ich ihm nach der Beichte die Hand küßte, ſo gähnte er, und ich gähnte den Augenblick drauf auch!

Syndikus. Nun weiter!

Baron und Baronin. Weiter!

Fräul. Thereſe. Nun da wars geſche=hen, und weiter weis ich nichts!

Nach langen Fragen und Antworten fand ſichs denn endlich, daß die alte Kam=merjungfer an der ganzen Verwirrung ſchuld, Fräulein Thereſe nichts weniger als ſchwan=ger, und der gute Aemilian ganz unſchuldig ſey!

Die Freude der Eltern war ganz auſ=ſerordentlich, und man eilte lachend dem Pater Aemilian um Verzeihung zu bitten, und die Freude mit ihm zu theilen.

Seine Thüre war verſchloſſen. Nach langen vergeblichen Klopfen und Bitten ſprengte man ſie endlich ein, und fand den gekränkten alten Mann tod an ſeinem Bet=te hängen. Er hatte ſich mit dem Stricke ſeines Ordenkleides, das er ſtets mit Eh=ren trug, ermordet. Ein Kruzifix ſtack in ſeinem Buſen, und der ſechſte Pſalm lag aufgeſchlagen auf dem Tiſche.

Neuer, gerechter Schmerz bemächtigte ſich nun des ganzen Hauſes. Alle trauer=ten um den guten Pater, und Fräulein Thereſe konnte ſichs auch in ältern Tagen nicht verzeihen, daß ſie einſt die unſchul=dige Urſache ſeines Todes war.

Die

Die Beweggründe zu dieſem Selbſtmorde liegen in den Entſchuldigungen, die der arme Unglückliche dem tobenden Baron machte. Er ſah, wo er hinblikte, nichts als Schande! Beſtand Fräulein Thereſe auf ihrer Ausſage; ſo war ewiges Gefängniß die leichteſte Strafe, die er ſich denken konnte. Kam endlich ſeine Unſchuld nach langer Unterſuchung am Tag, ſo gieng er doch allen zum Aergerniß, zum Hohngelächter herum. Denn jeder würde ſeine Unſchuld für verdächtig, die Wahrheit aus Ehrfurcht gegen ſeinen Stand für unterdrückt gehalten haben. Er eilte alſo in der Verzweiflung, ſeinem Leben ein Ende zu machen, aber er eilte zu früh, und traute in dieſem unglücklichen Augenblicke nicht auf die Hülfe des Ewigen! des Gerechten! des Allwiſſenden!

Nimm du dir wenigſtens, künftiger Unglücklicher, dieſe Geſchichte zum warnenden Benſpiele, und präge dir's felſenfeſt in dein Herz, daß Gott den Gerechten nicht verläßt! Will er dir in dieſer Welt nicht mehr helfen, ſo wird er dich ſelbſt rufen, ſelbſt deine Tage enden, und dann haſt du — welche herrliche Ausſicht! vollkommnen Anſpruch auf ſeine Gerechtigkeit.

Martin Hauſe,
Böſewicht und Selbſtmörder.

Vor kurzem kamen die Bewohner des Marktflekens M— bey ihrer Landesregierung bittend ein, daß man doch ihrer Obrigkeit unterſagen möchte, ſie wegen geringer Verbrechen nicht mehr in das ſchrekliche Martinsloch zu ſperren. Der Fürſt, menſchlich und gütig, ſchickte ſogleich einen Regierungsrath als Kommißair dahin, welcher das Gefängniß unterſuchen, und nach Befinden der Wahrheit verſperren ſollte. Dieſer kam dort an, fragte nach dem bürgerlichen Gefängniße, und man zeigte ihm ein Zimmer, ganz reinlich und ſauber, kurz ein Gefängniß, welches mancher, auch nicht ganz Arme ſich zur Wohnung wünſchen würde. Aufgebracht über das lügenhafte Anbringen, verſammlete er am andern Morgen die ganze Bürgerſchaft, und war Willens ihnen ihre Lüge ſtreng zu verweiſen; aber ſie entgiengen dieſem Verweiſe, weil der Aelteſte

teſte der Bürger ſogleich antwortete, daß ſie wider das Zimmer gar nichts einzuwenden hätten, wenn nur nicht der böſe Martin hier ſein Weſen triebe, der viele bey Nacht ſchon ſo geängſtigt habe, daß ſie am hitzigen Fieber geſtorben wären.

Der Kommißair ließ ſich den Urſprung dieſer Geſchichte erzählen, und erfuhr von der Obrigkeit des Orts, daß vor langen Jahren, wie noch vorhandne Akten bewieſen, nahe an dieſem Zimmer ein Erzböſewicht mit Namen Martin in einem Loche geſeſſen, von dieſem erzähle man, daß er noch alle Nächte hier herum wandle.

Die Thüre dieſes Lochs gieng ins Zimmer. W—(ſo hieß der Kommißair) befahl, ſie mit Gewalt zu öffnen, weil der Schlüßel dazu ſchon lange verlohren gegangen war. Er fand eine Grube, in der ein Menſch weder ſtehen, noch ſitzen oder liegen konnte. Aengſtlich fragte der Menſchenfreund, ob hier je ein Bürger gefangen geſeſſen; aber ſie ſelbſt verneinten es, und baten ihn nur, auch dies Zimmer zu verſperren, weil Furcht ärger als die Folter martere. Eure Bitte ſey gewährt, ſagte der Kommißair, ich beſtärke euch zwar in einem falſchen Wahne,

 denn

denn unmöglich kann ein Böſewicht nach ſeinem Tode Macht haben, hier auf Erden herum zu wandeln; aber ich wills bey unſerm guten Fürſten verantworten, der auch mit Böſewichtern Mitleiden hat, und noch weniger will, daß geringe Verbrechen mit Todesangſt beſtraft werden! Heil dem Lande, wo der Fürſt ſo denkt, und ſeine Räthe ſo ſprechen!

W— ließ ſich darauf die Akten reichen, um mit dem böſen Martin näher bekannt zu werden, und las folgende ſchreckliche Geſchichte, die ich aus ſeinem Munde habe, und zur Beherzigung aller Richter erzähle:

Zu L—, in der Gerichtsbarkeit M—, lebte im funfzehnten Jahrhunderte ein Bauer. Seine Nachbarn nannten ihn den Glücksmichel, weil er ein anſehnliches Gut, und zwey Töchter hatte, deren Schönheit man in der ganzen Gegend bewunderte. Siebenzehn Jahr war die älteſte ſeiner Töchter, als ſie ſchwanger wurde. Das Gericht ließ ſie, nach Sitte damaliger Zeit, ſo gleich vor ſich fordern, um von ihr den Thäter zu erfahren, der dann mit ihr Kirchenbuſſe thun ſollte.

Agatha

Agatha ſchwur, daß ſie keinen Mann erkannt habe, zwar ſeit fünf Monaten eine groſſe Veränderung an ihrem Körper fühle; aber weiter nichts zu bekennen wiſſe. Sie wurde bis zum freywilligen Geſtändniſſe im Arreſte behalten, oft verhört und nie eines andern überführt. Endlich kam ſie nieder, und nun beſchloſſen die Richter, nach der Strenge mit ihr zu verfahren. Den Tag zuvor ſchmaußten ſie nach alter, hergebrachter Gewohnheit bey dem Pfarrer. Dieſer, ein rauher und bigotter Mann, ſagte unter andern, als man von Agathen ſprach: Ich fürchte, daß bey ihr eine Blutſchande obwaltet, denn wie ich das Kind taufte, ſo bemerkte ich deutlich, daß es ſeinem Großvater ſehr ähnlich ſah, und ſicher iſt dieſer der Ehrenſchänder ſeiner eigenen Tochter, darum will und wird dieſe nichts bekennen! Die Richter fanden dies nicht unwahrſcheinlich und legten am andern Tage, nach dem Rathe des Pfarrers, Agathen die Frage vor: Ob nicht ihr eigner Vater, auch Vater ihres Kindes ſey? Dieſe erſtaunte darüber, ſtotterte, als ſie antworten ſollte, und dies Erſtaunen, dies Stottern nahmen die Richter als ein halbes Bekänntniß an.

Nur um das Formale zu beobachten — denn man glaubte der Sache ſchon gewiß zu ſeyn, — verhörte man Michels Nachbarn. Dieſe antworteten auf die vorgelegten, ſehr verfänglichen Fragen, daß Michel ſtets eine beſondere Liebe gegen ſeine Töchter gezeigt, ſie oft in vieler Gegenwart geherzt und gekoſt habe, und überdies noch mit ihnen in einer Kammer ſchlafe. Dieſe Ausſage, Agathens Erſtaunen und Stottern, wurde nun von den Richtern aufs neue erwogen, und ſie fanden Beweis genug, um die Angeklagte durch die Folter zum Bekäntniß zu zwingen.

Agathe betheuerte zwar auch noch auf dieſer die Unſchuld ihres Vaters, als man ſie aber immer und ſtärker zu martern fortfuhr, ſo bekannte ſie ſchaudernd, daß ihr Vater auch Vater ihres Kindes ſey. Die Richter frohlokten, die Hartnäkige doch zum Geſtändniß gezwungen zu haben, und ſezten den armen Michel ſogleich ins Gefängniß.

Das gute, gefolterte Mädchen ward am andern Morgen tod gefunden. Sie ſtarb alſo unter den entſezlichſten Schmerzen, ohne Beyſtand, ohne Hülfe! Niemand ſtand ihr in ihren Todesnöthen bey, keine mitleidige

Seele

Seele ſprach ihr Troſt zu! Gott der Güte und der Gerechtigkeit, ihre Belohnung muß jenſeits groß und herrlich ſeyn! Agatha war nun, nach dem juriſtiſchen Ausdrucke, auf ihr Bekänntniß geſtorben, und Michel wurde, non confeſſus ſed convictus, aus großer Gnade als ein Blutſchänder drey Tage lang an den Pranger geſtellt, bekam dann den Staupenſchlag und wurde des Landes verwieſen. Seine jüngere Tochter bekam ſeine Güter, und trauerte im Stillen um ihre Schweſter, um ihren im Elende herumirrenden Vater.

Ehe noch die ganze Geſchichte vergeſſen war, kam Michels Vetter vor Gericht, und zeigte an, daß ſeine Baſe Eliſabeth (ſo hieß Agathens jüngere Schweſter) ſeiner Frau allerhand bedenkliche Umſtände vertraut habe, aus denen man deutlich ſchlieſſen könne, daß ſie mit ihrer Schweſter im nämlichen Zuſtande ſey. Auch habe er einſt früh, wie er auf den Acker gefahren, den landesverwieſenen Michel aus ſeinem Hauſe und nach der Gränze eilen geſehen. Die Richter verboten ſogleich dem Ankläger, niemanden von ſeiner gemachten Anzeige etwas zu ſagen, und ſanden Kundſchafter aus, um auf Micheln

cheln zu lauern. Am Morgen des dritten Tags erwiſchte man ihn auch wirklich, wie er mit ſeiner Tochter aus dem Hauſe ſchlich. Die bey ihr gefundnen Sachen bewieſen deutlich, daß ſie auf immer mit ihrem Vater entfliehen wollte; als man nun noch obendrein fand, daß ſie wirklich ſchwanger war; ſo blieb den Richtern kein Zweifel übrig, Micheln abermal für den Vater des Kindes zu halten. Wie man ihn verhörte, ſo ſagte er: Es iſt wahr, ich wollte meine Tochter, mein einziges Kind nach S. . . führen, um ſie nicht auf der Folterbank quälen zu laſſen. Sie iſt ſchwanger, aber wie ſie es geworden, weis ſie eben ſo wenig als ich! Gewiß geht hier etwas Uebernatürliches vor! Ich allein bin ſtrafbar, denn ich habe ſie zu dieſer Flucht beredt, bin öfters, eurem Verbothe zu wieder, um mein Kind zu ſehen im Lande geweſen. Nehmt mir mein Leben, ich wills gerne aufopfern, aber um des Blutes Chriſti willen ſchont dieſer Unſchuldigen, denn ſie hat mir vorm Kruzifixe geſchworen, daß ſie nicht einmal eine fremde Mannsperſon geküßt habe, und nicht wiſſe, wie ſie zu dieſem Unglücke gekommen ſey!

Die

Die Folter, ſagte ein Richter, ſoll euch ſchon den Mund öffnen, und nach einigen Tagen wurde Michel wirklich gefoltert. Der ſtandhafte Vater litt die heftigſten Schmerzen, das bewieß ſein Jammern, ſein Flehen, aber er duldete es um ſeines Kindes willen und überſtand alle Grade, welche grauſame Tyrannen zur Marter der Menſchen erſonnen haben, ohne etwas anders zu geſtehen. Unbekannt mit der väterlichen Liebe, glaubten die Richter, Michel müſſe zauberiſche Künſte verſtehen, und mit dem Teufel einen Bund haben, ſie wanden ſich daher an Eliſabethen und verſprachen ihr vollkommne Verzeihung, wenn ſie gutwillig bekennen wolle. Ich bin noch jung, ſagte das gute Kind, und möchte noch gerne leben, wenn ich aber durch Lügen mein Leben retten, und einen ſo guten Vater unglücklich machen ſoll; ſo will ich gerne ſterben! Macht mit mir, was ihr wollt! Gott wird mir beyſtehen!

Aber man achtete nicht auf ihre Rede, und ſchleppte ſie gleich ihrem Vater zur Folter. *)

---

*) Gewiß noch ſchwanger! Guter Gott, ich danke dir inbrünſtig, daß ich in einem Zeit-

Jede ihrer Nerven wurde geſpannt, jedes ihrer Glieder verrenkt, tauſendfältiger Schmerz wüthete in ihr, und ſie ſchwieg! Als aber Todesangſt ihre Sinne ſchwächte, Leben und Tod in ihr kämpften, da preßte die donnernde Frage des Richters ihr ein Ja ab, und ihr Mund ſchloß ſich auf ewig! Tod wurde ſie von der Folter genommen, und gleich ihrer Schweſter, auf den Schinderanger begraben.

Nun waren zwey Perſonen mit dem Bekänntniße gegen Micheln geſtorben, nichts konnte ihn mehr retten, und er wurde bald darauf als Blutſchänder zum Feuer verdammt. Standhaft gieng er zum Tode, und dankte Gott, daß er zu ſeinen Kindern übergehe. Viele aus der Gemeinde ſchenkten dem guten Michel eine Thräne, viele glaubten ſogar, daß er unſchuldig geſtorben ſey.

Der Pfarrer, mit deſſen Karakter ich meine Leſer ſchon bekannt gemacht habe, hörte einſt dieſe menſchenfreundliche Meynung ſeiner Bauern, und verwieß ſie ihnen am folgenden Feyertage ſcharf auf der

alter lebe, wo Richter der Menſchen auch Menſchen ſeyn müſſen!

der Kanzel. Ihr verſündigt euch an Gott, ſagte er, wenn ihr dieſem Blutſchänder und Böſewicht das Wort redet! Ich bin von der Wahrheit ſeines Verbrechens ſo ſehr überzeugt, daß ich zur Beſtättigung derſelben heute den Kelch darauf trinken will, und zum ſchnellen Tode müſſe er mir gereichen, wenn Michel mit ſeinen ſchandloſen Töchtern unſchuldig ſtarb. Dieſe merkwürdigen Worte erzählen die Akten, und ſetzen hinzu, daß der Pfarrer nach dem Genuſſe des Kelchs plözlich krank geworden, und ſchon am andern Tage geſtorben ſey. Jeder Bürger und Bauer in der ganzen Gegend glaubte nun ſteif und feſt, daß Michel unſchuldig ſey. Wo ſie ſich verſammleten, wo ſie mit einander ſprachen, da gedachten ſie auch des guten Michels. Sie beſuchten oft den Plaz, wo er verbrannt wurde, und ſetzten ein Kreuz darauf. Die Mädchen wahlfahrteten häufig nach dem Grabe ſeiner Töchter, und beweinten die Unſchuldigen.

Der Jäger im Dorfe war einer der eifrigſten Vertheidiger des toden Michels, denn er hatte vorher immer gute Freundſchaft mit ihm gepflogen, und oft im vertraulichen Geſpräche die langen Winter-

aben-

abende durchplaudert. Er trauerte daher noch ſtets um ihn, und dachte oft über das Schickſal des Armen nach. Einſt gieng er in dieſen Gedanken nach Hauſe, und überlegte, wie's wohl möglich ſeyn könne, daß die beyden Mädchen unwiſſend ſchwanger geworden? Wie wenn mein Martin, fiel ihm auf einmal ein, der Urheber oder wenigſtens der Mitſchuldige des Bubenſtücks wäre! Er war ſonſt recht oft in Michels Hauſe, er läuft itzt noch allen hübſchen Mädchen nach, und hat ſchon manchen lüderlichen Streich angeſtellt! Ich will, ich muß ihn darüber zur Rede ſtellen! Indem er dies noch dachte, war er ſeinem Hauſe ſehr nahe, und ſein Jägerburſche Martin der erſte, der ihm begegnete. Durch eine beſondere, innerliche Empfindung angetrieben, ſprang er ſchnell auf ihn zu. Es iſt alles entdeckt, ſagte er, alles verrathen! Du biſt der Ehrenſchänder von Michels Töchtern! Martin erſchrack heftig nnd zitterte, daß ihm die Kniee ſchlotterten. Helft mir fort, ſagte er endlich, ich geſtehe euch alles. Aber zu ſehr erbittert über den Böſewicht, ſchleppte ihn der Jäger vor Gericht, und auch hier bekannte Martin alles. Ich war, ſo laſſen ihn die Akten reden,

ſchon lange in die beyden Mädchens verliebt, ich kannte aber ihre Tugend zu gut, als daß ich die Erfüllung meines Wunſches von ihnen erwarten konnte, und nahm daher meine Zuflucht zur Liſt.

Ein alter Jäger hatte mir vor einigen Jahren erzählt, daß der Saft des —*) Krauts ſchlaftrunken mache. Ich holte mir ſolchen Saft, goß ihn einſt, als Agatha allein zu Hauſe war, in die Milch, die ſie eben aß, und gieng fort. Bald darauf ſah ich durchs Fenſter, daß ſie feſt ſchlief, gieng ſogleich hinein, und ſtillte meine Begierde, ohne ſie dadurch zu erwecken. Auf eben die Art, erzählte er weiter, habe er es öfterer, und auch endlich bey Eliſabethen bewerkſtelligt. Der Schlaf, den dies Kraut verurſache, daure nur zwey Stunden, dies habe er aus Agathens Munde, die es ihm ſelbſt erzählt, daß ſie, ſobald er weggegangen, feſt eingeſchlafen, und erſt nach zwey Stunden erwacht ſey.

Die Richter erſtaunten nicht wenig über dieſe Ausſage, und, waren in Gefahr von dem erbitterten Volke geſteinigt zu werden

denn

*) Der Name dieſes Krauts iſt in den Akten, vermuthlich wegen möglichen Misbrauch, ſorgfältig ausgelöſcht.

denn es kömmt ſelbſt in den Akten die Klage eines Richters vor, welcher ſich heftig beſchwert, daß ihn viele junge Leute am Abende mit Steinen geworfen und Mörder genannt hätten.

Unterdeſſen wurde Martin ſtreng bewacht, und weil man kein beſondres feſtes Gefängniß hatte, ſo grub man das obenerwähnte Loch, mauerte es mit großen Quaterſteinen aus, an welche man ihn, mit ſchweren Feſſeln beladen, anſchloß. Und doch entgieng dieſer Böſewicht der ſchrecklichen, verdienten Strafe, die man ihm zubereitete. Er ſtahl den hölzernen Löffel, mit welchem er wöchentlich nur einmal warme Suppe aß, ſteckte dieſen in ſein Halstuch, und drehte ihn ſo lange herum, bis er ſich ſelbſt erdroſſelte. So fand man ihn des Morgens, und zu verwundern iſt's wirklich, daß ſeine Hand in der Todesangſt nicht nachgab, ſondern noch erſtarrt den Löffel feſt hielt.

Die Richter thaten nun alles, um das Volk zu beruhigen, ſie räderten den toden Martin, ſammleten die Aſche des unſchuldigen Michels, und gruben die Gebeine ſeiner Töchter aus. Man beerdigte ſie in der Kirche, und ſo lange die Bewohner von M— noch katholiſch waren, verehrten ſie die unſchuldig Ermordeten als Heilige.

Anton Leiter,
Mutter und Selbſtmörder.

Wunderbar, ewige Vorſicht, ſind deine Wege! Ich fühle lebhaft dein Daſeyn! Hört, theure Freunde, dieſe Geſchichte, und fühlt es mit mir!

Graf S— war in ſeiner Jugend ein groſzer Wollüſtling und ſeine Gemahlinn die gröſzte Koquette. Als er entnervt, entkräftet, ſie von ihren Anbetern verlaſſen war, zogen ſie miteinander auf eines ihrer Landgüter, beweinten ihre Jugendſünden, beteten den ganzen Tag, ſtifteten Klöſter, bauten Kirchen und Kapellen. Ihr Schloſz, ſonſt der Sammelplatz aller Verſchwender und Wollüſtlinge, war itzt ein Kloſter. Kein fremder Wagen nahte ſich mehr dem Thore. Im ſchön gepflaſterten Hofe wuchs Gras und Moos. Alle Beamte und Bediente muſzten mit dem andächtigen Paare in der Kirche ſitzen, und in Sitten und Gebärden den Scheinheiligen ſpielen. Wer

in dieſer Kunſt den größten Grad der Vollkommenheit erreichte, der wurde von ſeiner Herrſchaft am meiſten geſchäzt und geliebt. Marianne diente als Stubenmagd im Schloſſe. Sie war jung, artig, und ſpielte doch die Rolle der Andächtigen, der Sittſamen ſo gut, daß ſie bald der Liebling der Gräfinn wurde. Ihr allein war's vergönnt, in den Erholungsſtunden die Gräfinn zu bedienen, mit ihr, nach Art aller Betſchweſtern, über die Sitten der ruchloſen Welt zu ſchimpfen. Marianne benuzte nebenbey dieſe Zeit auch, um jeden der Domeſtiken zu verläumden. Bald hatte ſie in der Kirche den Johann auf Lieschen winken, bald dieſe oder jene mit einem andern vertraulich reden geſehen. Die Verläumdeten wurden jedesmal vorgerufen, von der Gräfinn ſtundenlang ausgeſcholten, ſtundenlang zu einem beſſeren Leben ermahnt, oft auch nach allen dieſem des Dienſtes entlaſſen.

Alle im Hauſe wußten, daß Marianne ihre Anklägerinn war, und flohen und haßten die Scheinheilige.

Einſt giengen die Bewohner des Schloſſes nach der Abendbetſtunde ſchlafen. Einer

aus

ihnen trat noch ins heimliche Gemach, und hörte in der Tiefe deſſelben ein Kind ſchreien. Er entdekte ſogleich ſeinen Kammeraden die gemachte Bemerkung, aber alle lachten ihn aus, weil ſie wußten, daß der Abtritt gerade über einen Fluß gebaut war, der an dieſer Stelle ſehr ſchnell und tief vorüber floß. Beynahe hätte der Erzählende ſelbſt dieſer Vorſtellung nachgegeben; aber er hatte es zu deutlich, zu lange gehört. Er bat ſie alſo, ihm nur zu folgen und ſelbſt zu hören. Sie thaten's, und hörten zu ihrem Erſtaunen das nämliche Geſchrey. Nach langer Unterſuchung holte man eine Fackel, die man, an einem Strick gebunden, hinunter ließ, und ſah ein neues Wunder.

In der Tiefe des Abtritts waren zwey eiſerne Stangen quer über einander befeſtigt. Auf ihrer Mitte lag ein nakendes Kind. Nach allen vier Seiten war ein Raum, durch welchen nicht allein ein Kind, ſondern auch der größte Mann hinabſtürzen konnte. Die Verlegenheit der guten Leute war nun groß. Sie wünſchten alle das Kind zu retten, aber ſie fanden überall die größte Gefahr. Von unten war

die Rettung ganz unmöglich, weil der Fluß ſchnell wie ein Pfeil vorbey ſchoß, und nahe dabey eine Mühle war, die den Zug noch vermehrte. Von oben herab wollte ſich auch keiner wagen, weil jeder hinab zu fallen fürchtete.

Endlich riß ein Hausknecht die obere Deke des Abtritts los, ſezte eine lange Leiter auf eine der verroſteten Stangen, und ſtieg ſo, ſein und des Kindes Leben wagend, hinunter. Obgleich jeder Tritt, den er auf der Leiter that, das Eiſen gewaltig erſchütterte, ſo fiel das Kind doch nicht hinab, und der große Held, der edle Menſchenfreund brachte bald zur Freude aller Anweſenden einen ſchönen, holden Knaben herauf, der durch ſeinen hohen Fall, nicht verlezt war, nur an einer Seite einige blaue Flecke hatte. Der Vorfall wurde ſogleich der ſchon ſchlafenden Herrſchaft hinterbracht. Beyde erſchracken über den unerhörten Frevel, der ihr Schloß zu einer Mördergrube machte. Sie ließen ſogleich die Hebamme des Dorfs ruffen, die alle weiblichen Domeſtiken unterſuchen mußte. Dieſe fand alle unſchuldig, und gieng nun auch zu Mariannen, die Nachmittags

über

über Kopfweh klagte, bey der Betſtunde nicht erſchien, und ſchon lange im Bette lag. Die Gräſinn wollte für ihre Unſchuld ſtehen, aber ihre Krankheit kam allen, vorzüglich der Hebamme verdächtig vor, ſie fand auch bald in Mariannen die überzeugte, unläugbare Thäterinn.

Dieſe beſtätigte endlich ſelbſt durch ein offnes Geſtändniß die Wahrheit: Ein junger Offizier war ihr Verführer. Er kannte ſie ſchon lange, verfolgte ſie immer vergebens. Als aber Marianne einſt auf Befehl der Gräſinn zu einem Wunderbilde der Mutter Gottes walfahrtete, ſo begleitete er ſie auf der Reiſe, und betrog ſie um ihre Unſchuld. Sie fühlte ſich bald darauf ſchwanger, verbarg aber ihren Zuſtand ſorgfältig, weil ſie ihren guten Dienſt nicht verlieren wollte. Dieſe Furcht verleitete ſie auch zu der abſcheulichen, unnatürlichen That, ihr Kind, das ſie ohne jemands Hülfe gebahr, in Abtritt zu werfen. Thränen der Reue floſſen bey dieſer Erzählung über ihr Geſicht. Ich hätte, ſezte ſie endlich hinzu, mich morgen ſelbſt bey Gerichte angegeben, denn die Marter, die Quaal, welche ich ſeit dieſer That leide,

iſt unbeſchreiblich. *) Alle Anweſende erwarteten itzt von ihrer Herrſchaft das ſtrengſte Urtheil über Mariannen. Sie erſtaunten daher nicht wenig, als dieſe die ganze Sache zu unterdrücken, und allen Mitwiſſenden bey Verluſt ihres Dienſtes, ewig davon zu ſchweigen befahl.

Nicht Erbarmen mit der Miſſethäterinn, ſondern die Schande, daß ſolch eine ſchreckliche Geſchichte ſich in ihrem exemplariſchen Hauſe zugetragen, hielte ſie ab, Mariannen dem Blutgerichte zu überliefern.

Ein vertrauter Bediente bekam, in einer Stunde drauf, den Befehl, die Schuldige mit Tages Anbruch über die nahe Gränze zu führen, und dort vor dem erſten Dorfe abzuſetzen. Ihr aber wurde gedroht, ſie ſogleich dem Gerichte zu überliefern, wenn ſie über die Gränze zurück-

kehr-

*) Marianne! ich glaube dir! denn das zärtliche Gefühl einer Mutter kann wohl betäubt, aber nie unterdrückt werden! Es kehrt mit doppelter Stärke zurück, und ſtraft ſeine Beleidiger mit Quaalen der Hölle.

kehrte. Die Unglückliche verſprach und gelobte dieſen Befehl ſtreng zu erfüllen. Noch in dieſer Nacht ließ Graf und Gräfinn einpacken, ſie zogen mit Anbruch des Tags auf ein anders Gut, und kehrten nie wieder auf dies Schloß zurück.

Kurz nach ihrer Abreiſe wurde Marianne über die Gränze geführt. Sie fühlte ſich ſtark genug, als man ſie aus dem Wagen hob, ihren Weg weiter fortzuſetzen.

Niemand bekümmerte ſich dieſe ganze Zeit über um das arme, von ſeiner Mutter verlaßne Kind. Der edle Hausknecht trug es ſeiner Frau nach Hauſe, dieſe pflegte es bis am andern Mittag. Nun gieng der barmherzige Samaritter zum Haushofmeiſter, um von ihm zu erfahren: Wie und wann das Kind getauft werden ſollte? Ich wills auch gerne in der Koſt behalten, wenn mir,

---

Hölle. Von dieſer ausgemachten, richtigen Wahrheit ſollte man jedes Mädchen durch warnende Beyſpiele zu überzeugen ſuchen, und die Zahl der Kindesmörderinnen würden ſich mindern.

mir, fügte er hinzu, die hohe Herrſchaft etwas weniges beyſteuert. Ich hab's mit Lebensgefahr gerettet, und es iſt mir theuer geworden! Was, ſchrie der Unempfindliche, der Balg noch hier? Man hätte ihn der Hure mitgeben ſollen. Die hohe Herrſchaft hat befohlen, daß man der Sache mit keinem Worte erwähnen ſoll, ich kann alſo dabey nichts thun, ich will nicht einmal etwas davon wiſſen. Wer's Kind hat, kann's auch ernähren! Warum nicht, ſagte der Unerreichbare, ich will's behalten, und mit Gotteshülfe auch ernähren. Ich habe zwar ſchon fünf Kinder, erwarte täglich das ſechſte, aber ich will denken, meine Frau hat mir Zwillinge gebohren, und bringt ſie mir Zwillinge, ſo will ich ſie für Drillinge halten. Gott wird mir's vergelten, was ich dem armen Wurme thue, der nichts dafür kann, daß ſeine Mutter kein Mutterherz hatte.

Wahrheit, offen und frey geſagt, beſchämt allemal. Der Haushofmeiſter mußte die Großmuth des Kerls bewundern, er konnte nicht antworten, murmelte einige unverſtändliche Worte, und entließ ſo den Hausknecht, der zu ſeiner Gattinn nach Hauſe eilte.

Mathes. Käthe! Das Kind bleibt uns!

Käthe. Hab's eh gedacht! Wenn ich nur Milch hätte, das arme Ding zu ſtillen! Sieh nur her, wie's mit der Zunge leckt, und's Waſſer doch nicht trinken will!

Mathes. Armer Narr! Da haſt du zwey Kreuzer! Kauf Milch! 'S iſt mein Tobakgeld; aber ich will lieber keinen Tobak ſchnupfen, in andern Doſen ſchmarozen, als das arme Ding ſo leiden ſehen!

Käthe. Laß ſeyn, Mathes! Behalte dein Geld! Ich weis, daß dir der Tobak vor Eſſen und Trinken geht. Ich hab' mir ein Groſchner zehne auf ein paar alte Hühner zum Kindbette zuſammgeſpart. Kann's ja leicht entbehren! Hab's die vorigemale auch nicht gehabt!

Mathes. Nein! Ich will nicht! Wirſt immer älter! Brauchſt Stärkung!

Käthe. Nun ſo will ich's Kind ſelbſt ſtillen! Wenn ich nur bald niederkäme!

Mathes. Das läßt ſich hören! Zumuthen aber will ich dirs doch nicht! 'S könnte dir ſchaden.

Käthe. Ah! was ſchaden! Du ſpendirſt mir dann und wann ein Seidel Bier, das bringt alles wieder ein!

Mathes. Weiſt du aber auch, daß wir von der Herrſchaft nichts bekommen? 'S Kind auf unſre Unkoſten noch können taufen laſſen?

Käthe. Hab ich mir's nicht eingebildt, ſo will ich nicht dein Weib ſeyn!

Mathes. Ja! Ja! Der Haushofmeiſter hat mir's eben angekündigt. Die Herrſchaft will nichts davon wiſſen, folglich mag das alte Echo auch nichts davon wiſſen. Ich hab's ihm aber dichtig geſagt! — —

Käthe. Haſt recht gethan!

Mathes. Und entgelten ſoll mir's das arme Kind expreſſe nicht. Taufts der Pfarrer nicht umſonſt, ſo verſetze ich meinen ſcharlachnen Bruſtlaz.

Käthe. Oder ich meine reiche Haube! Und giebt uns die Herrſchaft nichts, ſo will ichs doch kleiden und ernähren. Beſſer kleiden, als meine eignen Kinder, damit die Leute juſt ſehen, daß wir deswegen nicht zu Grunde gehen.

Mathes. Ja, Käthe, ja! Wir thun ein gutes Werk. Wir erfüllen Gottes Gebot, wenn wir die Nackenden kleiden, und die Hungrigen ſpeiſen!

Käthe. Aber gieb nur Obacht, Mathes, wir werden für unſern guten Willen noch beklatſcht und ausgerichtet werden!

Mathes. Laß ſie klatſchen und richten! Wir wollen ſehen, ob ſie an jenem Tage, an dem Gott alle Menſchen richtet, auch noch klatſchen und richten werden. Ich und du ſind überzeugt, daß wir Gott gefällig handeln. Was liegt uns alſo an dem Gerede der Leute, wann der da oben unſer guter Freund und Vater iſt!

So ſprach das edle Paar, und fühlte ſich durch dieſe gute That glücklicher, als mancher Fürſt, mancher Graf, der alle Herrlichkeiten der Welt mit vollen Zügen in ſich ſchlürft, aus goldnen, mit Brillanten beſezten Doſen theuern Spaniol ſchnupft, und nicht dran denkt, daß von dem Preiſe dieſes Staubes ein Kind ernährt werden könne.

Der ehrliche Mathes hatte Nachmittags neue Sorgen mit dem Kinde. Der Pfarrer weigerte ſich, es zu taufen, weil Mathes den Namen der Mutter nicht nennen wollte, bey Verluſt ſeines Dienſtes nicht nennen durfte. Er mußte aufs neue zum Haushofmeiſter gehen. Dieſer ſtellte endlich

lich nach vielen Bedenklichkeiten ein Atteſtat aus: Daß die hohe, gnädige Herrſchaft ausdrücklich den Namen des Vaters und der Mutter verborgen halten wolle. Der neugierige Pfarrer fragte aber aufs neue an: Ob das Kind in einer rechtmäſſigen Ehe erzeugt worden? Der gewiſſenhafte Haushofmeiſter verneinte es, und der Pfarrer taufte es endlich unentgeldlich, trug es aber im Kirchenbuche als ein uneheliches Kind ein. Dies einzige Wort, dieſer einzige Federzug war das Unglück des Kindes. Ich möchte dies Wort nicht geſchrieben haben.

Bald darauf kam die gute Käthe nieder, und ſäugte mit ihrem Kinde den kleinen Anton. (So ließ Mathes das Kind nennen, weil er an dem Tage dieſes Heiligen ſein Leben rettete.) Seine Gattinn gewöhnte ihr eigenes Kind eher von der Bruſt, als das fremde, darbte und ſparte mit ihrem Manne um die Wette, damit ſie dem Kleinen, als er zu laufen anfieng, ein Röckchen kaufen konnten. Wenn in der Folge ihre Kinder in der rauhen Herbſtluft noch barfuß liefen, ſo trug Anton ſchon Schuhe.

Wie

Wie er gröſſer wurde, lernte er in der Schule leſen und ſchreiben, und vergalt durch ſeine gute Aufführung ſeinen Pflegeltern all die Sorge, die ihnen ſeine Erziehung machte.

Eilf Jahr war Anton alt, als ein hiziges Fieber, das damals in der Gegend graſſirte, ſeinen Pflegvater aufs Lager warf. Mathes fühlte bald ſein nahes Ende, er benuzte die wenigen Stunden, in denen er ſeiner Sinne mächtig war, den kleinen Anton von den Umſtänden ſeiner Geburt zu unterrichten. Der Arme weinte ſehr, als er hörte, daß Mathes und Käthe nicht ſeine Eltern wären, und kam nicht mehr von ſeines Erretters Bette. Dieſer empfahl in den lezten Minuten ſeines Lebens der troſtloſen Gattinn den armen Anton, und gieng hinüber zum Ewigen, um dort den Lohn ſeiner großen Thaten zu empfangen, vor Gottes Throne in all der Herrlichkeit zu glänzen, mit der wir uns den größten Heiligen umgeben denken.

Seine Gattinn trauerte äuſſerſt um ihn, das hitzige Fieber ergrief auch ſie. Am Begräbnißtage ihres Mannes legte man ſie ebenfalls auf die Baare. Merkwürdig wars,

daß

daß ſie den kleinen Anton im Todeskampfe bey der Hand faßte, und feſt an ſich zog.

O weiſſagende Seele! Du ſahſt in deinem lezten Augenblicke, als du dich zum Engel umwandelteſt, den künftigen Jammer des Aermſten, und wollteſt ihn mitnehmen! Aber der Ewige winkte, und er blieb!

Nach dem Tode der beyden Edlen kamen ihre Blutsfreunde, um ſich der armen verlaßnen Waiſen nicht aus innerer Güte des Herzens, ſondern nach hergebrachter Gewohnheit anzunehmen, Sie ſchimpften weidlich über den kleinen Anton. Hätten die Verſtorbnen, ſagten ſie, dich nicht ernährt, und ſo nárriſch gekleidet, ſo hätten ihre eignen Kinder doch etwas, und fielen uns nicht zur Laſt. Gott verzeih es ihnen, ſezte mancher hinzu, ſie haben's ihren Kindern geſtohlen, was ſie den H—balg gegeben haben!

O Menſchen! So denkt, ſo urtheilt ihr, und beweiſet ſelbſt, daß es der Guten ſo wenig, der Böſen ſo viele giebt!

Des armen Antons nahm ſich niemand an. Er blieb einſam im leeren Zimmer zurück, und ſah traurig ſeinen Geſpie-

len

len nach. Endlich wurde er von dem unbarmherzigen Schloſsverwalter, der das Zimmer verſperrte, herausgejagt. Es war Abend. Er lief nach dem Kirchhofe, ſezte ſich auf das Grab ſeiner Eltern, und ſcharrte weinend ein Loch drein.

Ein alter Schuſter gieng vorüber.

Schuſter. Was machſt du denn da?

Anton. Ein Loch!

Schuſter. Gottloſer Bube! Du ſollſt die Toden nicht in ihrer Ruhe ſtöhren!

Anton. Thäts gern nicht, wenn ich nicht müßte!

Schuſter. Warum mußt du?

Anton. Ich wills meinem Vater und meiner Mutter ſagen, wie ſie mit mir umgehen. Sie haben mich aus der Stube gejagt, und wollen mir nichts zu eſſen geben.

Schuſter. Wem gehörſt du denn an?

Anton. Ich bin des Schloßhausknechts ſein Anton.

Schuſter. Hm! Warſt nicht ſein eigen Kind! Die Freunde werden dich nicht ernähren wollen.

Anton. Nein! ſie wollen nicht.

Schuſter. Glaubs gerne! Wird wenig ſolche Leute geben, wie Mathes war! Aber

weißt

weißt du was: Mathes hat dich oft bey mir gelobt. Ich brauche einen Jungen. Will dich annehmen, unentgeldlich lehren, wenn du brav thuſt.

Anton. Herzlich gerne! Will recht fleißig arbeiten, wenn ich nur nicht verhungern muß.

Schuſter. Nun ſo komm! Ich will dir etwas zu eſſen geben.

Anton. Komm gleich nach! Geht nur!

Schuſter. Was willſt du denn noch da machen?

Anton. Das Loch wieder zuſcharren, und meinen guten Eltern danken, daß ſie für mich bey Gott gebeten haben.

Der alte Schuſter wartete ſtill, ſah das innbrünſtige Gebet des Aermſten, und fühlte in ſeinem Herze, daß er eine gute That vorhabe. Er aß Abends mit dem Kleinen, und machte ſich am andern Morgen fertig, um im benachbarten Städtchen das Handwerk zur Aufdingung ſeines neuen Jungens zu verſammlen. Eh er dahin gieng, löſte er auf der Pfarre Antons Taufſchein, und da fand ſichs im Kirchenbuche: daß dieſer ein uneheliges Kind ſey. Traurig ſchlich der Alte wieder nach Hauſe. Anton, ſagte er, du kannſt kein Schuſter werden.

Anton. Warum nicht?

Schuſter. Weil deine Mutter! — — Doch du wirſt es einſt ſchon erfahren.

Anton. Ich merke ſchon, was ihr ſagen wollt. Mein Vater hat mirs auf ſeinem Sterbebette erzählt. Er hat mir aber auch verboten, es niemanden wieder zu ſagen, weil mirs vielen Schaden machen könne.

Schuſter. Was hilfts Schweigen? Es ſteht klar und deutlich im Kirchenbuche. Kurz und gut! Du biſt ein uneheliges Kind, du kannſt ohne einen eiſernen Brief *) kein Handwerk lernen. Kein Meiſter kann dich aufdingen, kein Geſelle mit dir arbeiten!

Anton. (traurig und weinend) Wo bekömmt man denn einen ſolchen Brief?

Schuſter. Bey Hofe, Kind, bey Hofe! Aber er koſtet wenigſtens funfzig bis ſechzig Gulden! Wo ſoll ich und du ſo viel Geld hernehmen?

---

*) Obs denn noch Monarchen giebt, die dies barbariſche Geſez in ihrem Staate dulden? Ich will ihnen im Namen der Menſchheit ein Memorial, in dieſe Geſchichte gewickelt, überreichen, und laſſen ſie die gekränkte Unſchuld noch länger ſchmachten, ſo können ſie wohl Helden, aber nicht Väter ihres Volks ſeyn.

Anton. So kann ich alſo kein Schu=
ſter werden?

Schuſter. Nein!

Anton. Nicht wie andre Kinder etwas
lernen, um, wie mein Vater ſagte, einſt
auch ein rechtſchafner Mann zu werden?

Schuſter. Es iſt einmal ſo hergebracht!

Anton. Lebt wohl! Bezahls euch Gott,
was ihr mir gethan habt, und noch thun
wolltet.

Schuſter. Wo gehſt du denn hin?

Anton. Zu meinem Vater will ich ge=
hen, und ihn fragen: Warum er mich nicht
in Fluß hinunter ſtieß? Damals wäre ich
geſtorben, ohne zu wiſſen, was ſterben iſt.
Aber itzt —— (weint bitterlich.)

Schuſter. Guter Junge! Du ſollſt nicht
ſterben! Bleib bis auf den Sonntag hier!
Dann führe ich dich zu meinem Schwager,
der iſt ein reicher Bauer zu L—. Ich will ihm
dein Unglück erzählen, er wird dich vielleicht
annehmen. Kannſt du auch kein Schuſter, ſo
kannſt du doch ein rechtſchafner Bauer ſeyn.

Anton blieb, und der Schuſter führte
ihn am beſtimmten Tage zu ſeinem Schwa=
ger. Dieſer brauchte eben einen Ochſenjun=
gen, und verſprach den Knaben als einen ſol=

chen

chen zu behalten. Der Bauer war ein harter, wilder Mann, ſchlug den armen Anton der geringſten Kleinigkeit wegen, oft erbärmlich, und warf ihm bey jeder Gelegenheit ſeine Geburt vor. Des Knabens Erziehung war noch nicht vollendet, er brachte in das Haus des Bauern offne Redlichkeit und Güte des Herzes mit; aber er ſchmachtete hier unter einem deſpotiſchen Drucke, er wurde folglich roh, tückiſch, wild! Und doch blieb er zehn Jahre bey dieſem harten Manne, wurde nach ſechs Jahren Knecht, und würde noch länger geblieben ſeyn, wenn ihm folgende Begebenheit nicht ganz unglücklich gemacht hätte. Er ſchob einſt an einem Feyertage mit ſeinen Kameraden Kegel, und gewann viel. Aufgebracht über dies Glück hörten alle zu ſpielen auf. Einer aus ihnen ſagte ihm ſogar: daß er nie mehr mit ihm ſpielen wolle, weil ein Hurenſohn in allen Spielen glücklich ſey. Anton hatte eben die Kugel in der Hand, und warf ſie dem Spötter an Kopf. Dieſer ſtürzte zu Boden, und da Anton ihn für tod hielt, ſo machte er ſich die Verwirrung zu Nutze und entfloh. Er war einigemal im Dienſte des Bauern mit Korn über der Gränze geweſen, er eilte alſo die ganze Nacht auf dieſem

Wege fort. Ehe die Sonne aufgieng, war er ſchon in einem andern Lande, aber die Angſt und Furcht eines Mörders trieben ihn den ganzen Tag noch immer vorwärts. Am Abende kam er in einen großen Wald, und ehs noch ganz finſter wurde, erreichte er ein Wirthshaus, das in der Mitte deſſelben lag. Durſt, Hunger und äuſſerſte Müdigkeit quälten ihn gleich ſtark. Er nahte ſich zitternd der Thüre, guckte furchtſam hinein, und ſah zu ſeiner größten Freude keinen Gaſt in dieſem einſamen Hauſe. Kann ich wohl ein Nachtlager und einen Krug Bier haben? ſagte er zum Wirthe. Dieſer nickte mit dem Kopfe, und Anton trat, nun mehr Muth faſſend, hinein. Kaum hatte er ſeinen Krug ausgeleert, ſo traten gegen zwanzig fremde Kerl ins Zimmer. Drey Weiber und viele große Hunde folgten nach. Anton drückte ſich furchtſam in die Ecke, aber die Gäſte ſahen ihn bald. Wer iſt der Kerl? fragten ſie den Wirth. Allem Anſehen nach kein Kunde, aber vielleicht ein Rekrute! ſagte dieſer. Kurz darauf trat einer von fürchterlichem Anſehen zu Anton.

Fremder. Woher Landsmann?

Anton. Von L—.

Fremder. Und wohin?

An-

Anton. Ich weis nicht, wohin mich der Weg führen wird.

Fremder. Ihr dauert mich, guter Freund!

Anton. Kann wohl ſeyn, daß ich zu bedauern bin.

Fremder. Habt gewiß geſtohlen, und ſeyd darüber erwiſcht worden?

Anton. Gott bewahre! Herr!

Fremder, So habt ihr etwas anders angeſtellt, denn umſonſt ſeyd ihr nicht davon gelaufen.

Anton. Ach daß Gott erbarm!

Fremder. Geſteht! Sonſt liefern wir euch zurück!

Anton geſtand knieend ſeine unſchuldige Mordthat. Die andern hörten zu. Der arme Teufel iſt zu bedauern! Er iſt nirgends ſicher! Wird nächſtens am Galgen hängen! ſagte einer um den andern. Zu helfen wär ihm wohl noch! Zu retten wär er freylich! ſezten wieder einige hinzu. Wenn ich mich ſeiner annehme, ſagte endlich der Fremde, welcher vorhin mit ihm ſprach, ſo ſoll mir ihn kein Teufel entreiſſen! Der Geängſtigte hörte dies, und bat die ganze Kompagnie ſich ſeiner zu erbarmen. Man machte aller-

hand Entſchuldigungen, aber Anton flehte immer ſtärker. Endlich ließ ſich der Vornehmſte unter ihnen erbitten, verſprach ihm ſichern Schutz, wenn er ihm unbedingten Gehorſam, mit dem ſtärkſten Eyde geloben wollte. Schwör! ſagten die andern! Wir haben auch geſchworen, und befinden uns wohl dabey! Anton ſchwur, und war nun unwiſſend ein Mitglied einer zahlreichen Räuberbande, die damals das ganze Land in Schrecken ſezte. Er aß und trank mit ihnen herrlich und köſtlich, freute ſich ſogar, als das ungewohnte Getränke ſeinen Kopf erhizte, unter ſo guten Leuten zu ſeyn.

Am Morgen zog er mit ihnen fort, und wußte ſchon am Abende, in weſſen Geſellſchaft er war, denn ſie ſprachen nun ungeſcheut vor ihm. Er beſchloß ſogleich zu entfliehen, aber man bewachte ihn genau. Durch ſechs Wochen blieb er unter ihnen. Dieſe Zeit kam er nicht aus dem Walde, und trug ihnen den Proviant nach. Kurz darauf mußte er dem Anführer und noch drey andern nach einem Dikichte folgen. Sie ſezten ſich oft und aßen. Anton mußte oft und viel Brandwein trinken. Als dieſer ſtarke Geiſt ihm luſtig machte, ſo ſagte der Anführer

zu ihm; Bruder du ſollſt heute dein Probſtück machen! Der Unglükliche erſchrack, aber eine neue Flaſche vermehrte ſeinen Muth ſo ſtark, daß er alles zu unternehmen verſprach. Sie giengen darauf nach der Straſſe, und lauerten hinter den Bäumen. Hier wurde aufs neue getrunken. Unterdeſſen fieng es an zu dämmern, eine Frau kam die Straſſe herauf. Es iſt die Krämerin, ſagte einer, ſie kommt vom Markte, und hat gewiß hundert Thaler bey ſich. Muthig, ſagte der Anführer zu Anton, packe ſie an, fordere ihr Geld, und hau ſie nieder! Fort, ſonst hau ich dich zuſamm! Anton taumelte nach der Frau. Dein Geld her! ſchrie er. Die Erſchrockne wollte entfliehen, aber Anton ſpaltete ihr mit einem einzigen Hiebe den Kopf. Sein Rauſch verſchwand in dieſem Augenblicke! er ſah ſeine Kameraden eilfertig fliehen, hörte, wie ſie ihm, ein gleiches zu thun, zuriefen. Aber er konnte nicht von der Stelle, blieb erſtaunt und erſchroken über ſeine That ſtehen. Ein Trupp Bauern zog vorüber, ſie fanden ihm mit dem blutigen Schwerdte in der Hand bey der Getödeten, und nahmen ihn nach dem nächſten Dorfe mit. Unterwegens noch geſtand

er

er ſeine That, und erzählte bald nachher vor Gerichte alles, was und wie ichs hier erzählt habe. Er wurde gefeſſelt, und in Kerker geworfen. Man hofte ſeine Kammeraden, deren Aufenthalt er entdeckt hatte, auch zu fangen, ſie dann mit ihm zu konfrondiren. Aber dieſe mußten vielleicht ſeine Gefangnehmung vom ferne geſehen haben, und waren ſchon in Sicherheit, als man ihre Höhle umringte. Sogar das Wirthshaus hatten ſeine Bewohner verlaſſen. Man kam, auſſer einigen wieder gefundenen Sachen, leer zurück.

Anton, der unſchuldigſte unter allen, blieb alſo allein in den Händen der Gerechtigkeit, die ihn aufzuopfern beſchloß. Sein Verhör begann vom neuen. Man ſchrieb, um zu erfahren, ob er Wahrheit rede, nach ſeinem Geburtsorte und nach dem Dorfe, wo er als Knecht gedient hatte. Aus leztern lief gute Nachricht ein. Der Richter des Dorfs antwortete: Daß der Knecht, von dem er ſich freywillig als Mörder angab, noch lebe und ganz geſund ſey. Er hatte ſich eine Viertelſtunde nach dem unglücklichen Wurfe wieder erholt, und auſſer einer Beule nichts davon getragen. Aber vom erſtern Orte wurde

der

der gleichgültige Bericht um ſo ſchrecklicher für unſern Anton. Der andächtige Graf und ſeine Gemahlinn war tod. Der Beamte, an dem man ſchreib, hatte alſo keine Urſache mehr zu ſchweigen. Er berichtete unter andern: daß im Jahre 1742 Marianna G— eine gräfliche Stubenmagd, mit dem ſchon erwähnten Anton zu Falle gekommen ſey, dieſe wäre aber wegen verdächtigen Indicien ſogleich des Landes verwieſen worden.

Die Richter erſtaunten, als ſie dies laſen, denn der Name von Antons Mutter war mit dem Namen der von ihm Ermordeten gleichlautend. Um davon näher unterrichtet zu werden, ſchrieb man nach der Lezten Wohnorte, und erfuhr von dorther: Daß die ermordete Marianna G— im nämlichen Jahre über die Gränze gekommen ſey. Sie diente, lautete die Nachricht weiter, von dieſer Zeit an, bey dem Krämer des Orts. Auf dem Sterbebette vermachte ihr dieſer vierhundert Thaler, und ſie nährte ſich damit, bis zu ihrem unglücklichen Ende, redlich und ehrlich.

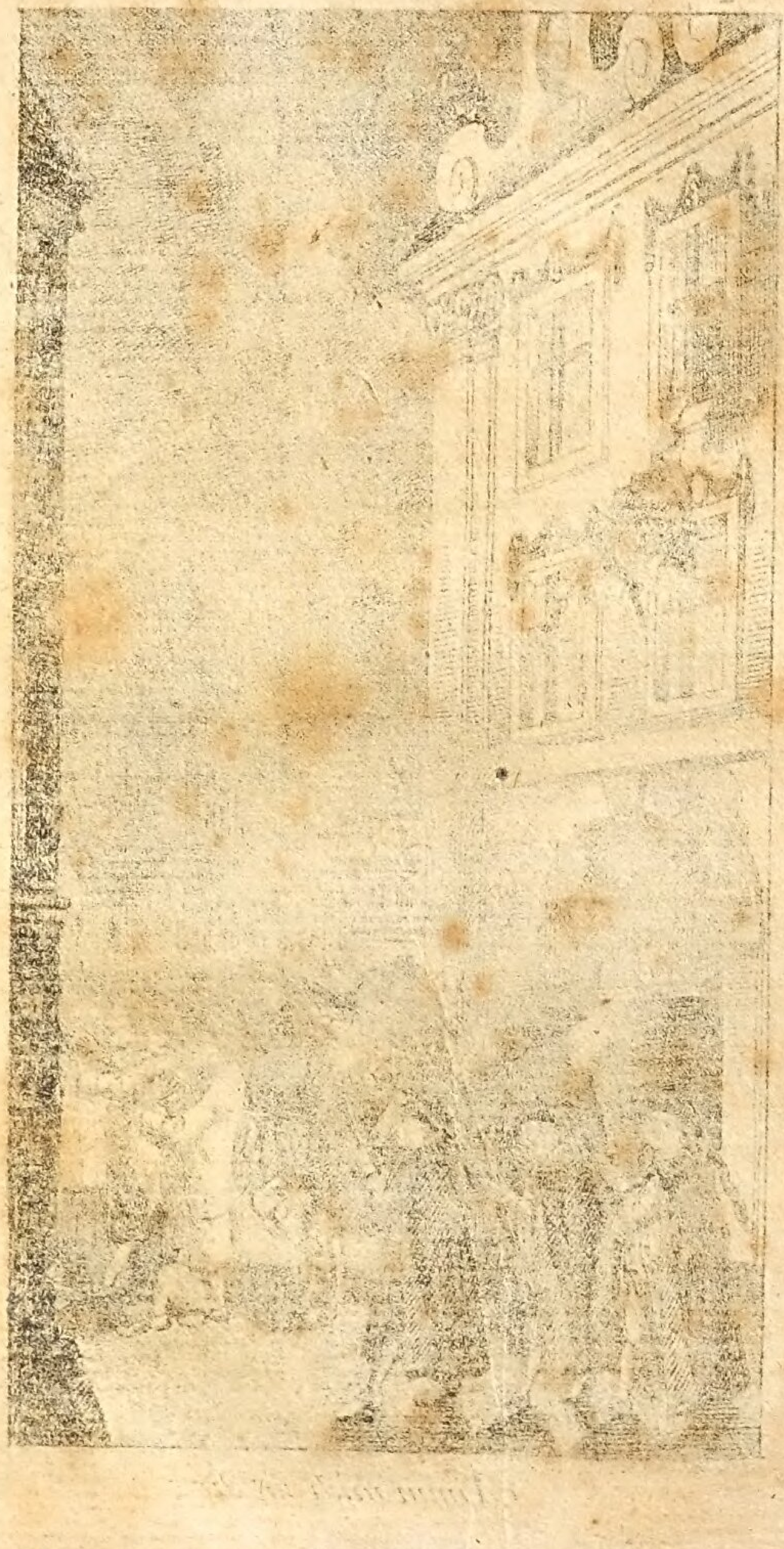
Anton wurde aus dem Kerker geholt. Er war ſeit ſechs Wochen krank und elend. Die Richter kündigten ihm nun an, daß er

ſeine

ſeine eigne Mutter ermordet habe. Er wollte es lange nicht glauben, als man ihm aber alles deutlich erzählte, ihm nicht allein die Möglichkeit, ſondern auch die Gewißheit zeigte, ſo wurde er ohnmächtig nach dem Kerker getragen. Als er wieder zu ſich kam, ſprach er irre, erhielt auch nie den Gebrauch ſeiner Vernunft wieder. Er wollte nichts eſſen, nichts trinken, weil ſeiner Einbildung nach, ſeine Mutter immer vor ihm ſtand, und unter alles Blut miſchte. In der ſechſten Nacht fieng er zu wüthen an. Der Gerichtsdiener hörte ihn brüllen, aber es war, ſeiner Ausſage nach, zu ſpät, um den Doktor zu holen, oder andere Anſtalten zu treffen. Früh fand man ihn tod. Er hatte ſich mit einem ledernen Riemen, dem er aus ſeinen Beinkleidern löſte, jämmerlich erdroſſelt. Sein Körper wurde noch an dieſem Tage aufs Rad gelegt.

Ich überlaſſe hier jeden Leſer ſeiner eignem Empfindung. Wer ungerührt dieſe Geſchichte las, nicht Stoff zu vielen Betrachtungen darinne fand, der würde ſchwerlich mit mir gleich denken, und dem Fühlenden wollte ich diesmal nur erzählen, ihn nicht belehren.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG



J. Be. del. et sc. Pr.

Nimm mich mit dir.

Biographien der Selbſtmörder,

von

Chriſtian Heinrich Spieß.

Ein Leiden, das man unterdrücket
Vermehret den geheimen Schmerz
Und jede Thräne die erſticket,
Gräbt blutig ſich in unſer Herz.

Zacharias.

Zweytes Bändchen.

Leipzig,
in der von Schönfeldſchen Handlung
1786.

1950. 2908

STADTBIBLIOTHEK * AUGSBURG *

Vorrede.

Der allgemeine Beyfall, mit dem das erſte Bändchen meiner Biographie der Selbſtmörder aufgenommen wurde, hatte die Folge, daß ich keinen Anſtand nahm, auch das zweyte Bändchen davon dem Drucke zu überlaſſen. Die Zeit wird es entſcheiden, ob ich der Erwartung des denkenden Publikums genug gethan habe. Uibrigens muß ich feyerlich wider denjenigen Beyfall proteſtiren, den man mir dadurch zu geben glaubt, wenn man Stücke aus meiner Biographie des Nachdrucks würdig hält. Dieſer Meinung war meines Wiſſens die van Ghelenſche Druckerey in

Wien,

Wien, die ſich ſo niedrig zu ſeyn unterſtund, den P. Aemilian nachzudrucken, und das Stück davon um 3 Kreuzer zu verkaufen. Ich kann ihr ungeſchicktes Kompliment, das ſie mir mit dem Nachdrucke machen wollte, durch nichts anders erwiedern, als wenn ich denjenigen, der auf dieſen einfältigen Gedanken verfiel, mir nur als einen Schurken denke, für den ich ihn aber bis itzt noch nicht erklären will.

Das iſt alles, was ich bey der Auflage des zweyten Bändchens meiner Biographie der Selbſtmörder ſagen konnte. Uiber Auswahl der Gegenſtände, und über ſchriftlichen Vortrag entſcheidet die Kritik.

In-

Inhalt.

Seite

Selbſtmörder aus Liebe.

Iſidor, und Antonia 1

Karl und Kätchen 27

Antonio und Gianetta 64

Olivie Amenuti 88

Selbſtmörder aus Ehrgeiz.

Lieutenant K*** 140

Ein Opfer der Wolluſt.

Roſine L*** 157

Ein

Ein Böſewicht ohne Gleichen.

Giovani Liobetti 173

* * *

Der arme Wenzel 185

Gutberg, ein armer Student 199

Selbſtmörder aus Liebe.

Iſidor und Antonia.

Weil der Vater es ſo wollte, und die Mutter es ausdrücklich verlangte, ſo entſchloß ſich Friedrich ſchon in ſeiner frühſten Jugend, ein Mönch zu werden. Im ſiebenzehnten Jahre ſeines Alters ſchwor er, Natur und Inſtinkt zu verläugnen, in Gedanken, Worten und Werken ewig keuſch zu leben. Er ſchwor dieß willig und frey, denn noch wußte er nicht, was Liebe iſt, was ſie kann und vermag.

Nach der gewöhnlichen Sitte aller Mönche legte er am Tage ſeiner Einkleidung ſeinen Taufnamen ab, und wurde Iſidor genannt. Fünf Jahre lebte er ruhig in der einſamen Zelle, betete im Chore, und

begleitete den Abt zum Altare, wenn dieſer mit der Inſel auf dem Haupte die Meſſe zelebrirte. Einſt auch ſo ein Abt zu werden, auch mit ſolchem Staate umgeben, ſich dem andächtigen Volke darſtellen zu können, war dann ſein einziger Wunſch, mit dem er in misvergnügten Stunden ſeine Einbildungskraft beſchäftigte. Als er, mehr zu fühlen, und der Urſache ſeines Daſeyns nachzuſpüren anfieng, als ſein Herz beym Anblicke eines ſchönen Mädchens ſtärker klopfte, ſein Auge lüſtern auf ihrem Buſen verweilte, traf ihn im Herbſte die Reihe, mit einigen ſeiner Brüder auf die benachbarte Univerſität zu ziehen, um dort die Theologie zu ſtudieren. Er wurde hier von den Freunden ſeines Vaters ſehr gut empfangen, und war bald der tägliche Geſellſchafter in einem Hauſe, das ihm zwar nur vom weiten verwandt, aber durch allerhand Geſchäfte mit ſeinem Vater ſehr eng verbunden war. Toni, die Tochter dieſes Hauſes, ein ſchönes, gutes, ſehr empfindſames Mädchen fand Iſidors Umgang beſonders angenehm. Sie war oft ſeine einzige Geſellſchafterin, wenn Vater und Mutter ihren Geſchäften nachgiengen, und un-

beſorgt die Tochter mit einem Geiſtlichen allein lieſſen. Anfangs war auch ihre Unterhaltung rein und unſchuldig, aber bald, ſehr bald war ſie es nicht mehr. Antoniens Lieblingsbeſchäftigung war die Lektur. Iſidor mußte ihr oft die empfindſamen Romane unſers Zeitalters vorleſen. Er fand, wie ſie, inniges Behagen daran, wenn Thränen des Mitleids Antoniens Wangen benetzten, ſo vermochte auch Iſidor nicht weiter zu leſen. Gleiche Empfindungen, ähnliches Gefühl, Harmonie des Herzens und der Seele ſind die erſten Symptomen der Liebe, die ſich bey fortwährendem Umgange bald deutlicher zeigen und allmächtig verbreiten. Toni und Iſidor fühlten dieſe ausgemachte Wahrheit, beyde liebten einander, aber beyde ſchwiegen. Sie ſuchten ſich ämſig, und flohen einander, wenn ſie ſich fanden. Sie hatten die ſchönſten Bücher, und ſaſſen oft ſtundenlang ſprachlos und ſtumm. Sie wagtens nicht, einander anzublicken, wenn ſie allein waren, und ſprachen dann nur frey miteinander, wenn ſie von Geſellſchaftern umgeben waren.

Dieſe Liebe wurde täglich heftiger, wuchs zu einer rieſenmäßigen Stärke. Wenn

Iſidor in der einſamen Nacht ſeines Schwures ganz vergaß, ſich ſchlaflos, in Phantaſien der Liebe gehüllt, auf ſeinem Lager wälzte, Antonien als ſein Weib, ſich Ebenbilder dieſes Engels dachte, ganz Gatte, ganz Vater war; ſo wachte Toni ebenfalls, ſah im Spiele der erhitzten Einbildungskraft, den ſchönen Iſidor vor ſich knien, hörte ſein Liebesgeſtändniß mit Entzücken, wollte ihn an ihr klopfendes Herz drücken, aber der fürchterliche Habit, den er trug, rauſchte, ſie bebte zurück, und weinte ſich müde.

Ein halbes Jahr vergieng, und ihre Liebe ſtand nun auf dem Punkte, wo ſie entweder alles wagen, oder alles verliehren mußte. An einem Sommerabende war Antoniens Vater in Geſchäften ausgegangen, die Mutter beſuchte eine kranke Freundinn, und Toni erwartete, ſo wenig ſie ſichs auch geſtehen wollte, ihren Iſidor mit Sehnſucht. Er trat, als es ſchon dunkel zu werden begann, ins Zimmer. Zitternd lud ihn Toni zu ſich aufs Kanapee ein. Sie blickten, durchs Düſtere der herannahenden Nacht beherzt, einander an, wollten ſprechen, vermochtens nicht, ſtammelten, bebten, ſtanden

auf

auf und ſanken Arm in Arm aufs Kanapee zurück. Küſſe, feurige, ganz die Heftigkeit ihrer Liebe athmende Küſſe waren ihre einzige Sprache. Eine Stunde verflog und ihre Liebe fand noch keine Worte. Es wurde finſter, und ſie trennten ſich, ohne ſichs ein einzigesmal geſagt zu haben, daß ſie ſich liebten. Erſt nach drey langen Tagen fanden ſie ſich wieder allein. Toni weinte als Iſidor zu ihr trat.

Iſidor. Engel, du weinſt!

Toni. Bin ich nicht unglücklich? muß ich nicht weinen?

Iſidor Unglücklich? Muß?

Toni. Ja, lieber Iſidor! ich liebe dich von ganzen Herzen — Meine Liebe kennt, ſie wünſcht nur dich, verlangt nur nach dir, und du — Ich vermags nicht auszuſprechen, und du — (ſie ergrief ſein ſchwarzes Skapulier, und benetzte es mit ihren Thränen.)

Iſidor. (troſtlos.) Und ich?

Toni. Du kannſt mich nicht lieben!

Iſidor. Ich, dich nicht lieben? O Mädchen! — — —

Toni. Ich glaube dir! aber laß uns weiter gehen — kannſt du mich auch glücklich machen! glücklich durch deinen Beſitz! glücklich durch — —

Iſidor. (dem Tropfen aus ſeinen Augen rollen.) Du quälſt mich!

Toni. Du haſt geſchworen!

Iſidor. (ſeufzend.) Das habe ich!

Toni. Bey dem Namen des Allmächtigen, der reinſten Jungfrau und allen Heiligen geſchworen, daß du nie ein Mädchen lieben willſt!

Iſidor. (ſchweigt.)

Toni. Beruhige mich, wenn du kannſt!

Iſidor. Ich habe geſchworen, habe gelobt, aber ich liebe dich doch, und wenn der Gott, welcher meinen Schwur hörte, aber nun auch meine Qual, mein Leiden ſieht, mich ſtrafen will, ſtrafen kann, ſo erwarte ich ohne Zittern ſeine Strafe, aber ich liebe dich doch, liebe dich ewig!

Toni. Und doch wird man dich bald von meiner Seite reiſſen! in den Mauern des Kloſters wirſt du dann ewig nach mir ſeufzen, mich ewig nicht mehr ſehen!

Nun ſprachen ſie nicht mehr, weinten, ſeufzten und trennten ſich mit Angſt und Verzweiflung.

Am andern Morgen trat Iſidor lächelnd und freundlich in Toni's Zimmer. Er war einer der ſchönſten, bluhendſten

Män-

Männer, aber heute war er ſchöner als alle, denn Hofnung, die Roſe der Schönheit, glänzte auf ſeinen Wangen, und das alles beſeelende Feuer der Liebe thronte in ſeinen Augen. Antonie fühlte dieſe Wirkung ganz, der nie ſo ſchöne Iſidor bemächtigte ſich des kleinen Reſtes der Vernunft, welcher immer noch wider ihn proteſtirte, und ſie beſchloß in dieſem Augenblicke ewig ſein zu bleiben, troz allen Hinderniſſen, ihn ewig zu beſitzen!

Ihre Mutter war zugegen, aber dieſe verhinderte Iſidoren nicht, ihr ein Briefchen in die Hand zu drücken. Er gieng, weil die Gloke ihn nach ſeinen Kollegien rufte. Toni eilte bald hernach in einen einſamen Winkel, um ihres Geliebten Brief zu leſen. „Du haſt mir, ſchrieb er, eine ſchreckliche „Nacht gemacht! Qualen, die ich noch nie „empfunden, folterten mein Herz, ſelbſt„mörderiſche Gedanken erfüllten meine See„le! Ich rang, kämpfte, betete, und Gott, „der mein Flehen hörte, ſchenkte mir Kraft „und Stärke zu überlegen, zu beſchlieſſen. „Ich bin nicht für dich verlohren, ich will „dich noch mein, noch Gattinn nennen! — „Der Gedanke reißt mich ſchon zur unſinnigen

„nigen Freude hin, ich muß eilen, dir „meinen Plan bekannt zu machen, ſonſt „führt meine ſchwärmeriſche Einbildungs„kraft mich über die Zinnen des Tempels „hinweg, ich träume in die Zukunft, und „vergeſſe aufs Gegenwärtige. Höre alſo, „Mädchen meiner Seele, höre mich, und „ſage dann noch, ob ich dich nicht lieben „darf. Auf den nahen Herbſt, gehe ich — „Laß dich dieß nicht erſchrecken — auf zwey „Monate ins Kloſter zurück. Beſuche mei„ne Eltern, ſchildere ihnen meinen Zuſtand, „und bewege ſie gewiß, mit mir den hei„ligen Vater in Rom zu beſchwören, mein „Gelübde aufzulöſen, mich meines Schwu„res zu entlaſſen. Ich bin noch nicht zum „Prieſter geweiht, und meine Bitte wird „gewiß erfüllt. Zweifelſt du an dem gu„ten Ausgange, oder wird mir meine Bitte „nicht gewährt, ſo baue und traue ich auf „deine Liebe, und habe ſchon ein anderes, „ganz ſicheres Projekt. Ich ſchmeichle mei„ner Mutter eine Summe Gelds ab, komme „zurück, und eile mit dir über die Gränze ins „Evangeliſche, wo mein Schwur nicht gilt, „wo kein Gelübde mich hindert, dich ewig „zu beſitzen. Ob wir dort leben können,

„Unter=

„Unterhalt finden werden? dieß will ich „gar nicht unterſuchen, denn nur deine „Liebe giebt mir Leben und Nahrung, und „wer arbeiten kann, der verhungert nie! „Ich bin alſo dein, ewig dein!„

Wer wirds dem liebe trunkenen Mädchen wohl verargen, wenn ſie dem Plane des Iſidors ganz traute, ſich ſchon vor ſeine Gattinn hielt, und in Wonne, die nur Liebende fühlen können, ihren Einzigen Abends erwartete. Der Zufall ließ ſie ungehindert durch drey Stunden allein. Ihre Freude war außerordentlich, ihre Liebe unermeßlich. Sie küßten, träumten, erwachten, verſanken aufs neue in Schwärmereyen, vergaſſen auf alles, und gewährten ſich alles. Zu ſpät erwachten ſie aus ihren Taumel, und ſahen nun, um ihre Reue zu vermindern, ſehnſuchtsvoll der Erfüllung ihres Planes entgegen. Toni fühlte ſich bald darauf ſchwanger, und rieß ſich beym Anfange des Herbſtes nur darum aus Iſidors Armen, um ihn bald auf ewig beſitzen zu können.

Iſidor flog nach ſeinem Kloſter, beſuchte ſeine Eltern, die in der Nähe wohnten, noch an dem nämlichen Tage, und

fieng

fieng ſogleich an, ſeinen Plan, doch ganz verdeckt, auszuführen; aber er hörte zu ſeinem Erſtaunen, daß ſeine Eltern nie in ſo etwas willigen, ehe ihren Sohn in ewigen Kerker des Kloſters ſchmachten laſſen, als der Kirche einen Bräutigam entreiſſen würden. Iſidor veränderte alſo ſeinen Plan auf der Stelle, und geſtand ſeiner Mutter, die ihn ſehr liebte, daß er auf der Univerſität, an vielen erkauften Büchern und andern Ergötzlichkeiten zwey tauſend Gulden Schulden gemacht hätte, die er bey ſeiner Ankunft zahlen, oder gewärtig ſeyn müßte, daß man an ſeinen Abt ſchreiben würde. Um dieſes zu verhindern, verſprach die Mutter ſogleich, die Summe in zwey Monaten zu bezahlen, denn eher könnte ſie dieſes Geld ohne Wiſſen des geizigen Vaters nicht zuſammenbringen.

Iſidor reiſte alſo mit der gewiſſen Verſicherung des nachfolgenden Geldes nach der Univerſität, und machte ſchon unterwegens Plane zu Toni's Entführung. Er eilte zu ihr, fand ſie allein und in Thränen.

Toni. (ihm entgegen laufend, an ſeinem Halſe weilend.) O Engel des Himmels, was bringſt du mir? Hülfe, Leben oder Tod?

Iſidor. Hülfe! Leben! wir werden glücklich ſeyn!

Toni. O ſo komm! laß uns zu den Füſſen unſrer Eltern eilen.

Iſidor. Nicht ſo, Engel! der erſte Plan iſt vernichtet. Uns bleibt nichts übrig, als zu entfliehen.

Toni. Fliehen? Ja! in deinen Armen wohin du willſt, aber nur eilig, nur ſchnell, noch dieſen Abend, eh meine Eltern nach Hauſe kommen!

Iſidor. Aber warum ſo geſchwind, ſo — —

Toni. Meine Mutter muthmaßt meinen Zuſtand! Meine Schnürbruſt will nicht mehr ſchlieſſen! Sie will morgen früh — — O nur fort, Iſidor, nur fort! damit ich nicht der Schandfleck meiner Familie, das Geſpötte der ganzen Stadt, das Hohngelächter meiner Geſpielinnen werde.

Iſidor. Gott! heilige Marie! ich erhalte erſt in einem Monate Geld! wie kann, wie will ich dich ohne dieſes in ein fremdes Land führen, wie — —

Toni. Führe mich, wohin du willſt! — In eine Einöde, in eine elende Hütte! laß mich dort quälend ſterben, aber nur fort, fort — — —

Iſidor. Gott im Himmel erbarme dich meiner, ſchenke mir Kraft und Stärke — — O du haſt mich erhört! Toni, in einer Stunde bin ich wieder bey dir!

Toni. Nein, ich laſſe dich nicht! du fühlſt meinen ſchrecklichen Zuſtand, du weißt keinen Rath, keine Hilfe, willſt mich auf ewig verlaſſen; aber Verderber meiner Unſchuld, du — —

Iſidor. Toni! Toni! ſey barmherzig! mach mich nicht ganz unthätig, da Thätigkeit ſo nothwendig iſt! dein Zweifel an meiner Liebe kränkt mich mehr, als unſer ſchrecklicher Zuſtand! gienge dein Weg auch nach der Richtſtätte, ich würde dir doch folgen. Aber ich war ein Thor, daß ich dich noch eine Stunde der quälenden Angſt überlaſſen wollte. Raffe in der Eile einige Wäſche zuſamm und folge mir gleich.

O mein Vater! O meine Mutter, ſagte Toni, ergrief, was in der Nähe lag, und ſchlich ungeſehen mit Iſidoren aus ihrer Eltern Hauſe.

Es war ſchon dunkel, und doch folgte ſie ihm, um jeden Verdacht zu vermeiden, nur vom weiten nach. In einer einſamen Gaſſe flüſterte ſie ihm zu: wo führſt du mich hin?

Iſidor. In eine ſichere Freyſtätte. Tritt mir nur ins nahe Haus nach, und warte meiner an der Thüre, in die ich gehe.

Toni folgte, und Iſidor trat in das Zimmer einer alten Hebamme, deren Wohnung ihm durch ein wirkliches Ungefähr bekannt war. Gute Frau, ſagte er zu dieſer, ſie ſind mit den Geheimniſſen der Liebe bekannt, ſie ſind verpflichtet, das verführte Mädchen zu retten, der Nothleidenden beyzuſtehen. Ich beſchwöre ſie bey dem allmächtigen Gotte, retten ſie auch meine Freundinn. Hier iſt Geld, ſo viel ich bey mir habe. (er gab ihr neun Dukaten.) Morgen bringe ich mehr, ich heiſe Frater Iſidor. Mein Kleid macht ihnen auch meinen Orden kennbar, ſie können mich alſo immer finden, wenn ich nicht Wort halten ſollte.

Die Alte. Bringen ſie ihre Freundinn, ſie ſoll bey mir gut und ſicher aufgehoben ſeyn. Dieß Geld iſt hinlänglich, ſie ſo lange, als ſie's nöthig hat, zu pflegen.

Iſidor. Nein, nicht hinlänglich! —— Aber ſie haben meine Bitte erhört! (er öffnete

die

die Thüre.) hier iſt meine Freundinn! (knieend.) Wenn ein menſchliches Herz in ihrem Buſen ſchlägt, wenn je Mitleid und Erbarmen ihre Seele belebte, ſo erbarmen ſie ſich auch dieſer Verlaßnen! vertreten ſie Mutterſtelle bey ihr, denn ſie hat Vater und Mutter verlaſſen, um die Schande zu verbergen, die ich über ſie gebracht habe! Toni ſank nun auch zu den Füſſen dieſer Frau hin, die gerührt die Aermſten aufhub, und ihnen alle mögliche Hilfe verſprach.

Toni. Aber bin ich auch hier ſicher? mein Vater wird die ganze groſſe Stadt durchſuchen. — —

Die Alte. Fürchten ſie nichts! mein Zimmer betritt nie eine Wache, nie ein Verdächtiger! (*) Hier in dieſem Nebenzimmer

(*) Ein weiſes Geſez des Landes, in welchem Toni lebte, verbietet dieß ausdrücklich. Das Zimmer einer beeideten Hebamme iſt von jeder Unterſuchung frey. Das gefallene Mädchen findet dort ſeine Freyſtätte, kann da verborgen vor den Augen der Welt leben und eben ſo niederkommen. Eines der wirkſamſten Mittel, den unnatürlichen Kindsmord zu verhüten, der auch in dieſem Lande ſich ſehr vermindert.

mer könnten ſie ruhig wohnen, niemand wird ſie ſehen, und nur der, welcher ſie mir übergab, wird ſie abholen können.

Iſidor. Nun, Toni, nun! habe ich mein Verſprechen gehalten?

Toni. O Gott! Ja! aber wirſt du mich auch ſehen, beſuchen können?

Iſidor. Warum nicht? Ich werde im Dunkeln immer kommen, dich zu ſehen, dich zu tröſten! Morgen früh geh ich, um allen Verdacht zu vermeiden, zu deinen Eltern. Ich werde — —

Toni. O du wirſt den Jammer meiner Mutter, das Toben meines Vaters ſehen, gerührt ihnen alles geſtehen, und ich werde geſchändet aus meiner Freyſtätte — — —

Iſidor. Zweifelſt du ſchon wieder? du bleibſt hier, bis wir unſern Plan ausführen können.

Toni. (ihn genau betrachtend.) Aber du ſiehſt ſo blaß aus! Große Tropfen ſtehen auf deiner Stirne! was iſt dir?

Iſidor. Nichts, es wird vorüber gehen! ein ſchreckliches Kopfweh plagt mich ſchon einige Tage, und dieſe Tropfen flieſſen für dich!

Toni. O ſo eile zur Ruhe. Ich will für dich beten, und erwarte dich morgen mit Nachrichten von meinen armen Eltern.

Iſidor gieng nach langem Kampfe, und empfahl ſeine Toni nochmals der guten Alten. Toni bezog gleich darauf ihr einſames Zimmer, beweinte den Schmerz, den Jammer, den ſie ihren Eltern verurſacht hatte, lag ſchlaflos im Bette, quälte ſich den folgenden Tag mit ſchrecklichen Vorſtellungen, und weinte heftiger als am Abende Iſidor nicht kam. Früh mußte, auf ihr dringendes Bitten, die Alte nach dem Kloſter gehen, in welchem Iſidor wohnte, und Nachricht von ſeinem Befinden einziehen. Er iſt ſeit geſtern krank, ſagte der Pfortner, und ſchloß die Thüre wieder zu. Toni war außer ſich, als ſie dieſes hörte, ſie weinte fünf Tage und Nächte unaufhörlich, denn ſtets erhielte ſie auf alle ihre Anfragen die nämliche, aber auch keine beſtimmtere Antwort. Sie dachte in dieſer ganzen Zeit nie an ihre Eltern, war ſtets mit ihrem Iſidor beſchäftigt, und wünſchte herzlich, ihn bald wieder geſund zu ſehen.

Eben wie man am fünften Tage die Abendglocke läutete, und noch kein Licht in ihrem Zimmer angezündet war, trat ein Geiſtlicher herein. Sie ſprang auf, flog ihm entgegen, wollte ihren Iſidor umarmen, erkannte aber bald ihren Irrthum und in dem Kommenden einen unbekannten Bruder ſeines Ordens.

Geiſtlicher. Habe ich nicht die Ehre mit Mamſell M—— zu ſprechen?

Toni. (zitternd.) So nennt man mich! (mehr Muth faſſend.) Wie befindet ſich Frater Iſidor?

Geiſtl. Ich habe Aufträge von ihm! Er ——

Toni. Warum kommt er nicht ſelbſt? Iſt er noch krank? was fehlt ihm?

Geiſtl. Er hatte das hitzige Fieber.

Toni. (laut aufſchreyend.) Er hatte? Gott! ſo iſt er —— Oder hat ihn das Fieber verlaſſen? Iſt er beſſer? Fühlt er Linderung? Wann kann er wohl wieder ausgehen? Morgen? Uebermorgen?

Geiſtl. (mit kalter, trauriger Mine,) Faſſen ſie ſich!

Toni. (bebend.) O Jeſus! O heilige Marie!

Geiſtl. Heute früh um 10 Uhr ſtarb er!

Toni ſchauderte zuſamm, ſie hob ihre Hände gen Himmel, die Sprache verlohr ſich in einen lauten, gräßlichen Ausruf, ſie ſank, rafte ſich aber ſchnell wieder in die Höhe, und wankte nach einem nahen Stuhle. Man zündete Licht an, kam ihr mit Geiſtern zu Hülfe, aber ſie blieb außer ſich, empfand nur das Schreckliche ihres Zuſtandes, fühlte, hörte nichts anders. Ihr Auge war ſtarr auf den Geiſtlichen gerichtet, und, wann ihr jemand dieſe Ausſicht vertrat, ſo ſchob ſie ihn mit Rieſenſtärke hinweg. Ich werde morgen wieder kommen, ſagte der Geiſtliche und gieng. Ihr Auge folgte ihm bis zur Thüre, und war nun auf dieſe geheftet. Nach allen Verſuchen, allen vergeblichen Troſtgründen ſie aus dieſem Zuſtande zu erwecken, entkleidete ſie endlich die Alte, und wachte mit ihrer Tochter die ganze Nacht bey ihrem Bette. Sie lag ſtill und ruhig, kalter Schweis ſtand in großen Tropfen auf ihrer Stirne. Dann und wann bewegte ſie die Lippen, oft legte ſie ihre Hand auf das gepreßte Herz, und am Morgen ſeufzte

ſie einigemal ſehr laut. Um dieſe Zeit mußte die Alte ausgehen, als ſie wieder kam, fand ſie ſolche noch in dem nämlichen Zuſtande. Theilnehmend und gerührt trat ſie zu ihrem Bette. Toni ſah ſie lange ſtarr an.

Toni. Wiſſen ſie es ſchon? Mein — — (die Stimme brach aufs neue, Thränen ſtürzten aus ihren Augen. Oefters wiederholte ſie das Wort: Mein! aber ein neuer Strom verhinderte ſie weiter zu reden.)

Die Alte. O wer weis, ob es auch wahr iſt? Ob — —

Toni. Stille! tröſten ſie mich nicht! O Iſidor! — — Wie ſie dieſe Worte ausſprach, trat der Geiſtliche wieder ins Zimmer. Toni fuhr in die Höhe. Strahlen der Freude glänzten in ihren Augen, die Todenbläſſe ihrer Wangen verſchwand, aber bald ſank ſie zurück, verhüllte ihren Kopf in ihr Bette, und weinte bitterlich.

Geiſtl. Wie gehts ihnen?

Toni antwortete nicht.

Geiſtl. Geſtern waren ſie nicht im Stande meinen Auftrag zu hören.

Toni. O wär ich's doch nie!

Geiſtl. Ich habe ihnen hier einen Ring zu übergeben!

Toni. (grief haſtig darnach.) Er iſts! Es iſt gewiß! Er iſt todt! (Sie faßte dieſen Ring mit den vorderſten Fingern ihrer rechten Hand, ſtrich ſich damit immer die Thränen von den Wangen und wiederholte das Wort: Tod! oft.)

Geiſtl. Dieſen Morgen hat man den Körper nach ſeinem Kloſter geführt.

Toni. (die Hände ringend.) Ohne, daß ich ihn noch einmal ſah! (Sie ſchwieg einige Minuten.) Erzählen ſie mir, wie ſtarb er?

Geiſtl. Iſidor kam vorige Woche aus ſeinem Kloſter zurück, und befand ſich beym Abendtiſche nicht wohl. Er klagte mirs und legte ſich ſchlafen. Ich fand ihn am Morgen ſehr ſchlecht, ein heftiges Fieber wüthete in ſeinen Adern, ſeine Sinne waren zerrüttet. Wir lieſſen den Doktor rufen; aber alle Hilfsmittel konnten ſein Fieber nicht ſtillen, ſeine Raſerey, die täglich heftiger wurde, nicht hemmen. In der letzten Nacht ſeines Lebens wachte ich an ſeinem Bette. Er lag wider ſeine Gewohnheit ſtill und ruhig, ſeine Puls klopfte nicht mehr ſo heftig, ich ſprach mit ihm, und er antwortete mir. In dieſer kleinen halben Stunde entdeckte er mir ſein ganzes Leiden, bat mich mit Thränen, ihr Vater, Schutz

und Retter zu ſeyn. Er gab mir dieſen Ring, den ich ihnen nach ſeinem Tode übergeben ſollte. Er wollte wegen Gelde an ſeine Mutter ſchreiben, aber er war's nicht vermögend, er beichtete und bat Gott ſehnlich ſein Leben zu friſten. Eben wie er mir die erſte Zeile eines Briefes an ſeine Eltern diktirte, und ihren Namen nannte, ergrief ihn die Raſerey aufs neue, und früh um 10 Uhr verſchied er.

Toni hörte dieſe Erzählung mit Standhaftigkeit an.

Geiſtl. Kann ich etwas für ſie thun? bin ich vermögend ihnen Rath und Troſt zu ertheilen, ſo befehlen ſie ganz mit mir.

Toni. Können ſie Iſidoren wieder ins Leben zurückrufen?

Geiſtl. Das kann ich nicht!

Toni. So können ſie mich auch nicht tröſten.

Geiſtl. So will ich mit ihnen um meinen Freund trauern!

Toni. Auch das nicht! Er war nur ihr Freund, aber mir ſollte er Gatte, (tief ſeufzend.) Vater eines hilfloſen Kindes ſeyn! Unſre Traurigkeit kann ſich nicht geſellen. — — Eine Gefälligkeit können ſie

mir

mir doch erweiſen! verſchweigen ſie dieſe ganze Geſchichte!

Geiſtl. Rechnen ſie auf mein ewiges Stillſchweigen. Mir und meinem ganzen Orden iſt daran gelegen, daß — —

Toni. Meinen armen Eltern auch! (ſie weinte laut.) Verlaſſen ſie mich itzt! ich bitte, gehen ſie! wenn ich einſt mit dem Tode ringe, will ich ſie rufen laſſen! dann — —

Geiſtl. Sie werden nicht ſterben?

Toni. Nicht ſterben? Und ſie wollen mein Tröſter ſeyn? O gehen ſie! gehen ſie!

Der Geiſtliche entfernte ſich endlich, verſprach wieder zu kommen, erfüllte aber ſein Verſprechen nie. Zur Rettung ſeiner Ehre will ich hoffen, daß unüberwindliche Hinderniſſe ihn davon abhielten, ſonſt würde ich ihn öffentlich einen Heuchler, einen kalten, hartherzigen, die Religion entehrenden Mann nennen.

Toni lebte nun ruhig und gelaſſen. Sie weinte viel, aber ſie weinte im Stillen, ſaß beſtändig in ihrem Zimmer, ſprach mit niemanden, aber ſehr oft mit ſich ſelbſt. Die Alte behorchte ſie einſt, als ſie vor

einem

einem Kruzifixe kniete: Du blickſt ſo freundlich, und biſt ſo grauſam! Warum ihn, und nicht mich? Er würde ohne mich gelebt, im Kloſter getrauert, geweint; aber doch gelebt haben! —— Ich bin verlaſſen von dem einzigen, der meine Hilfe, mein Retter ſeyn ſollte! Verſtoſſen von meinen Eltern! Verjagt aus ihrem Hauſe! Verworfen von meinen Geſpielinnen! Ich trage ein Kind unter meinem Herzen, das ſich ſeines Vaters ſchämen muß, von allen verachtet, einſt ſeiner Mutter fluchen wird. O ſey barmherzig, verzeihe mir mein Verbrechen! nimm mich zu dir, eh ich gebähre!

Die gutherzige Alte weinte, und beſchloß Antonien auf alle Art zu ermuntern; aber ſie wars nicht vermögend, auch nicht das kleinſte Lächeln, nicht den Zug deſſelben konnte ſie von ihr erzwingen. Immer ſprach ſie von ihm. Wenn ich ihn nur noch einmal, nur im Traume ſehen könnte! dieß war ſtets der Schluß ihrer Rede! Einſt ſchlief die Alte um Mitternacht ruhig, und fuhr geſchreckt durch Antoniens Stimme in die Höhe! Ich habe ihn geſehen, ſchrie ſie, erſt itzt iſt er von mir gegan-

gangen. Er hat mit mir geweint, hat mich oft geküßt, aber ſein Mund war kalt, und ſeine Hände ſo erſtarrt, daß er mich nicht drücken konnte. Er hat mir verſprochen, hat geſchworen, mich bald abzuholen. O guter Iſidor! erfülle ja bald dein Verſprechen! Sie war ſo freudig, ſo aufgeräumt, daß die Alte dieſe Nacht nicht mehr ſchlafen konnte, und immer mit ihr ſchwätzen mußte. Am Morgen brachte ſie ein ſilbernes Etui und einige andere kleine Koſtbarkeiten. Verkaufen ſie ſolche, ſagte ſie zu der Alten. Das Geld, welches ihnen mein Iſidor gab, muß ich ſchon verzehrt haben. Die Summe, welche ſie für dieſe Kleinigkeiten erhalten, wird wohl hinreichen, mich ſo lange zu ernähren, bis er mich abholt. Aber dieſe zwey Ringe, den er mir gab und den er von mir erhielt, verkaufe ich nicht, und wenn ich und mein Kind Hunger ſterben ſollte. Spielen kann das arme Würmchen einſt damit, daran nagen, wenn es hungrig iſt, aber verkaufen darf ich ſie nicht. Mein Iſidor hat darnach gefragt. An dieſem Ringe erkenne ich dich, ſagte er, als er kam. Du biſt es nicht, würde er ſagen, wenn er wieder käme, und

den

den Ring nicht fände. So fantaſirte ſie immer, und die gute Alte trug mit Widerwillen die Sachen zum Verkaufe.

Die Stunde ihrer Niederkunft nahte ſich endlich. Sie gebahr ein todtes Kind, ſah es ungerührt im Sarge liegen, und weinte nicht, als man es forttrug. Er hat ſich des Aermſten erbarmt, er wird ſich meiner auch erbarmen! Mehr ſagte ſie nicht!

Schon länger als zwey Wochen ernährte ſie die Gutherzigkeit der Alten. Als Toni ſolches merkte, nahm ſie am andern Tage alle ihre Wäſche, alles, was ſie in der Eile im Hauſe ihrer Eltern zuſamm geraft hatte, und ſchickte es zum Verkaufe. Sie bezahlte der Alten ihre Schuld, und reiſte am andern Tage ab. Sie gab vor, zu ihrem Bruder zu gehen, durch deſſen Fürſprache ſie ſich wieder mit ihren Eltern zu verſöhnen hofte.

Vierzehn Tage nachher meldete der Sakriſtaner des Kloſters, in welchem Iſidor begraben lag, ſeinem Abte, daß er ſchon ſeit einigen Tagen ein junges Frauenzimmer in der Kirche bemerke, die ſtets weine, und dieſe Nacht ſogar darinne ge-

ſchlafen

ſchlafen hätte. Man hielt ſie für eine Diebin, und ließ ſolche, als ſie der Sakriſtaner mit Gewalt aus der Kirche trieb, gefangen nehmen. Sie ward verhört und närriſch befunden. Man führte ſie aus dem Gebiete des Kloſters, am andern Morgen war ſie aber wieder in der Kirche. Der Abt ließ ſie aufs neue herausführen und fortpeitſchen. Sie rufte, ſagte der Sakriſtaner, als er zurück kam, oft den heiligen Iſidor an. Nachmittags ſahen ihr vom weiten einige Bauern zu, wie ſie ganz ſachte in einen Teich ſtieg, immer weiter gieng, und endlich verſank. Sie eilten hinzu, aber ſie kamen zu ſpät. Erſt nach zehn Tagen ſchwamm ihr Körper am Ufer. Man verſcharrte ſie nahe dabey. Kein Vater unſer wurde an ihrem Grabe gebetet, kein Segen über ſie geſprochen. Moos wächſt auf ihrer Ruheſtätte und Dornen überſchatten ſie. Sie ſchläft entfernt von ihrem Iſidor, und nur die wenigen, welche ihre Geſchichte kennen, ſchenken ihr eine Thräne.

Beyde Eltern des Mädchens ſind vor Kurzem geſtorben, deswegen erzähle ich itzt erſt ihre Geſchichte, die mir ſchon lange bekannt war. Sie erfuhren nie, wo ihre

Tochter hingekommen ſey, und beweinten ſie ſchon als todt, wie ſie wirklich noch lebte.

Karl und Kätchen.

Lange ſchon hatte ſich Jakob, ein Bauer zu M— —, mit ſeinem Weibe ehrlich und redlich genährt. Zweymal wurde er im Kriege geplündert, und einmal brannte ſein ganzer Hof ab. Sein unermüdeter Fleiß, ſeine mehr als bäueriſche Induſtrie half ihm aus jedem dieſer Unglücksfälle immer wieder heraus. Aber nun kam das Alter, ſeine Kräfte nahmen ab, er mußte Wochenlang das Bette hüten, und ſeine Wirthſchaft Mietlingen anvertrauen. Ein Hagelwetter verheerte ſeine Fluren, zwey ſchreckliche Mißjahre nöthigten ihn Schulden zu machen, und ſein Gütchen zu verpfänden.

Er war traurig, wenn er an ſeinen Zuſtand dachte, er weinte, wenn er Intereſſen zahlen ſollte, nicht zahlen konnte, und neue Schulden machen mußte. Sein einziges Kind, ein ſchönes, liebes Mädchen, ver-

vermocht's noch, ihn in Stunden der Trübſalen zu tröſten. Ich will mir, ſagte ſie immer, einen guten, fleißigen Mann wählen, wir wollen dann miteinander Tag und Nacht arbeiten, euch aus euern Schulden reiſſen, und ihr ſollt noch viele und ruhige Tage zählen. Bald hernach warb ein reicher Bauersſohn um ihre Hand. Er kann euch retten, ſagte die Holde, und ob er mir gleich nicht gefällt, ſo will ich ihn doch nehmen! Wird er der Wohlthäter, der Verſorger meines Vaters, ſo wird meine Liebe gewiß nicht ausbleiben!

Die Zeit der Verlobung war ſchon feſtgeſetzt, als der Monarch ſeine Truppen vermehrte, neue Regimenter errichtete, und auch in Jakobs Dorf Soldaten zu ſtehen kamen. Es war Sonntag als eine halbe Eskadron Dragoner in dieſem Dorfe einrückte, und ſogleich dem eben anfangenden Gottesdienſte beywohnte. Ein ſchöner, junger Korporal ſtand Kätchen gegenüber, ſchlank wie ein Rohr ſtand er da, ſeine lebhafte Farbe hatte die Morgenluft um ein grosses erhöht, und wer ihn ſah, der flüſterte ſeinem Nachbar zu: das iſt ein ſchöner Mann! Sein Blick ſchweifte unter

den Töchtern des Dorfes umher, und blieb an Kätchens ſchönen Augen hangen. Sie ſahs, und fühlte zum erſtenmale die Gewalt, die Macht der Liebe. Karl, ſo hieß der Korporal, ſah ihr glühendes Geſicht, ihr groſſes Auge, in deſſen brechendem Blicke die Liebe zitterte, er ſahs und fühlte ein Gleiches. Man ſpotte nicht, man halte es nicht für romanhaft, wenn ich noch hinzuſetze, daß Kätchen und Karl ſich ſchon in dieſem Augenblicke, ewig zu lieben, nie zu verlaſſen verſprachen. Die heftigſte Liebe iſt oft, ich möchte beynahe ſagen, iſt ſtets das Werk eines Augenblicks. Ein Blick, mit dem man ſich begegnet, ein Händedruck, ein Wort iſt nicht ſelten der erſte, einzige und feſteſte Bund, der zwey harmonirende Seelen auf ewig verbindet.

Oft ſah ich Jahre lang ein Mädchen mit einem Manne im täglichen Umgange leben, keines von beyden dachte, keines von beyden forderte Liebe. Ein einziger, beredter Blick, mit dem ſie ſich ungefähr begegneten, traf ihr Herz, erfüllte ihre Seele, und ſie waren auf immer verſunken in Liebe. Dieſer Blick, der dort erſt nach Jahren wirkte, wirkte hier gleich. Kätchen

gieng ſchwermüthig und traurig nach Hauſe. Das ländliche Mahl ſchmeckte ihr nicht, ſie klagte über Kopfweh, und ſchlich nach ihrer Kammer. Ihr Vater kam beſorgt zu ihr.

Jakob. Tochter, dir fehlt etwas!

Kätchen. Nichts, lieber Vater! Mein Kopf iſt ſo eingenommen. Ich bin krank!

Jakob. Und Görge iſt unten! Soll er heraufkommen?

Kätchen. Nein! Nein! daß ihr's nur wißt Vater! Ich kann Görgen nicht heurathen! . .

Jakob. Nicht? Und haſt's ſchon verſprochen. Ich habe mein Wort gegeben.

Kätchen. Ihr könnt mich zwingen, aber ich werde unglücklich ſeyn! Ich werde ſterben!

Jakob. Uiberlege, was du ſagſt! Iſt's dein vollkommner Ernſt?

Kätchen. Ja, lieber Vater, ja! Macht mich nicht unglücklich! (ſie weinte.)

Jakob. Weine nicht! du biſt mein einziges Kind! Eher ich als du! Mein Gütchen kann ich abgeſchätzt, mein väterliches Haab verkauft, aber dich nicht unglücklich ſehen!

Kät=

Kätchen. Gott wird euch auf eine andere Art helfen!

Jakob. Ich wünſche es, und bitte ihn darum. Doch Görge wartet. Ich will ihm deinen Entſchluß ſagen, ihn abfertigen, damit er dich nicht mehr plagt.

Kätchen. O Gott vergelte es, lieber Vater!

Jakob gieng, und Kätchen ſprang ans Fenſter, um zu ſehen, wenn Görge fortgieng. Er ſchlich brummend fort, als er ihren Entſchluß hörte. Mit ſeinem Abſchiede verſchwand auch Kätchens Kopfweh. Hoffnung ſchlug laut in ihrem Herzen, klopfte hoch in ihrem Buſen. Der ſchöne Korporal gieng vorüber! Welch ein Unterſchied zwiſchen ihm und Görgen! Sie hatte dieſen nie geliebt, ihr wars gleichgültig, wenn er kam, angenehm, wenn er fortgieng; aber wie Karl hinter den dunkeln Aeſten der hohen Hauslinde verſchwand, da zitterte eine Thräne in ihrem Auge. Görgen hatte ſie noch keinen Kuß verſtattet, aber Karln hätte ſie in dieſem Augenblicke tauſende gegeben, wenn er nur einen verlangt hätte. Sie rang nach Luft, und lief ins Freye. Es war ein herrlicher, Liebe ge-

ben-

bender und Liebe fordernder Abend. Die Sonne ſank eben über die Berge hinunter. Lacht nicht über das liebetrunkene Mädchen! Sie ſah in dieſem majeſtätiſchen Bilde ihren Karl, wie er vorhin mit allen Reizen der Liebe vorüberzog, und nach und nach unter den Linden verſchwand. Die Vögel ſangen ihr Abendlied, und ſie hörte Karls harmoniſche Stimme in der Kirche. Ein kleiner Wind bewegte die Blätter der Bäume, und ſchüttelte ihre Aeſte; ſie ſahs, und erinnerte ſich wie die Zugluft vor Kurzem mit Karls ſchönen Haare ſpielte. Das Abendrothe glich ſeiner feurigen Wange, und der ſchlanke Birnbaum ſeinem Wuchſe. Mit dieſen Bildern erfüllt ſchlenderte ſie das Dorf auf und ab, blickte jeden Soldaten erröthend an, ſuchte ihren Karl und fand ihn nicht. Wo muß er wohl ſeyn? dachte ſie! Wenn er itzt bey einem andern Mädchen ſäſſe? Eben itzt ſeine Arme um ſie ſchlingt, ihr den erſten Kuß raubt, und den andern freywillig empfängt! Weg war das Bild der untergehenden Sonne, ſie hörte nicht mehr den Geſang der Vögel, ſah nicht mehr das Spiel der Winde, ſah nur Karln in den Armen einer andern. Ihr Kopfweh erneu-

neuerte ſich, ihr Herz ſchlug heftig, Thränen traten in ihr noch immer ſuchendes Auge. Sie eilte zurück, und ſah nicht, daß Karl ihr nacheilte.

Karl. Wohin, ſo eilend, ſchönes Mädchen?

Kätchen. (erſchrocken und freudig.) Ich! ich! — —

Karl. Dieſen Morgen bemerkte ich dich in der Kirche. Du verſchwandſt aus meinen Augen, und nun ſuche ich dich im ganzen Dorfe.

Kätchen. (die nur ſah, nur hörte, nur fühlte.) So vieler Mühe bin ich wohl nicht werth!

Karl. O wenn du wüßteſt, wie viel du in meinen Augen werth biſt! du biſt ſchön, wie ein Engel!

Kätchen. (ſich ganz vergeſſend.) O wäre ich nur halb ſo ſchön, wie er!

Karl. Ich habe ſchon viele Mädchen in der Welt geſehen, aber keins, das dir gleicht, keines, das mich auf den erſten Anblick ſo feſſelt.

Kätchen. Ich muß wohl gehen!

Karl. Warum? Ich habe ſo viel mit dir zu reden! Weile nur noch ein wenig!

Kätchen. Ich möchte wohl noch bleiben; aber wanns die Leute ſehen, daß ich mit einem Soldaten ſpreche, ſo komm ich gleich ins Gerede!

Karl. O das iſt traurig! darf ich dich wenigſtens nicht beſuchen?

Kätchen. Ich weis nicht, ob ſichs ſchicken wird!

Karl. Wo wohnt dann dein Vater?

Kätchen. (ſehr beredt.) Mein Vater? dort in dem gelben Hauſe, bey den groſſen Linden. Unter den Linden ſtehen ein paar Bänke, da ſitzt ſich's Abends recht ſchön! Die Linden blühen itzt! Riech er nur! Man riecht ſie bis hieher!

Karl. Nun ſo will ich mitgehen! wir wollen uns dort ein wenig niederſetzen, und miteinander plaudern.

Kätchen. Das geht wohl auch nicht! aber wenn er meinen Vater beſuchen will, der liebt die Soldaten, und ſchwätzt gerne vom Kriege.

Sie hüpfte fort, und ſehr natürlich wars, daß Karl ihr nacheilte. Er machte noch an dem nämlichen Tage mit ihrem Vater Bekanntſchaft, und vertauſchte noch in der nämlichen Woche ſein bequemeres

Quar-

Quartier mit Jakobs Wohnung. Nun ſahen ſich die Liebenden alle Tage. Karl erklärte ſich näher, und Kätchen verſtellte ſich nicht länger. Beyde liebten ſich auſſerordentlich, ihre Seelen harmonirten, ſie dachten, handelten und fühlten gleich.

Wenn Karln nicht der Dienſt verhinderte, ſo half er an der Seite ſeines Kätchens im Felde arbeiten, und obſchon ſeine weiche Hand der Arbeit nicht gewohnt war, ſo gab ihm doch die alles vermögende Liebe Kraft und Stärke, daß er mehr als ein Knecht verrichtete, und Jakob alſo auch einen Taglöhner entbehren konnte. Der redliche Alte fühlte mit ſeinem Weibe dankbar dieſe Hilfe, und ſuchte es Karln ſo viel als möglich in Worten und Werken zu vergelten. Aber ein Kuß von Kätchen vergalts ihm reichlicher als alle Wohlthaten ihrer Eltern.

Schon war der Herbſt halb verfloſſen, die Scheuern gefüllt, als Jakob mit ſeinem Weibe ins benachbarte Dorf zu einer Kirmes geladen wurde. Kätchen ſollte mitgehen; aber ein erdichtetes Kopfweh befreyte ſie von dieſer Luſtbarkeit, die Karl nicht mit ihr theilen konnte.

Arm in Arm ſaſſen ſie Abends im dunkeln Zimmer, verſanken in Liebe, küßten ſich unſchuldig und rein, und machten Plane in die Zukunft, wie ſie ihren Eltern ihre gränzenloſe Liebe entdecken, einander heurathen und ewig glücklich leben wollten. Schon lange hatte das aufmerkſame Auge des Vaters ihre Liebe beobachtet, er wollte ſeiner Sache gewiß ſeyn, und ſchlich ſich von der Kirmeß weg. Unbemerkt trat er in die Stube, unbemerkt hörte er lange ihrem Geſpräche zu.

Jakob. (hervortretend.) Kätche! geh doch einmal zum alten Michel! Er ſoll morgen dreſchen kommen.

Kätchen. Jeſus! Vater! Seyd ihr da! Schon lange? Wo iſt denn die Mutter?

Jakob. Wird ſchon nachkommen! Geh nur geſchwind! Geh!

Kätchen. (gieng zitternd und erſchrocken fort.)

Jakob ſchlug Licht an, ſtellte es auf den Tiſch, und ſetzte ſich dem verwirrten Karl gegenüber.

Jakob. Nun! Hat er mir nichts zu ſagen?

Karl. Lieber Vater — —

Jakob. Nur weiter!

Karl. Ihr habt uns behorcht?

Jakob. Behorcht? Dachte gar! dieſe Stube da iſt mein! Ich bin nicht gewohnt anzuklopfen! Ich gehe gerade zu!

Karl. O zürnt nicht mit eurer Tochter! Laßt ihr's nicht entgelten!

Jakob. Ich bin ein guter Vater! Er iſt nun ſchon ein halb Jahr bey mir im Quartiere, wird nicht ſagen können, daß ich ſie je unſchuldig, je zu hart geſtraft hätte!

Karl. Das weis ich! Aber! — —

Jakob. Er hat etwas aufm Herzen! Pack er nur aus!

Karl. Ihr wißt ja alles!

Jakob. Ich weis nichts, aber erzählen will ich ihm etwas: Mein Vater, Gott hab ihn ſelig! Es war ein kreuzbraver, wackerer Mann! und was er ſagte, das konnte man für's Evangelium nehmen! — — Mein Vater alſo ſagte mir einmal: Jakob, wenn du eine Tochter bekommſt, ſo hüte ſie für allen Männern, vorzüglich aber für Soldaten, die Herren ſind's Zehren auf Regimentskoſten gewohnt, ſie verführen die

Mä=

Mädels wie der Blitz, machen ſie und ihre Eltern unglücklich, fluchen dem jammernden Vater, der winſelnden Mutter die Ohren voll, und ziehen weiter! — — Sag er mir einmal, hat mein Vater nicht die Wahrheit geſagt?

Karl. Nein, lieber Alter, nein!

Jakob. Das Gegentheil wird er mir ſchwer beweiſen.

Karl. Es giebt unter den Soldaten viele ehrliche, redliche Männer, und in jedem andern Stande Schurken und ſchlechte Kerls. Aber ich ſpreche izt nicht für meinen Stand, ich ſpreche für mich. — —

Jakob. Wills gerne anhören!

Karl. Mein Vater iſt ein reicher, wohlhabender Burger in der Reichsſtadt N — —, er ließ mich als ſeinen einzigen Sohn, nicht ſeinem Stande gemäß, ſondern vornehm erziehen. Ich mußte ſtudiren, und ſollte ſeiner Abſicht nach ein groſſer Herr werden. Als ich auf die Univerſität zog, ſtarb meine Mutter, und mit ihr mein ganzes Glück. Mein Vater heurathete, von Liebe geblendet, ein junges, ausſchweifendes Mädchen, die aus eigennützigen Abſichten ſein Herz, ſeine Liebe mir ſtahl. Er berief

mich

mich nach Hauſe, warf mir jeden Pfennig vor, den ich ihn wider meinen Willen gekoſtet hatte. Ich ſchimpfte in der Hitze auf meine Stiefmutter, und er verſtieß mich aus ſeinem Hauſe. Verzweiflung rang in meinem Innerſten, und ich ließ mich bey den Truppen eures Monarchen anwerben. Ich habe auf ſechs Jahr kapitulirt, diene ſchon ins fünfte Jahr treu und ehrlich, bin Unteroffizier geworden, beſitze die Liebe meiner Untergebenen, die Achtung meiner Vorgeſetzten. Ich kam hieher, ſah eure Tochter in der Kirche, liebte ſie von dieſem Augenblicke, werde ſie immer lieben. Macht mich ganz glücklich, gebt mir eure Tochter zum Weibe!

Jakob. Herr, er verlangt viel! Er verlangt mehr, als ich geben kann. Kätche iſt mein einziges Kind, ihrer Mutter Augenapfel und mein Herzblatt. Ich habe mich ihr zu Liebe wacker gewehrt, meine Kräften verſchwendet, mehr, als Menſchen tragen können, gearbeitet, um mich aus mancherley Unglück zu reiſſen, ihr einſt ein väterliches Erbtheil hinterlaſſen zu können. Aber ich habe zu viel unternommen, meine Kräfte ſchwinden, meine Hände ſind er-

ſtarrt,

ſtarrt, ich muß Knechte halten, und doch geht meine Wirthſchaft krebsgängig. Schon drucken mich Schulden, und gehts ſo fort, ſo werde ich bald ausgewirthſchaft haben. Soll ich nun die einzige Hoffnung, den einzigen Troſt meines Alters in ein fremdes Land fortziehen, von allen verlaſſen, mein Gütchen verkauft, mich und mein altes Weib am Bettelſtab ſehen, und nicht einmal überzeugt ſeyn, daß mein Kind wohl verſorgt ſey. — — Herr, er iſt ein ehrlicher Mann, mit ihm kann ich offenherzig reden! Ich machte mir bisher immer Hoffnung, daß meine Tochter einen Mann wählen würde, der mir mit einigen hundert Thalern helfen könnte. Es wäre auch ſchon geſchehen, wenn er nicht dazwiſchen gekommen wäre. Itzt ſteh ich in Gefahr geklagt zu werden, weil ſie einen reichen Bauersſohn, deſſen Schuldner ich bin, verworfen, ſeinetwegen verw[illegible]fen hat.

Karl. Vielleicht kann ich wieder gut machen, was ich verſchuldet habe. Ich will morgen an meinen Vater ſchreiben, ihn dringend um vierhundert Thaler als mein einziges Erbtheil bitten. Ich will meiner Stiefmutter ſchreiben, mich gegen ſie reverſiren,

ſiren, daß ich ihr und ihren Kindern für dieſe Summe mein ganzes Erbrecht abtrete, nie mehr einen Pfennig verlange. Ich hoffe gewiß, daß ich dieß Geld erhalte! Wollt ihr mir dannoch eure Tochter verweigern?

Jakob. Noch! Denn nehm er mirs nicht übel! Er bleibt immer Soldat.

Karl. Auch will ich als ſolcher eure Tochter nicht heurathen, kann ſie, ohne Verluſt meiner Kapitulation, nicht heurathen. Ich will die anderthalb Jahre ruhig ausharren. Euch, ſo gut ich kann, in der Wirthſchaft helfen, wie Jakob um ſeine Rahel dienen, und nicht eher öffentlich um ihre Hand werben, als bis ich dieſen Rock abgelegt habe.

Jakob. Je nun, Herr, wenns ſo iſt, ſo, ſo — — Geb er mir die Hand! Ich habe ihn gerne, mein Weib liebt ihn, mein Mädel iſt gar in ihn vernarrt. Es thut mir weh, daß ich Bedingungen machen muß, aber man muß doch weiter denken! Topp! Such er ſeiner Stiefmutter nur zweyhundert Thaler abzulocken, die drücken mich am meiſten, und dann ſoll er meine Tochter und mit ihr mein Gütchen erhalten. Wenn er fleißig arbeitet, und ihn Gott

für Unglück bewahrt, ſo kann er ſich redlich drauf nähren.

Karl. O lieber Mann, ihr macht mich zum Glücklichſten der Sterblichen. Ich will heute noch ſchreiben! — — O wenn Kätchen kommt, wenn ſie hören wird! — — die Freude! O dieß Vergnügen! — —

Jakob. Still, ſie kommt!

Kätchen. Vater! Michel kann nicht kommen, er iſt krank!

Jakob. Der arme Teufel! Wie gehts denn dir mit deinem Kopfweh?

Kätchen. Etwas beſſer, lieber Vater!

Jakob. Was ſtehſt du denn dort im Winkel? Komm doch näher? Sag mir einmal! — — Du ſiehſt ja aus, als ob du kein gutes Gewiſſen hätteſt!

Kätchen. Vater!

Jakob. Als wenn du Vater und Mutter betrogen!

Kätchen. Ach Gott!

Jakob. Und mit einem Soldaten auf und davon gehen wollteſt!

Kätchen. (weinend.) Das iſt nicht wahr, lieber Vater! Er will ſich vom Soldatenleben losmachen, will bey euch bleiben, euch fleißig arbeiten helfen.

Jakob. Wer denn? Wer?

Karl. Quält das gute Kind nicht ſo! Kätchen, wir werden glücklich ſeyn! dein Vater billigt unſre Liebe! — — —

Kätchen. Ach guter Gott! lieber, goldner, Herzensvater! Iſts wahr? Kann ich mich freuen?

Jakob. Nun! Nun! ganz gewiß iſts noch nicht, aber mit Gottes Hilfe ſolls, glaub ich, ſchon gehen!

Kätchen. Ach groſſer Gott! Ach Vater! Ach! Ich weis nicht, was ich für Freuden ſagen ſoll! Tauſend! tauſend Dank! O lieber Karl, ich dein! ewig dein! O mein armes Herz! lieber Vater! Ich kanns euch nicht vergelten! Komm Karl! laß uns ihm danken!

Beyde Liebende ſanken nun zu den Füſſen des alten Mannes. Er ſah die Freude in ihrem Geſichte glänzen, hörte ihr Stammeln, und ward gerührt! Gott ſegne euch, ſagte er, und groſſe Tropfen rollten über ſeine Wangen, er hat euch für einander geſchaffen, er wird auch für euch ſorgen! — — Steht auf, Kinder, ihr macht mich zu weich. Ich will wieder zurück, wills meiner Alten erzählen, daß ich

ein

ein Paar verlobt habe. Ich ſteh euch davor! Sie hat nichts dawider!

Er gieng, noch immer begleitet von Dank und Segenswünſchen der Liebenden. An der Thüre blieb er ſtehen. Herr Korporal, ſagte er lächelnd, ich laß ihn mit meiner Tochter allein! Ich ſetze groſſes Vertrauen in ihn! das ich nie mißbrauchen werde, erwiederte dieſer.

Nun waren die Liebenden allein! Einige Stunden verflogen, ganz dem Entzücken, ganz der Empfindung des nahen Glücks gewidmet. Endlich ſchrieb Karl an ſeinen Vater, an ſeine Stiefmutter, und trug am folgenden Morgen den Brief ſelbſt auf die Poſt. Die ganze Familie lebte in Erwartung einer guten Antwort ruhig und zufrieden. Jakob vertröſtete bis dahin ſeinen dringendſten Gläubiger, und verſprach ihm in ſechs Wochen ſichere Bezahlung.

Eh dieſe noch verfloſſen waren, kam Ordre, daß die Eskadron, bey welcher Karl ſtand, ſich zum Stabe nach der Hauptſtadt des Landes ziehen ſollte. Karl trauerte und ſein Mädchen weinte Tag und Nacht. Er bat um Urlaub, aber es wurde

ihm

ihm verweigert! Die Stunde des Abſchieds rückte heran. Kätchen ſtand weinend vor ihm, und die alten Eltern ſaſſen traurig im Winkel!

Jakob. Iſt mirs doch, als ob mein Sohn fortreiſte!

Anna. Wir waren ſeiner ſchon ſo gewohnt!

Jakob. Freylich! Nun ſchreib er nur oft! das Jahr wird ja auch vergehen! Sey ſtille, Kätche, denk an die Zeit des Wiederſehens!

Kätchen. Ach es iſt nur gar zu lange! wer weis, ob ich ihn wieder ſehe!

Jakob. Das wolle Gott nicht! Wie geſagt! ſchreib er nur oft!

Karl. Das werde ich gewiß thun! Und wenn ich Geld von meinem Vater erhalte, ſo will ichs gleich ſchicken. Aber, lieber Vater, laßt mich itzt das Schlimmſte denken, wenn nun mein Vater ſein Ohr für meinem Flehen verſtopfte, wenn ich nun kein Geld erhielte — —

Jakob. Da ſtünd's übel mit uns! —

Kätchen. Da ſollte ich vielleicht gar meinen Karl vergeſſen, verlaſſen! Nein, Vater, das könnt ihr nicht verlangen!

Jakob. Werd's auch nie verlangen! —— dann wird uns Gott auf eine andere Art helfen!

Karl ſchied! Kätchen war troſtlos, und ihre Eltern konnten ſie nur weinend tröſten. Nur dann herrſchte Freude im Kreiſe der Familie, wenn ein Brief von Karln ankam, wenn er ſchrieb, daß er ſich Tag und Nacht nach ſeinem Mädchen ſehne, Tag und Nacht an ſie denke, ſie nie vergeſſen werde! Bald wurde auch dieſe ſeltne Freude in doppelten Kummer verwandelt. Karl ſchrieb, daß er von ſeinem Vater eine äußerſt harte Antwort erhalten, ſich von dieſer Seite keine Hoffnung auf Geld machen könne. Er habe nun an eine alte Muhme geſchrieben und glaube bey dieſer eher ſeinen Zweck zu erreichen!

Der ehrliche Jakob ſuchte überall Hilfe, aber er fand keine, und ſah ſich bald hernach vor Gerichte angeklagt. Seine übrigen Gläubiger erwachten auch, und alle Forderung belief ſich auf vierhundert Thaler. Zahlen konnte er nun noch weniger als vorher, ſein Gütchen wurde daher öffentlich feilgeboten.

Wenn

Wenn du mir deine Tochter giebſt, ſagte Görge oft zu ihm; ſo will ich dich retten; aber Jakob ſchlug dieß Anerbieten trotzig aus, und wollte lieber auf ſeine alten Tage ein Bettler werden, als ſeine Tochter an einen hartherzigen Schurken verheurathen, der helfen konnte, und nur aus ſo eigennützigen Abſichten helfen wollte.

Karl wurde durch Kätchen von allem benachrichtigt. Er rang, wie ihr Vater nach Hilfe, und ſchickte unterdeſſen Hoffnung und leeren Troſt.

Schon war der letzte Tag der künftigen Woche zur dritten und lezten Lizitation von Jakobs Gute beſtimmt, ſchon drängten ſich Käufer mancher Art hinzu, unterſuchten das Haus, viſitirten den Boden, und ſprachen laut von dieſer und jener Veränderung, die ſie vornehmen wollten. Jakob ſah dieſes alles, hörte ſein armes Weib jammern, und ſagte im Zorne zu Kätchen: Du biſt die Urſache unſers ganzen Unglücks, hätteſt du Görgen geheurathet, ſo würde ich nicht aus meinem Hauſe gejagt, müßte nicht auf meine alten Tage zum Bettler werden. Ich will dir's nicht vorwerfen, aber es wird dir

ſchwer werden, dies alles bey Gott zu verantworten!

Kätchen fühlte dieſen Vorwurf in ſeiner ganzen Stärke, und beſchloß in dieſem Augenblicke ſich vor ihre Eltern aufzuopfern. Aber vorher wollte ſie Karln noch einmal ſehen, Rettung, Hilfe von ihm fordern, und wenn er ſie nicht geben könnte, auf ewig von ihm ſcheiden.

Sie reiſte am andern Morgen mit Einwilligung ihrer Eltern ab, und kam am dritten Tage ſchon nach der Hauptſtadt. Ein Zufall ließ ſie ihren Karl auf der Gaſſe begegnen. Er nahm ſie in ſeine Arme, und ließ ihr in einem abgelegenen Wirthshauſe ein Zimmer öffnen.

Karl. Was bringſt du mir, liebes, trautes Mädchen.

Kätchen. (weinend an ſeinem Halſe, in ſeinen Armen liegend.) O lieber Karl! — — Ich vermags nicht zu ſagen! — — Künftige Woche wird meines Vaters Gut verkauft! Haſt du keine Hilfe?

Karl. O Gott!

Kätchen. Hat dir deine alte Muhme nicht geantwortet?

Karl. Leider ja! Sie möchte gerne helfen, aber ſie vermags nicht.

Kätchen. So ſteh uns Gott bey! So muß ich — — —

Karl. Was mußt du?

Kätchen. (ihr Geſicht verbergend.) dich laſſen, Görgen heurathen!

Karl. Du? Kätchen! Du? Mir untreu werden!

Kätchen. Soll ich meine Eltern aus ihrem Hauſe gejagt, verſtoſſen ſehen! Soll ich ſehen, wie ſie betteln gehen, und ihr ſchwarzes Brod mit Thränen eſſen! Soll ich ihre bittern Vorwürfe hören, und nicht antworten können!

Karl. O Kätchen! du machſt mich unglücklich!

Kätchen. Das weis ich! Aber bin ich nicht noch unglücklicher als du?

Karl raßte, wüthete, ſann nach Hilfe, endlich fiel ihm ein Gedanke zur möglichen Rettung ein. Warte hier ein wenig, ſagte er zu Kätchen, ich will noch einen Verſuch wagen. Geſtern Abends traf ich einen Kaufmann aus meiner Vaterſtadt hier an, er freute ſich außerordentlich, mich zu ſehen, nahm mich mit in ſein Logis, und traktirte

mich herrlich. Ich will mit ihm reden, vielleicht ſtreckt er mir die Summe auf mein Erbtheil vor, da er meinen Vater kennt, und ſicher iſt, nichts dabey zu verlieren. Karl gieng und Kätchens Herz ſchlug mit Hoffnung erfüllt.

Der Kaufmann hörte Karls Bitte, bezeigte ſein Mitleid und bedauerte von Herzen, daß er nicht ſo viel Geld bey ſich habe, auch dieſe Summe auf ſo lange und ungewiſſe Zeit nicht entbehren könnte.

Nun war er ganz hoffnungslos! Keine Rettung! Keine Hilfe! Er wankte fort, und ſehr wahrſcheinlich beſchloß er auf dieſem Gange die nachfolgende ſchwarze That. Der Gedanke, das liebe, gute und eben durch ihren Entſchluß noch mehr verherrlichte Mädchen auf ewig zu verlieren, war ihm unerträglich, ſie zu beſitzen, nie zu verlaſſen, der einzige Gedanke, der ſich ſeines Herzens ganz bemächtigte, der ſich ganz an ſeine Seele kettete, und jede Vorſtellung der Vernunft unterdrückte. Mit dieſem Entſchluß bewaffnet trat er auf ſeines Mädchens Zimmer. Noch wußte er vielleicht nicht, wie er die That beginnen, wie er ſie ausführen ſollte, aber ſchon

nahm er ſie als möglich zur Ausführung an. Sey gutes Muths, ſagte er zu Kätchen, der Kaufmann hat mich um 11 Uhr wieder beſtellt, und, wenns ihm ein hieſiger Wechsler kreditirt, ſo will er mir die Summe vorſtrecken. Kätchens Freude war ohne Gränzen, ſie hüpfte, lachte, ſcherzte und zankte mit ihrem Karl, der ſich nicht mit ihr freuen wollte. Er ließ Wein bringen, trank viel, und ward endlich auch munter und fröhlich!

Die Stunde ſchlug! du mußt gehen, ſagte Kätchen! Ja, ich muß! erwiederte er, drückte ſie oft an ſein klopfendes Herz und gieng endlich raſch fort. Wie ein Dieb, denn ein Dieb wollte Karl itzt werden, ſchlich er ſich durch die offne Thüre des Wirthshauſes, in welchem der Kaufmann wohnte. Er wußte, daß die Fenſter ſeines Zimmers in den dabey befindlichen Garten giengen, er verſteckte ſich alſo unter den Bäumen deſſelben, und lauerte. In dieſe Fenſter hinaufzuſteigen, war leicht, denn man reparirte eben das Dach, und eine groſſe Leiter lag nahe dabey, aber noch brannte das Licht, und er mußte zwey angſtvolle Stunden harren. Wie ſchon alles

 im

im Hauſe ſchlief, der Kaufmann ſchon lange ſein Licht ausgelöſcht hatte, rückte er die Leiter näher, und ſtieg mit entblößtem Säbel hinauf. Es war eine der wärmſten Sommernächte und die Fenſter ſtanden offen. Von Verzweiflung beſeelt ſtieg er ins Zimmer, hörte den Kaufmann ſchnarchen, und ergrief blos deſſen Beinkleider, weil er wußte, und ſchon geſtern und ehegeſtern geſehen hatte, daß in dieſen ein Beutel mit Gold ſtak. Glücklich und ungeſehen ſtieg er wieder hinab, fand den Beutel, warf die Beinkleider in einen nahen Strauch, kam durch eine Gartenthüre, welche man von innen öffnen konnte, glücklich auf die Gaſſe, und von da eben ſo glücklich zu ſeinem Mädchen. Der Tag fieng ſchon an zu grauen, als er zu ſeiner Geliebten ins Zimmer trat. Da, ſagte er, und wiſchte ſich den Angſtſchweis von der Stirne, nimm, eile deine Eltern zu tröſten und zu retten. In einer halben Stunde wird man das Thor öffnen, der Morgen iſt ſchön, die Tage heiß, du wirſt alſo am beſten thun, wenn du gleich fortgehſt. Kätchen empfieng den Beutel mit Freudenthränen, drückte ihren Karl mit Inbrunſt an ihr Herz, dankte und frohlockte.

Kät=

Kätchen. Du haſt mich lange warten laſſen!

Karl. Der Kaufmann kam erſt vor einer halben Stunde nach Hauſe. — Aber wollteſt du nicht lieber gehen, ich muß ohnehin in mein Quartier zurück, und kann dich den ganzen Tag nicht mehr ſehen.

Kätchen. So bald nur einer im Hauſe munter iſt, ſo will ich zahlen, und in Gottes Namen fortgehen.

Karl. Ich habe geſtern, wie ich fortgieng, ſchon gezahlt.

Kätchen. Du willſt mich alſo mit Gewalt fortjagen.

Karl. Das nicht, liebes Kätchen! Aber ich fühle deiner Eltern Kummer, und möchte ſie gerne beruhiget wiſſen.

Kätchen. Haſt recht! O wie werden ſich die guten Alten freuen. So lebe denn wohl, lieber Karl! Unſer Schulmeiſter ſoll dir gleich ihren Dank ſchreiben.

Karl. Nein, liebes Kätchen, ſchreibe mir nicht, denn ich muß Morgen auf Kommando reiten, und dann habe ich Hoffnung auf einige Wochen Urlaub zu erhalten.

Kätchen freute ſich über dieſe Nachricht eben ſo ſehr, wie über das erhaltene Geld, ſprach von Verlobung, und eilte endlich auf Karls neue Bitte fort.

Karl blieb an der Ecke traurig ſtehen, ſah ſeinem Mädchen nach, und weinte Thränen des bitterſten Kummers um ſie. Wie auch ihr Schatten verſchwand, ſo ſchlich er langſam nach ſeinem Quartiere zurück. Der Verluſt ſeiner Ehre, Reue über ſeine begangene That mußte ihn foltern, denn die hereintretende Wache fand ihn angezogen, und weinend in einem Winkel ſitzen.

Der Kaufmann wollte früh um vier Uhr abreiſen, er fand ſeine Beinkleider, ſein Geld nicht, und machte Lärm. Bey näherer Unterſuchung fand man auf ſeinem Fenſter einen Säbel, den Karl in der Betäubung zog, und dort liegen ließ. Man erkannte ſolchen ſogleich für den Säbel eines Dragoners. Noch mehr! Es wurde im Hauſe gebaut. Unter des Kaufmanns Fenſter war Kalch angemacht worden, und man ſah Stiefeltritte ſehr deutlich darinne. Der Vorfall wurde dem Kommendanten gemeldet, und dieſer ließ ſogleich viſitiren. Die Reihe traf auch Karln. Man fragte

nach

nach ſeinem Säbel. Er hatte ihn nicht. Man beſah ſeine Stiefel, und ſie waren mit Kalch beſudelt. Karl wurde alſo ganz natürlich für den Dieb gehalten, und, eh ſein Mädchen noch eine Stunde von der Stadt entfernt war, ſaß er ſchon im Gefängniſſe. Eine geheime Ahndung mußte ihm dieß vorher geſagt haben, weil er auf ihre Abreiſe ſo ſehr drang.

Im erſten Verhör geſtand er die That, aber kein Verſprechen, keine Drohung konnte ihn bewegen, zu geſtehen, wohin er das geſtohlne Geld gegeben oder verſteckt habe? Die That reute mich, ſagte er immer und ich warfs mit den Beinkleidern in den Strauch.

Das Kriegsrecht wurde verſammelt, und es verurtheilte ihn zum Strange. Der Hofkriegsrath beſtättigte dies Urtheil, und nach vier Wochen wurde Karl zum Tode verurtheilt.

Am letzten Tage ſeines Lebens ſchrieb er an ſeinen Vater, bat ihn rührend und dringend, beſchwor ihn bey Gottes letztem Gerichte, bey dem Blute des Welterlöſers ſeine That wieder gut zu machen, und dem Kaufmann das geſtohlne Geld zu erſetzen.

Den

Den andern Tag gieng er ſtandhaft zum Tode. Noch auf dem Richtplatze bat ihn der Major, ſein Verbrechen zu vermindern, und da er in den paar Stunden nach vollbrachter That das Geld unmöglich hätte verſchwenden können, doch zu geſtehen: wohin er ſolches gethan habe? Herr Major, ſagte Karl, ſie ſind hier, meinen Tod vollſtreken zu laſſen. Erſchweren ſie mir ſolchen nicht durch eine Frage, die ich unmöglich beantworten kann. Gott, vor deſſen Richterſtuhl ich itzt erſcheine, weis es, und wird mich nach ſeiner Barmherzigkeit richten! Der Henker übernahm ihn, und nach einigen Minuten hatte er ausgelitten.

Ehe hier noch die ſchreckliche Szene ſich endigte, lebte ſchon Kätchen in Kummer und Sorgen. Sie war glücklich nach Hauſe gekommen, hatte Freude und Ruhe der unglücklichen Familie mitgebracht. In dem Beutel waren 102 Louis d'ors. Jakob zahlte damit ſeine Schulden, ihm blieb noch etwas zum Ankauf einiger Kühe übrig. Ruhig und zufrieden ſaſſen die Alten in ihrem ſchuldenfreyen Hauſe, ſprachen ſtets von ihrem Wohlthäter, ſchloſſen ihn dankbar in ihr Gebet ein, und harrten ſehnlich mit Kätchen auf ſeine Ankunft.

Karl ſchrieb nicht, Karl kam nicht! Eine unbeſchreibliche, nie gefühlte Unruhe erfüllte Kätchens Herz. Ich muß zu ihm, ich muß ihn ſehen. Vielleicht iſt er krank, vielleicht gar todt, ſagte ſie, und ließ ſich durch keine Vorſtellnng ihrer Eltern abhalten, das zweytemal den Weg nach der Stadt anzutreten. Sie kam eben bey den Thoren derſelben an, als man ihren Geliebten vom Pfahle nahm, und, weil die Sonne untergieng, beerdigen wollte. Viele Neugierige umgaben das Grab, welches an der Straſſe lag, Kätchen miſchte ſich, unwiſſend, was hier vorgieng, darunter. So entſtellt auch Karls Züge waren, ſo erkannte ſie ihn doch. Ihrem Auge nicht trauend, an der ſchrecklichen Wahrheit zweifelnd, fragte ſie! Man nannte ſeinen Namen, und nun folgte eine Szene, die ich nicht zu beſchreiben vermag. Wäre ichs fähig, fände meine Einbildungskraft Worte, den Schmerz des armen Mädchens auszudrücken, ſo würde die Menſchheit ſchaudern, und dem gefühlvollen Leſer meine Geſchichte bebend entſinken.

Eine alte Dame, die von einem Spaziergange zurück kam, fand die Leidende, verlaſſen von allen, die ſie anfangs umgaben, an der Straſſe liegen. Mitleidig trat ſie hinzu, und hielte ſie für krank, denn Kätchens Auge ſtarrte nach dem Pfahle, und ihre Hände wühlten im Staube. Ihr ängſtliches Jammern, ihr klägliches Wimmern rührte die ehrwürdige Alte, ſie ließ ſie durch ihre Bediente nach dem Landhauſe bringen, und befahl, die ganze Nacht bey ihr zu wachen. Am Morgen beſuchte ſie Kätchen, und fand ſie im Stande, ihr die ganze ſchreckliche Geſchichte zu erzählen. Bald hernach fragte die Aermſte nach Karls Verbrechen, man entdeckte ihr ſolches, und neuer Jammer, neues Leiden, bemächtigte ſich ihrer Seele. Ich bin ſeine Mörderin, ſchrie ſie unaufhörlich! Auf ihr ſehnliches Verlangen führte man ſie zu Karls Richter, zum Auditeur des Regiments! Der gute Mann erſchrack, als er von Kätchen alles vernahm. Er ſchlug das Verhörprotokoll nach, und fand nicht die geringſte Spur davon. Er fragte alle, die in ſeiner Gefangenſchaft um ihn waren, und alle ſagten aus, daß er nie Kätchens Namen

aus-

ausgeſprochen, aber eine Stunde vor ſeinem Tode den Fourier gebeten hätte: Er möchte dem Bauer Jakob, bey dem er in Quartier wäre, ſchreiben, daß er plötzlich auf Werbung ſey geſchickt worden, und unter einem Jahre nicht wieder kommen würde.

Sehr wahrſcheinlich glaubte der Unglückliche, daß man, wenn er geſtünde, daß er Kätchen das Geld gegeben, ſie als eine Mitſchuldige arretiren, und auf dieſe Art wenigſtens auf ewig beſchimpfen würde. Deswegen ſchwieg er, deswegen ſuchte er auch ſein Mädchen noch in der Stunde des Todes von dem Orte ſeines Verbrechens zu entfernen, und ſtarb mit dem Bewußtſeyn, daß er ſie glücklich gemacht habe.

Kätchen konnte ſich nicht von dem Grabe ihres Karls trennen. Zwey Tage ſaß ſie an der Richtſtätte und weinte unaufhörlich. Die Offiziers ſeines Regiments erbarmten ſich über die Unglückliche, und ließen ſie auf ihre Koſten zu ihrem Vater führen.

Schrecklich war auch ſein Zuſtand, als er alles erfuhr. Er weinte bitterlich, und die alte Mutter war nicht zu tröſten.

Seine

Seine Seele, ſagte der Alte endlich, ſoll nicht länger leiden, ich will erſtatten, was er für mich ſtahl, für mich mit ſeinem Leben bezahlte! Den andern Tag bot er ſein Gütchen feil, und weil er dringend war, baares Geld verlangte, ſo erhielt er für ein Gut, auf welches man ſchon vierhundert Thaler geborgt hatte, nur dreyhundert fünfzig! Seine andern Geräthſchaften, ſeine und ſeiner Frauen Kleider verkaufte er ebenfalls. Es war rührend zu ſehen; wie hier der alte Vater einen alten Familienkrug feilbote, und dort Kätchen weinend Pfänder ihrer Liebe, allerhand ſchöne Bänder an die Mädchens des Dorfs verhandelte. Auf dieſe Art brachte die Familie 450 Thaler zuſammen.

In einem leinenen Küttel gehüllt, ſein Weib, ſein krankes Kind am Arme führend, zog er aus ſeinem väterlichen Hauſe nach einer elenden kleinen Hütte, die am Ende des Dorfs ſtund, und dem Hirten zur Wohnung diente, deſſen Amt er übernahm. Kurz darauf trug er das Geld in die Stadt zum Stabsauditeur, und bat ihn es dem Kaufmann zu ſchicken. Im Rückwege weilte er bey Karls Grabe, und erzählte ihm

wei-

weinend: was er alles gethan habe, um ſeine Seele zu verſöhnen? Der Kaufmann ſchrieb zurück, daß er das noch Fehlende der armen Familie ſchenke. Der Auditeur ließ den alten Jakob davon benachrichtigen, aber Kätchen nahm dies Geſchenk nicht an. Ich muß erſtatten, ſonſt kann er nicht ruhig ſchlafen, ſagte ſie, wenn mir Gott beyſteht, ſo will ichs ſchon zuſammbringen. Sie arbeitete um Lohn, aß nichts als ſchwarzes Brod, trug die elendeſten, ſchlechteſten Kleider, und gieng auch in der härteſten Kälte baarfuß. Auf dieſe Art brachte ſie in einem Jahre zwanzig Thaler zuſammen, aber bald grief das innere Leiden ihrer Seele weiter um ſich, es bemächtigte ſich ihrer Sinne, ſie konnte nicht mehr arbeiten, und war oft Monate lang närriſch. Sie litte in dieſem Zuſtande nicht das geringſte Glänzende an ſich, ſie behieng ihre Kleidung mit ſchwarzen Lappen, und ihre einzige Beſchäftigung war, hinter der Hütte mit ihren Händen eine Höhle in Form eines Grabes auszuſcharren. Wenn ſie wieder zu ſich kam, ſo bettelte ſie die vorüber Reiſenden um eine Gabe an, und keiner gieng vorüber, der nicht dem leidenden

Mäd-

Mädchen etwas zuwarf. Dies legte ſie jedesmal zu dem Erſparten, und zählte fleißig, was ſie hatte. Noch fehlten ihr zehn Thaler, als der Reiswagen der menſchenfreundlichen Gräfinn L—— bey ihrer Hütte vorüber rollte. Scharf wehte der Nordwind über die tief mit Schnee befleckten Fluren! Grimmige, von Menſchenaltern nicht erfahrne Kälte herrſchte in der öden Natur, und Kätchen vermochts kaum ihre erſtarrte Hand gegen den Wagen auszuſtrecken. Mit ſchlechten, elenden Lumpen bedeckt, baarfuß und blos ſtand das arme Mädchen da. Halt, ſchrie die Menſchenfreundinn und der Wagen ſtand! Gott erbarme ſich deiner, armes Mädchen, ſagte ſie, wenn du kein Brod, deinen Hunger zu ſtillen, kein Holz haſt, dich für Kälte zu ſchützen, ſo nimm dies, und labe dich! Sie gab ihr ſechs Dukaten und fuhr weiter. Lachend und froh trat Kätchen in die Hütte. Zählt, Vater, zählt, ſagte ſie, obs hinreicht, meines Karls Schuld vollends zu tilgen?

Jakob. Noch mehr als dies! Es bleibt noch etwas für dich auf ein Gewand übrig!

Kätchen. Für euch, Vater! für euch, Mutter! Ich brauche nichts mehr! will zu meinem Karl eilen, und's ihm erzählen, daß ich für ihn gezahlt habe.

Schnell flog ſie fort, und über den gefrohrnen Schnee dem nahen Teiche zu. Jakob eilte ihr nach, aber vor ſeinen Augen ſtürzte ſie ſich in ein Loch, das die Fiſcher aufgehauen hatten, und verſchwand unter dem Eiſe.

Ich will aufhören, den Jammer dieſer unglücklichen Familie zu beſchreiben. Die alte Mutter folgte ihrer Tochter in drey Tagen, und nach zwey Monaten trug man auch den armen Jakob zu Grabe.

Im Frühjahre fand man erſt Kätchens Körper, und begrub ſie an der Ecke des Kirchhofs. Ein Hollunderbaum beſchattet es, und wenn der grauſame Habicht der girrenden Taube ihren Gatten raubt, ſo trauert die Wittwe auf ſeinen Aeſten.

O Liebe! Groß ſind die Freuden, die du den armen Erdenſöhnen gewährſt! Herrlich dein reiner Genuß! Schön dein Lohn! Aber wenn ich alle Schlachtopfer zählen wollte, die du opferteſt, die für dich bluteten,

ſeſen, ſo würde der Menſchenfreund dir gram werden, und in einer Einöde ſich vor deinen Reizen zu verſtecken ſuchen.

Antonio und Gianetta.

Nach dem Tode des alten Bruſciati ſtritt die in zwey Linien getheilte Familie Muſſati um ſein groſſes Vermögen. Ein zwölfjähri- ger Prozeß erbitterte die Häupter Guido und Genaro ſo gegen einander, daß ſie ſich, ob ſie gleich Blutsfreunde waren, als Todsfeinde haßten. Die Weiber folgten dem Beyſpiele ihrer Männer, beſuchten einander nie, und vermieden ſogar alle Zuſammenkunft in Geſellſchaften. Genaro hatte einen Sohn, Guido eine Tochter, aber auch dieſen zwey Unſchuldigen wars nie vergönnt, miteinander zu ſpielen.

Nach langem Kampfe entſchieden endlich die Richter für Genaro, er wurde Beſitzer der Bruſciatiſchen Güter, ſein Haus bald eines der angeſehnſten in Mantua, Guido hingegen äußerſt arm und dürftig.

Die

Die Unkoſten des Prozeſſes hatten ſein kleines Vermögen ganz aufgezehrt, er wußte nicht, wie er in Zukunft ſeinem Stande gemäß leben, noch weniger, wie er ſein Weib ernähren, ſeine ſechsjährige Tochter erziehen ſollte. Vielleicht hätte ihm Genaro von ſeinem Ueberfluße etwas mitgetheilt, wenn er den Stolzen gebeten, ihm ſein Unglück vorgeſtellt hätte! Aber eh ich dies thue, ſagte Guido oft, eh bettle ich von Haus zu Haus, und gehe nur die Pforte ſeines Pallaſtes vorüber. Seine kleine Gianetta verurſachte ihm oft den größten Kummer. Was kann, was wird einſt aus ihr werden? Arm und elend wird ſie, wenn ich modere, herumirren, entweder durch niedre Arbeit ihren Stand entehren, oder gar betteln müſſen! So klagte er immer, und auch einſt in Gegenwart der Aebtiſſinn eines reichen Kloſters! Ich will mich, ſagte dieſe, ihrer Tochter annehmen, und wenigſtens für ihre Erziehung ſorgen! fühlt ſie dann Beruf in unſerm Kloſter zu bleiben, ſo werden wir's uns zur Ehre rechnen, ein Fräulein vom ſo guten Geſchlechte ſtets in unſrer Mitte zu haben. Guido dankte der würdigen Frau mit Freu-

denthränen, er führte den andern Tag ſei-
ne Gianetta ins Kloſter, und bat die Aeb-
tiſſinn dringend, ihr's ja bey jeder Gele-
genheit begreiflich zu machen, daß die Welt
für ſie verlohren, und der Schleyer ihr
größtes Glück ſey. Die Aebtiſſinn verſprachs
und hielt's treulich. Kummer und Gram
nagten an Guidos Herzen, nach einem
Jahre gieng ſeine trauernde Wittwe hinter
ſeiner Leiche. Dieſe lebte nachher ſehr ein-
gezogen, und durfte wenigſtens, unterſtüzt
von ihren Anverwandten, nicht für den täg-
lichen Unterhalt ſorgen. Oft beſuchte ſie
ihre Tochter, und wiederholte ihr allemal
die Worte ihres Vaters. Ungeacht aller
dieſer Vorſorge äußerte Gianetta doch oft
den Wunſch, in der Welt leben zu können.
Dieſer Wunſch wuchs mit ihr, und verdop-
pelte ſich, als ſie das fünfzehnte Jahr ih-
res Alters erreichte. Nur auf das ernſt-
liche, und dringende Bitten der Mutter mel-
dete ſie ſich bey der Aebtiſſinn als Kandi-
datinn, und erhielt noch im nämlichen Jah-
re die Gewährung ihrer Bitte.

Die Freude der Mutter war eben ſo
groß als Gianettens Kummer! Sie wünſchte,
verlangte, begehrte, war aber zu unſchuldig,

um

um ſichs ſelbſt ſagen zu können, was ſie wünſchen, verlangen und begehren ſollte.

In Italien, und, wo ich nicht irre, auch in vielen andern Ländern iſt's Sitte, daß die im Kloſter erzognen Mädchen, eh ſie den Schleyer nehmen, auf einige Wochen zu ihren Eltern oder Freunden zurückkehren, dort werden ſie als eine geiſtliche Braut bewillkommt, und wenn eine Familie ein ſolches Opfer des Fanatismußes ſchlachtet, ſo beſtrebt ſich alles ihr die wenigen Wochen, die ſie außer dem Kloſter zu leben hat, recht angenehm zu machen. Man putzt und ſchmückt ſie, man ſtellt ihr zu Ehren Feſtins an, führt ſie auf Bälle, ins Theater und in alle Geſellſchaften.

Die Abſicht dieſer Ceremonie iſt rein und gut! das Mädchen ſoll ihren Beruf prüfen, ſoll ſelbſt ſehen, ſelbſt urtheilen: ob ſie entfernt von allen dieſen Vergnügen, von aller dieſer Freude in der einſamen Zelle ruhig und zufrieden leben kann? Da aber unter hundert adelichen Mädchen kaum zehne den Schleyer aus Neigung wählen, und die andern neunzig wegen Armuth oder andern Familienverhältniſſen ins Kloſter

 wan=

wandern müſſen, ſo iſts grauſam, barbariſch, daß man dieſen armen, unſers ganzen Mitleids würdigen Geſchöpfen alle Freuden, welche die Freyheit nur immer gewährt, kennen lernt, Leidenſchaften mancher Art in ihnen erregt, und ſie dann auf ewig ins Kloſter einſperrt. Dieſer ſchreckliche Gebrauch iſt die Quelle der Verzweiflung, des Selbſtmordes! (*)

Gianetta wurde, dieſem Gebrauche gemäß, in die Wohnung ihrer Mutter geſchickt! da dieſe nicht ein prächtiges Brautkleid zu kaufen vermochte, ſo fanden ſich

andäch-

(*) Beherrſcher der Erde! wenn ihr nicht dem erhabnen Beyſpiele des weiſen Josephs folgen wollt, ſo verbietet, unterſagt wenigſtens dieſen Misbrauch, ſonſt treffen euch die Flüche der Verzweifelnden, und der Verlaßnen Thränen klagen euch bey Gott an; da itzt in Josephs Ländern tauſend Erlöſte Segen über den Erretter herabflehen, und ihrem Schöpfer inbrünſtig danken, daß er ſeinem Volke einen Geſalbten ſandte, welcher der Menſchheit Feſſeln zerriß, und die Pforte des Aberglaubens ſprengte.

andächtige Anverwandten, die ſie in weiſſen Stoff mit Silber kleideten, und ſie durch ſechs Wochen zur Schau herumführten. Das gute Mädchen beſaß eine gefühlvolle, nicht zur Nonne geſchaffne Seele, ſie trank die Freuden, welche man ihr genieſſen ließ mit vollen Zügen in ſich, und vermochte ſich kaum zu faſſen, als ſie hörte, daß ſie nun zurückkehren, dies ſchöne Kleid ablegen, und mit einer Kutte vertauſchen ſollte.

Schon neigte ſich der letzte Tag zu Ende, ſchon waren alle Anverwandte, der ganze übrige Adel zum morgenden Feſte nach dem Kloſter geladen, als ſie mit ihrer Mutter herumfuhr und Abſchiedsviſitten machte. Beym Marquis Viſconti traf die Unglückliche ihren Vetter, den jungen Antonio, der nunmehr das männliche Alter erreicht, eben ſo ſchön, ſo reizend wie Gianetta war. Er fühlte oft geheimes Mitleiden mit der armen, unglücklichen Familie, da er aber ſeines Vaters Haß kannte, noch nicht eignes Vermögen beſaß, ſo ſchwieg er, und ſchickte nur dann und wann durch unbekannte Hand der armen Mutter die Hälfte ſeines Taſchengeldes. Sein Herz litt, als er von Fremden hörte, daß ſeine

Muh=

Muhme, die er noch nie geſehen, nie geſprochen, Abſchied von der Welt nähme, und fühlte Drang und Sturm, wenn man ihre beſondere Schönheit rühmte, die herrlichen Eigenſchaften des Mädchens hererzählte. Um ihr die kleinſte Kränkung, jede Verlegenheit zu erſparen, vermied er aus ächter Großmuth alle Häuſer, in denen er ſie zu finden, alle Luſtbarkeiten, bey denen er ſie gegenwärtig glaubte. Sein Vorſatz gelang ihm trefflich, da aber eben der Marquis Viſconti ſeinen Geburtstag feyerte, ſo konnte er nicht umhin an ſeines Vatersſtatt, den das Podagra im Bette feſſelte, Viſite zu machen, und dort in Geſellſchaft zu bleiben.

Wie Gianetta herein trat, ſo erkannte ſie Antonio gleich. Die Frau des Hauſes bot ihr als geiſtlichen Braut den erſten Platz auf der Sopha, führte ihr alle anweſende junge Herren auf, da ſie aber das Verhältniß beyder Familien kannte, ſo gieng ſie Antonien mit Fleiß vorbey, und dieſer genoß die ungeſtörte Freude, ſeine ſchöne Muhme unerkannt bewundern zu können. Ihre reizende Geſtalt, ihr ſchmachtendes Auge, ihre freundliche, zuvorkommende

Miene feſſelten ihn, als er aber deutlich inneres Leiden in ihrem Geſichte las, als er ſah, wie Thränen in ihre Augen traten, wie ſie ſich ſolche heimlich wegzuwiſchen, wegzulächeln bemühte, ſo drang Mitleid in ſein Herz, er wünſchte ihr zu helfen, ſie zu retten. Die emſige Geſellſchafterinn des Mitleids, die Liebe erwachte mit Rieſenſtärke, und ſtürmte gewaltig in ſeiner Bruſt. Um ſie näher zu beobachten, um ſich ganz an ihrem göttlichen Bilde zu ſättigen, trat er, auf alles vergeſſend, an ihren Tiſch. Gianetta blickte ihn an, ihr Auge weilte auf ſeinem Geſichte, ſie ſchien alles, was in ſeiner Seele vorgieng, darinne zu leſen, und die Theilnehmung zu bemerken, die er an ihrem Schickſale nahm. Sie fragte endlich ihre Nachbarinn nach dem Namen des ſchönen Jünglings, dieſe raunte ihr etwas in die Ohren. Gianetta blickte ihn nochmals an, ſchlug erröthend die Augen nieder, und war nun nicht mehr vermögend, ihr Leiden, ihre Unruhe zu verbergen.

Es war ſchon ſpät, viele verließen die Geſellſchaft, Gianettens Mutter ſchwätzte in der Ecke des Saals mit einigen alten

Damen. Der Stuhl neben Gianetten wurde leer! Antonio wagte es, ſich an ihre Seite zu ſetzen.

Antonio. Wie glücklich bin ich, ſchöne Muhme, daß ich heute die unverhofte Ehre habe, ſie zum erſtenmale ſehen und kennen zu lernen.

Gianetta. Sie ſind alſo Antonio Muſſati?

Antonio. Ja, das bin ich, und ſchätze mich glücklich, dieſen Namen zu führen, weil er mich zu ihrem Anverwandten macht.

Gianetta ſchwieg, Antonio ebenfalls, denn die nahe Gegenwart des ſchon über alles geliebten Gegenſtandes raubte ihm alle Faſſung.

Antonio. (nach einer langen Pauſe.) Sie wollen alſo wirklich den Schleyer nehmen?

Gianetta. (ſehr traurig.) Ja!

Antonio. Und Morgen ſchon?

Gianetta. (ihn bedeutend anblickend.) Muß ich nicht?

Antonio. Kann denn nichts ihren Entſchluß ändern, nichts ſie bewegen, der Welt ein Meiſterſtück zu entziehen, das ihre Bewohner nie genug verehren und bewundern können?

Gianetta. Daß ſie ſo ſprechen, mich dies fragen können, wundert mich ſehr! Sie, der ſie die Umſtände meiner Familie doch kennen müſſen! wo ſoll, wo kann ein armes, verlaßnes Mädchen einen andern Zufluchtsort finden? — — Wäre ein ſo reicher, liebenswürdiger Kavalier, wie ſie, gekommen, und hätte mir ſeine Hand geboten, ich würde den Schleyer nicht wählen.

Antonio. Iſts möglich? darf ich ihren Worten trauen? Ich will, ich werde, ich muß ſie retten!

Gianetta. Armer Spötter! (die Glocken ertönen von dem nahen Kloſterthurme.) Hören ſie, wie das Feſt ſchon beginnt, wie die Nonnen dazu einladen, und ſich freuen, daß ſie eine neue Geſellſchafterinn erhalten.

Antonio. Das ſollen ſie nicht! (ſeine Hände faltend.) Erlauben ſie mir nur noch eine einzige Frage! Könnten ſie mich lieben?

Gianetta. Machen ſie mich nicht noch unglücklicher, lieber Vetter!

Antonio. (noch dringender.) Können ſie mich lieben?

Gia-

Geanetta. (ihre Hand in die ſeinige legend.) O ich könnte —— aber hören ſie nicht! Morgen, Vetter, morgen!

Antonio. Morgen ſind ſie mein, oder ich lebe nicht mehr! Er küßte mit Inbrunſt ihre Hand. Eine heiſſe Thräne fiel darauf, und nun entfloh er, gleich einer tröſtenden Erſcheinung aus Gianettens ihm nachſtarrenden Auge.

Der gute, liebvolle Jüngling eilte nach Hauſe, und trat athemlos in die Antichambre ſeines Vaters. Ich muß mit ihm ſprechen, ſagte er, als man ihm vorſtellte, daß er ſchon ſchliefe. Er ſchlich leiſe zu ſeinem Bette, ergrief ſanft ſeine Hand und küßte ſie. Der Alte erwachte.

Genaro. Was willſt du, mein Sohn?

Antonio. O verzeihen ſie, beſter Vater, wann ich ihnen den wenigen Schlaf raube, der nach tagelangen Schmerz ſie erquickt, aber ich muß! Mein Glück! meine Ruhe!

Genaro. (unruhig.) Was iſt dir? was verlangſt du?

Antonio. Sie haben oft den Wunſch geäußert, ſie haben mir ſogar ernſtlich befohlen, daß ich mir eine Braut ſuchen,

unter

unter dem Adel des Landes eine Gemahlin wählen ſoll!

Ginaro. Das habe ich! und wenn du meinen Wunſch nicht bald erfüllſt, meinem Befehle nicht eilig Folge leiſteſt, ſo wird dein armer Vater auf ſeinem Todtenbette, in ſeiner Sterbſtunde noch klagen müſſen, daß er einen Sohn zeugte, der ihn nicht liebt, nicht ſeine gränzenloſe Liebe mit Gehorſam belohnen will!

Antonio. Nun wohl, mein Vater, ich bin da, um zu gehorchen, um ſie von meiner Liebe zu überzeugen. Ich habe ſie gefunden, die mein Herz ſo lange vergebens ſuchte, ich habe meine Muhme, die ſchöne Gianetta geſehen! Ihre Schönheit — O was ſag ich? — ihre ſchöne Seele, und, wenn ſie wollen, ihr nahes Unglück haben mich hingeriſſen. Ich liebe ſie, ich will ſie heurathen.

Genaro. Sohn, du ſchwärmſt! Iſt ſie nicht, wie ich neulich hörte, eine Nonne geworden?

Antonio. Ja, morgen ſoll ſie wider Willen geopfert werden! deswegen komm ich ſo ſpät, ſo dringend, ſo eilend! O theuerſter, nachſichtsvoller, guter Vater,

wenn

wenn ihre Seele Mitleiden kennt, ſo erbarmen ſie ſich der Aermſten, retten ſie die Unſchuldige! wenn ſie ihren Sohn lieben, nicht wollen, daß Verzweiflung ihn tödten, bittrer Gram ſein Leben verzehren ſoll, ſo erlauben ſie, daß ich ſie rette, mich auf ewig mit ihr verbinde!

Genaro. (erzürnt.) Sohn! du raſeſt! überlege, ſammle deine Vernunft, die dir eine ſchöne Larve entriſſen zu haben ſcheint. Weißt du nicht, daß ſie Guidos Tochter iſt?

Antonio. Ich weis es — —

Genaro. Erinnerſt du dich nicht, daß er es war, der zwölf Jahre mit mir um meine rechtmäßige Erbſchaft ſtritt, mich verfolgte, quälte, dir dein künftiges Erbe rauben, dich zum Bettler machen wollte!

Antonio. Was kann die Aermſte davor, daß ihr Vater eben ſo zärtlich für ſie, wie mein Vater für mich dachte? O ſie ſollten ſie nur ſehen, ſehen ihr naſſes Auge, ihre duldende Miene! hören ihre Engelsſtimme! Erlauben ſie, daß ich ſie zu ihren Füſſen führe, ihre Geſtalt, ihre Thränen werden auf ihr Herz mehr wirken, als das dringende Bitten ihres Sohnes, den ſie nicht mehr lieben.

Ge-

Genaro. (äuſſerſt erzürnt.) Deine Bitte iſt unſinnig! toll! Ich werde ſie nie gewähren!

Antonio. Nie, mein Vater?

Genaro. Nie!

Antonio. So knie ich hier vor des Allmächtigen Angeſichte, und ſchwöre zu ihm den mächtigſten Eid, den je eine menſchliche Zunge ausſprechen konnte, daß ich auch außer ihr, nie eine andere wählen, nie eine Gattin nehmen will! Mein Stamm ſoll mit mir verlöſchen, und Fremde ſich einſt in mein Vermögen theilen!

Genaro erſchrack über dieſen feyerlichen Schwur, und da er die beſondre Entſchloſſenheit ſeines Sohnes kannte, ſeine heftige Liebe ſah, ſo gab er nach langem Kampfe nach.

Antonio. (entzückt aufſpringend.) Sie willigen alſo ein?

Genaro. Muß ich nicht? Doch warum ſoll ich dir's länger verhelen, dein ſehnliches Bitten hat mein Herz erweicht! Ich werde wahrſcheinlich nicht mehr lange leben! Warum ſoll ich mir den Troſt rauben, daß du mein Grab ehren, mit Thränen benetzen wirſt! — — In unſern letzten Tagen wirds

hel-

heller! Vielleicht handelte ich zu hart an meinem Blutsfreunde! Vielleicht ſollſt du mich hier verſöhnen, damit ich dort nicht büſſe! du willſt fort, ſcheinſt zu eilen! geh! Wenn du's möglich machen, die Arme noch retten kannſt, ſo haſt du meine vollkommene Einwilligung.

Antonio ſtammelte noch einige Worte des Danks, und flog nun hin an die Pforte des biſchöflichen Pallaſtes. Lange ſtürmte er an der Glocke, bis endlich der Pförtner kam, und ihm die Unmöglichkeit, den Biſchof bey ſo ſpäter Nacht zu ſprechen, vergebens vorſtellte. Er ſchützte die Wichtigkeit ſeines Geſchäftes vor, und half den Kammerdiener ſelbſt wecken, der ihn bey dem Biſchof melden mußte. Der alte, ehrwürdige Greis ließ ihn ſogleich vor ſein Bette kommen.

Biſchof. Sohn meines Buſenfreundes! Was bringſt du mir ſo ſpät?

Antonio erzählte ihm ſeine Liebe, ſeines Vaters Einwilligung, und bat um ſchleunige Hilfe!

Biſchof. Glücklicher Jüngling, der das in einer Stunde vollendet, was ich ſchon Jahrelang durch alle Bemühungen

nicht

nicht vermochte! der Herr hat mein Gebet erhört, und zwey Familien vereint, die unverſöhnlicher Haß zu trennen ſchien! O lebte doch der alte Guido noch! Gianetta ſoll, muß die Ihrige ſeyn! Ich will ſogleich den Befehl an die Aebtiſſin ausſtellen! (er zog an der Glocke, forderte Feder und Dinte.)

Antonio. Die Aebtiſſinn kann mir Gianetten nicht verweigern, aber, Euer Eminenz, ich verlange Diſpens, ſie ſogleich ehlichen zu können! denn ich fürchte, daß Neider meines Glücks meinen Vater eines andern bereden!

Biſchof. Auch dies, mein Sohn! (er ſchreibt) Hier! Jeder Prieſter meines Sprengels wird ſie ſogleich ohne den geringſten Anſtand mit ihrer Braut auf ewig verbinden, (er gab ihm ein Papier.)

Antonio nahms und eilte fort.

Biſchof. (ihn zurückrufend.) Ihr Vater willigt doch wirklich ein? Ich werde ſogleich fragen laſſen!

Antonio. Nach Ew. Eminenz Belieben! Noch wacht er; und wenn ſie Zweifel in meine Worte ſetzen, ſo will ich, bis der Bote zurückkommt, hier verweilen!

Biſchof. Ueberflüſſig wäre dieſe Vorſicht wohl nicht! Die Freude über eine ſo glückliche Ausſöhnung hätte mich bald unvorſichtig gemacht. Dem jungen Herrn iſt in dieſem Alter und in dieſem Falle nicht immer zu trauen! (Er ſandte ſogleich ſeinen Kammerdiener zu dem alten Genaro, nach einer kleinen Weile kam dieſer mit des Alten ſchriftlichen Einwilligung zurück.) Gehen ſie in Gottes Namen, ich habe meinem Amte Genüge geleiſtet, und werde nun ruhig ſchlafen!

Antonio dankte und ſtand nach einigen Minuten vor Gianettens Wohnung. Er traf ihre Mutter noch wachend an. Sie ordnete eben ihrer Tochter Putz auf Morgen. Gianetta war ſchon im Schlafzimmer, und betete zu Gott um Kraft und Stärke; denn ſie hielte Antonios Reden für bloſſe Komplimente, und beweinte die Minute, in der ſie den ſchönen Jüngling ſah, deſſen Bild ſchon ganz in ihrem Herzen herrſchte.

Die gute Alte erſtaunte als ſie ihren Neffen erblickte. Ihr Erſtaunen wurde aber weit ſtärker, als ſie ſeinen Antrag hörte. Wenn es Spott iſt, ſagte ſie, ſo verdien ich ihn nicht, und mein armes Kind noch weniger.

Wol-

Wollten ſie ihr die ohnehin bittre Lage ihres Standes noch erſchweren, ihr das einzige menſchliche Glück, die Ruhe rauben? Antonio hatte alle Beredſamkeit nöthig, ihr die wahren Geſinnungen ſeines Herzens begreiflich zu machen. Wie ſie aber endlich des Biſchofs Befehl ſah, und nun nicht mehr zweifeln konnte, ſo war ihre Freude ausſchweifend. Sie führte den Antonio in der Fülle derſelben ſogleich vor ihrer Tochter Bette. Gianetta fuhr erſchreckt in die Höhe. Antonio kniete zu ihr hin, überſtrömte ihre Hand mit Küſſen. Die Mutter erzählte und Gianetta ſank an ihres Bräutigams Hals! Sie nannte ihn ihren Heiland, ihren Erretter, und ſchwur ihm in dieſer feyerlichen Stunde ewige Liebe, ewige Treue!

Als man wieder zu ſprechen vermochte, ſo begann folgendes Geſpräch:

Die Mutter. (noch immer gleich vergnügt und freudenvoll.) Aber, Kinder, was wird dies werden? Die Nonnen haben ſchon alles zum Feſte, zum Schmauſe zubereitet! der ganze Adel iſt ſchon geladen!

Antonio. Er ſoll nicht umſonſt geladen ſeyn! Wir wollen morgen unſre Vermählung dort feyern!

Die Mutter. O gut, o herrlich! Und wie wär's, wenn wir —— Aber das wird wohl nicht gehen!

Antonio. Es geht! beſte Mama! Es geht! Ich errathe ihren Gedanken! Er verdient ausgeführt zu werden!

Die Mutter. Sollten ſie wirklich! —

Antonio. Ja! hören ſie nur: wir entdecken niemanden etwas von dem, was geſchehen iſt, und geſchehen wird. Sie fahren Morgen früh mit meiner Braut nach dem Kloſter, begeben ſich in die Kirche, wo ich ſie ſchon nahe am Altare erwarten werde, und wenn die Ceremonie ihren Anfang nimmt, wenn der Prieſter die fürchterliche Frage thut: Was verlangſt du? ſo trete ich hervor, und antworte an ihrer ſtatt. Ich reiche ihm die Ordre des Biſchofs, und laſſe mich ſogleich mit ihr verbinden! O Gianetta das ſoll ein Feſt der Wonne und der Freude ſeyn!

Die Mutter. Ich freue mich wie ein Kind auf dieſe herrliche Szene, wie's gewiß noch keine in einem Kloſter gab! Ich

habe

habe alle Ehrfurcht vor der heiligen Stätte, aber ſo eine Handlung entweiht ſie gewiß nicht! das wird ein Erſtaunen! Verwundern und Gaffen ſeyn! O wärs nur ſchon Tag! nur ſchon neun Uhr!

Gianetta wollte Anfangs in dieſen Plan nicht willigen, als aber Mutter ſie darum bat, Antonio ſeine Bitte mit der ihrigen vereinigte, ſo gab ſie nach, und fand endlich Stolz in dem Gedanken: Ihrem Geliebten vor dem ganzen Volke die Hand zu reichen.

Bis ſechs Uhr verweilte Antonio bey Gianetten, man brachte den Plan ins Reine, machte Einwürfe, widerlegte ſie, und überließ ſich ganz der Freude. Endlich eilte Antonio fort, um ſich anzukleiden, und ſeiner Braut Raum zu geben, ein gleiches thun zu können.

Um neun Uhr gaben die Nonnen mit allen Glocken das Zeichen zum Anfange des Feſtes. Gianetta fuhr mit ihrer Mutter nach dem Kloſter. Man empfieng ſie in der Halle der Kirche, ſetzte ihr einen Kranz auf, und führte ſie unter Trompeten und Pauckenſchall, nach einem Betſchemel, nahe beym Hochaltar. Das gute Mädchen zit-

terte, und ſuchte ihren Antonio, der nahe am Altare ſtand. Ihr Auge ſprach mit ihm, und ihr Muth erneuerte ſich. Der ganze Adel nahm nun an beyden Seiten Platz, die Nonnen traten ins Chor, das in der Höhe rings um den Hochaltar gebauet, und, wie gewöhnlich, mit Gittern verſehen war. Die Wachen vermochten kaum den Pöbel in der Ferne zu halten. Ein Benediktinerabt beſtieg die Stuffen des Altars. Er winkte Gianetten, ſie wankte näher. Was verlangſt du? fragte ſie nun der Abt. Meine Gemahlinn zu werden! antwortete Antonio, und überreichte ihm den biſchöflichen Befehl! Er las ihn voll Erſtaunen, zeigte ihn ſeinen Aſſiſtenten, und las ihn wieder! Endlich begann er die Trauung. Einige Freunde des Antonio, die dieſer ſchon vorher unterrichtet hatte, traten als Zeugen hinzu.

Das Erſtaunen aller Anweſenden war groß! keiner glaubte ſeinen Augen trauen zu dürfen, und jeder ſah unbeweglich und ſtarr nach dem Altare hin! Die Nonnen riſſen das Gitter auf, warfen, ihres Gelübdes vergeſſend, die Schleyer zurück! der Pöbel ſtrömte herbey, und gafte ſtaunend!

nend! tiefe Stille herrſchte in der ganzen Kirche!

Nach der Trauung führte Antonio ſeine Gemahlinn nach dem Sprachzimmer. Ihre Mutter, die alte Muſſati lud den Adel ein, ihnen zu folgen. Antonio erzählte ſogleich der erzürnten Aebtiſſinn die ganze Geſchichte, verſprach nebenbey die Koſten des Feſtes zu tragen, und für ſeiner Gianette Erziehung ein Kapital zu zahlen, wovon zehn Nonnen geſtiftet werden konnten. Der letzte Grund ſchien die Aebtiſſinn ganz zu beruhigen, ſie ſprach ſehr freundlich mit Gianetten. Die Uebrigen lachten und ſcherzten über die ſchöne Geſchichte, und lieſſen ſich die Erfriſchungen, die in Menge aufgetragen wurden, ſchmecken. Gianetta klagte über Durſt, die Aebtiſſinn brachte ihr ſelbſt ein Glas Mandelmilch, das ſie auf einen Zug leerte. Sie folgte dann ihrem Antonio, der ſie ſeinem alten Vater aufführen, und ſeinen Segen für ſie erbitten wollte.

Schon im Wagen fühlte Gianette Anfälle einer Ohnmacht, ſie ſchriebs dem ausgeſtandenen Schrecken zu, und lehnte ſich ſchmachtend an ihres beſorgten Antonios

Bruſt.

Bruſt. Wie beyde in des Alten Zimmer traten, kniend ſeinen Segen empfiengen, ſo vermochte Gianette nicht aufzuſtehen. Sie klagte über eine heftige Kolik, und bald darauf folgten ſchreckliche Krämpfungen. Man eilte nach Aerzten, man rufte ihre Mutter! Die Aerzte zuckten die Achſel, die Mutter rang troſtlos die Hände! Ich trank im Kloſter ein Glas Mandelmilch, ſagte Gianetta, und verſchied bald darauf in den Armen ihres Mannes. Sechs ſtarke Bediente konnten ihn nicht von der Leiche wegreiſſen. Er wüthete, er ſchaumte! Bald hernach fielen ihm Gianettens letzte Worte ein, und alle Bewohner des Hauſes waren's kaum vermögend, ihn abzuhalten, daß er nicht hinritte, und die Nonnen mordete. Mit jedem Augenblicke wurde ſein Zuſtand ſchrecklicher, der gebeugte Vater mußte ihn in ſein Bette bringen und gurten laſſen. So lag er, und rufte unaufhörlich ſeine Gianetta!

Ihr Körper wurde geöffnet, man fand wahrſcheinliche, aber nicht ſichere Kennzeichen des Giftes. Die Aerzte wagten es alſo nicht, auf Vergiftung zu entſcheiden. Sie hat in des Blutes größter Wallung,

ſag-

ſagten ſie, ein kühlendes Getränke genommen, darauf folgt oft auch ſchneller Tod. Der halb verzweifelnde Vater, die troſtloſe Mutter mußten ſich mit dieſen Gründen beruhigen, und hatten nicht einmal den Troſt, Rache über die Urheber ihres Unglückes zu fordern.

Am Abende des andern Tages wurde Gianetta mit aller möglichen Pracht beerdigt. Die Glocken der ganzen Stadt ertönten dumpf und traurig, das ganze Volk verſammelte ſich, und alle beweinten das unglückliche Mädchen. Der Leichenwagen fuhr langſam aus dem Trauerhauſe, der Poſaunenſchall erfüllte die Luft. Antonio, der bisher, ſeiner Sinne beraubt, noch immer angegürtet im Bette lag, horchte hoch auf. Mit aller Macht, die dem Menſchen gegeben iſt, ſprengte er ſeine Bande, daß ihre zerrißnen Stücke an die Wand flogen. Mit gleicher Rieſenſtärke ſchleuderte er ſeine Wächter auf die Seite, und eilte ans Fenſter. Hier ſahe er, wie der Leichenwagen die Gaſſe hinabwallte, und das Volk hinten drein betete. Der Anblick mußte ihm ſchrecklich, unnennbar ſeyn. Nimm mich mit dir! ſchrie er, und ſtürzte ſich wüthend

vom

vom Fenſter hinab. Sein Gehirn beſprizte Gianettens Leichentuch!

Sein Körper wurde an Gianettens Seite gelegt. Der tief gebeugte Vater baute ein prächtiges Mauſoläum auf ihre Gruft, und geſellte ſich bald zu ihnen. Gianettens Mutter lebt noch, ſie ward durch Muſſatis Teſtament die Erbin ſeines groſſen Vermögens. Aber ſie iſt unfähig, es zu genieſſen, ihrer Kinder Tod verbittert es ihr, und eine unheilbare Abzehrung nagt an ihrem Körper.

Olivie Amenuti.

Eine wahre Geſchichte aus dem dreyzehnten Jahrhunderte.

Nahe an den Mauern der Stadt F—, ſteht ein alter Wartthurm, der ehemals die Stadt beſchützte, nun aber den Soldaten zur Aufbewahrung ihrer Munition dient. Der Pöbel und mit ihm auch viele Vornehme der Stadt, halten es für eine ausgemachte Wahrheit, daß es von langen Jahren her in dieſem Thurme ſpukt. Um Mitternacht, erzählen ſie, hört die dort

ſte=

ſtehende Schildwache allemal eine traurige, melancholiſche Muſik! dann geht vor dem Horchenden ein weißgekleidetes Frauenzimmer ſeufzend vorüber. Keiner, fährt die Sage fort, hatte den Muth, das Geſpenſt anzureden, als einſt ein junger, raſcher Mann, der erſt vor kurzem Soldat geworden, auf dieſen Poſten zu ſtehen kam. Dieſer ſah mit keckem Muthe der Stunde entgegen, in der, nach aller Kameraden Erzählung, das Geſpenſt kommen ſollte. Schon hielt er alles für ein Mährchen, als nach drey Viertel auf Zwölfe die traurige Muſik ertönte, und bald darauf ein groſſes, ſchönes Frauenzimmer heraustrat. Ihr weißes Kleid war mit ſchwarzen Schleifen behangen, ihr ſchwarzes Haar hieng aufgelöſt bis auf die Ferſen herab. In der rechten Hand trug ſie ein mit Blut beflecktes Tuch, in der andern einen Dolch. Sie gieng laut ſeufzend und ihn traurig anblikend vorüber.

Soldat. Gott helfe dir, wenn dir zu helfen iſt!

Das Geſpenſt. Wohl iſt mir zu helfen! gieb mir drey Tropfen deines Bluts, und ich bin erlöſt.

Sol-

Soldat. Nimm ſie dir!

Das Geſpenſt. Aber wirſt du auch ſtandhaft ſeyn? Ich muß dieſe drey Tropfen durch drey Dolchſtiche nahe an deinem Herzen wählen, und wenn dir nur ein Laut, ein Seufzer entfährt, ſo bin ich unglücklicher als zuvor.

Soldat. Ich werde nicht zucken, nicht ſchreyen!

Das Geſpenſt hob ſeinen Dolch auf und der Soldat entblößte die Bruſt.

Das Geſpenſt. Dieſen für meinen erſten Mann (der Soldat litt's geduldig.) Dieſen für meinen zweyten Mann! (der Soldat zuckte.) Dieſen für mich! (der Soldat ſchrie laut: Jeſus Marie!)

Das Geſpenſt. Unglücklicher! du haſt ſchlecht Wort gehalten, du wollteſt meine Qual enden, und erneuerſt ſie! Siehſt du dort jene drey Pflaumenbäume, die erſt Fingers ſtark und noch Ruthen ſind; wenn ſie einſt als Bäume erwachſen, ihre Stämme zu Brettern geſchnitten, von dieſen Brettern eine Wiege gemacht wird, ſo kann dann erſt der Knabe, welcher in dieſer Wiege ſchläft, in ſeinem männlichen Alter mich erlöſen. Hätte ich Macht, ich würde dich Feigen zerſchmettern.

Das

Das Geſpenſt warf den Soldaten zu Boden, und wie man ihn abzulöſen kam, ſo lag er ſinnlos auf der Erde. Wie er ſich wieder erholte, ſo erzählte er die ganze Geſchichte.

Die Soldaten umzäunten dieſe drey Bäumchens, und pflegten ſie ſehr, aber ſchon iſt ein Jahrhundert verfloſſen, und ihr Stamm hat noch nicht die Dicke eines Arms.

Das Geſpenſt geht noch immer umher, und ſeufzt itzt lauter als zuvor.

Einem edlen, verehrungswürdigen Freunde, der aber nicht genannt ſeyn will, habe ichs zu verdanken, daß ich meinen Leſern den gewiſſen Urſprung dieſes Mährchens erzählen, und ſie mit einer Geſchichte bekannt machen kann, die mit Akten bewährt, durch Familiennachrichten beſtättigt, ächt und wahr iſt:

Unter Kaiſer Friedrich des Zweyten Regierung verſammelten ſich die Deutſchen zu einem Kreuzzuge nach Paläſtina. Willibald ein edler Ritter, dem ſein Vater nur eine Rüſtung ſammt Schwert hinterlaſſen hatte, ſchwor zu Biſchof Konrads Fahne, und zog mit ihm nach Apulien, dem Sammel-

melplatze aller chriſtlichen Kreuzfahrer. Er war mit unter den wenigen, die ſich zu Brindiſi wirklich einſchifften, und in Palåſtina glůcklich landeten. Willibald half dort die Stadt Joppe erobern, und machte bey dieſer Gelegenheit viele Beute. Als er drauf an des Landes Kůſten einen Trupp Tůrken ůberfiel und ſchlug, ſo fand er in der Feinde Zelt eine gefeſſelte Dame. Er lôſte ihre Bande, und erfuhr von ihr, daß ſie eine edle wållſche Dame ſey, Olivie Amenuti heiſſe. Die Tůrken hatten ihres Vaters Burg, welche nahe am Ufer lag, ůberfallen, alle Bewaffnete getôdtet, und ſie mit ůber Meer gefůhrt, um ſie in ihres Sultans Serail zu verkaufen. Dank dir, Edler, daß du mich aus ihren Klauen errettet, ſagte die ſchône Olivie. Aber ich bin nun, fuhr ſie fort, ohne Schutz, ohne Retter. Vollende dein Werk, und laß mich unter deinem Schirme mein Vaterland wieder ſehen. Er verſprach ihr beydes nach Ritterpflicht, ſetzte ſie auf ſein Roß, und gieng, es am Zůgel fůhrend, nebenher. Der Tag graute, die Sonne ſtieg aus dem Meere empor und beſtrahlte Oliviens Wangen. Ihr ſchwarzes, langes Haar ſchwebte,

vom

vom Morgenwinde gehoben, bald hoch in der Luft, bald lag es zerſtreut auf des Roſſes Mähnen und Rücken. Ihr Auge blickte den Ritter freundlich an, und ſchien ihm für ſeine That zu danken. Er fühlte dieſen Dank, freute ſich nun doppelt ſeiner Beute und geleitete Olivien ſicher nach der Stadt, wo er ſie unter den Schutz einer alten Frau gab. Ganz in Liebe verſunken, ſchied er von ihr, rang, um vor ihr zu glänzen, nach neuen Thaten, und empfieng bald darauf in einem Gefechte eine gefähr-liche Wunde. Man brachte ihn auf ſein Verlangen nach Oliviens Wohnung. Sie wartete und pflegte ſeiner, und nur der Macht der Liebe, nicht der Hilfe der Aerzte hatte ers zu verdanken, daß er wieder ge-naß.

Als er ſein Krankenlager verließ, hat-te der vom Pabſte exkommunizirte und bis Paläſtina verfolgte Kaiſer mit dem Sultan Friede geſchloſſen. Jeruſalem, Bethlehem und Nazareth kam in der Chriſten Hände, und die Kreuzträger ſchifften ſich ein, um wieder nach ihrem Vaterlande zu kehren. Willibald freute ſich über dieſe Nachricht hoch, er hinterbrachte ſie ſogleich ſeiner

Oli-

Olivie. Edle Dame, ſagte er zu ihr, ich habe rechtmäßige Beute gemacht, und hoffe durch ihren Werth unabhängig in meinem Vaterlande zu leben, aber ohne euch wird mein Leben elend, meine Tage dunkel ſeyn. Könnt ihr euch entſchlieſſen, Wälſchlands ſchöne Städte und reizende Schlöſſer zu vergeſſen, mit mir heimzuziehen, in ein Land, wo wir zwar des Schönen und Prachtvollen nicht genieſſen, aber ehrlich und redlich leben? Olivie gab ihm erröthend die Hand, aber ſie fühlte nicht Liebe, nur Dankbarkeit in ihrem Herzen gegen den deutſchen Ritter, der ſie aus der Sklaverey befreyte, und ihr nun ſtatt Vater war. Der Entzückte führte ſie zum Altar, ſchloß ſeine Hand in die ihrige, und kam nach langer Fahrt endlich mit ihr an Vater Rheins Ufern an. Nahe dabey lag eine Veſte, dieſe kaufte er einem alten Ritter ab, der mit dem Gelde nach dem befreyten Jeruſalem wallfahrtete, und dort bis an ſeinen Tod für der Chriſten Wohl betete. Damals waren die Ufer des Rheins noch ſparſam mit Reben bepflanzt, deren Saft dieſe Gegend bey den wollüſtigen Nachkommen der Deutſchen ſo berühmt macht. Dunkle,

oft undurchdringliche Wälder beſchatteten weit umher ſeinen Lauf. Nur hie und da ragte auf moſigten Felſen geſtützt, ein Wartthurm über die hundertjährige Eiche empor, und nur unter dem Schutze der Schlöſſer und Veſten war das Land urbar, und ſeine Bewohner zu ernähren dichtig gemacht. Willibalds Burg lag auf einem dieſer Felſen, nur Natur, nicht Kunſt hatte ſie befeſtigt, und ſechzig bewaffnete Knechte waren ihr Hüter. Olivie fand Behagen in dieſer wilden Einöde, auch lernte ſie willig die Pflichten der deutſchen Hausfrau und kochte bald beſſere Gerichte als die Weiber rings umher. Sie ehrte ihren Gatten, und hofte, ihn einſt lieben zu können. Dieſer fand ſein Glück in ihr, liebte ſie täglich mehr, täglich ſtärker, aber dieſer heftigen Liebe ungeachtet konnte er doch ſeinen nach Thaten ſich ſehnenden Geiſt nicht bezähmen. Er bekriegte oft die Räuber, welche damals unter dem Namen der Sattelritter und Schnaphähne Deutſchland unſicher machten, auf Kaufmannsgüter und Kloſterweine lauſchten, auch oft den Hausvätern ihre Kinder raubten. Stets war er mit ſeinem kleinen

Hau=

Haufen Sieger, und ob ihn gleich die klügere Gattin von dieſem gefährlichen Kampfe abzuhalten ſuchte, ſo konnte er doch der Beraubten Flehen nicht widerſtehen, und ſuchte den Räuberbanden täglich neuen Abbruch zu thun.

Die Räuber fühlten, wie viel ihnen Willibald ſchadete, vereinigten ſich an der Zahl dreyhundert, und zogen aus, um ſich an ihm auf immer zu rächen, ſeine Veſte zu ſchleifen, ſein Eigenthum zu zerſtören. Als ihm eben die ſchöne Olivie den erſten Sohn gebohren hatte, und er mit ſeinen Freunden und Söldnern das Freudenmahl begieng, meldeten ihm ſeine Wächter, daß ein groſſer Haufe gegen die Burg anwalle. Er zählte ihre Menge, und ſah deutlich, daß er dieſer zu widerſtehen nicht vermochte, doch verſchloß er die Thore, beſetzte Warte und Graben, dann warf er ſich auf ſein Roß, und jagte durch ein Seitenpförtchen nach der Burg des mächtigen Graf Mamert. Ich habe, ſagte er zu dieſem, oft deiner Unterthanen Rinder und Schafe aus der Räuberhänden errettet, und als deine Knechte neulich Wein dem Abt von St. Mark zuführten, ſolchen glücklich mit Ver-

luſt

luſt von zween meiner beſten Reiſigen nach dem Kloſter geleitet. Sey nun auch mein Beſchützer, denn die Schnaphähne aus der weiten, breiten Gegend haben ſich um meine Veſte verſammelt, und drohen ſie zu zerſtöhren. Graf Mamert fand Willibalds Bitte gerecht, er verſammelte ſogleich ſeine Reiſige, überfiel in der Nacht die Räuber, und ſchlug die Sichern in die Flucht. Früh ertönte die Siegstrompete, bald hernach zog der Sieger triumphvoll in die Burg. Olivie bot alle ihre Kunſt auf, die ſie im Wälſchlande gelernt hatte, um ihren Gaſt gut zu bewirthen. Sie trug die erſte Schüſſel auf, und Mamert ſah ſie zum erſtenmale. Er ſahe ſie, und vergaß auf das Freudenmahl, hörte nicht die Geſundheiten, die ringsherum aus den vollen Pokalen ihm zugetrunken worden. Seine Augen ruhten bloß auf Oliviens ſchöner Geſtalt. Schon hatte er das männliche Alter erreicht, noch nie die Macht der Liebe gefühlt, die nun gleich einem Strom ſich über ihn ergoß, und, um mich mit meinem Originale gleichlautend auszudrücken, die Kammern ſeines Herzens ſo füllte, daß es zu zerſpringen drohte. Es war Labſal für ſein Herz,

STADTBIBLIOT… AUG…

wenn Olivie ſeinen Becher füllte, und da ſie ihn oft füllte, ſo vermehrte der Wein ſeine Glut. Sein Kopf brannte, und Olivien zu beſitzen, ſie ewig ſein zu nennen, war ſein innigſter Wunſch, der ſich ſchon damals zum feſten Vorſatz, zur gewiſſen Ausführung bildete.

Nach dem Mahle ritt Willibald mit ſeinen Knechten aus, um Wildpret für ſeine Gäſte zu holen, die noch kein Zeichen zum Aufbruche gaben. Olivie blieb mit Mamert allein. Sie holte ihren neugebohrnen Sohn. Danke deinem Erretter, ſagte ſie zu dem ſchlafenden Kleinen, ohne ihm wärſt du ein Sklave, deine Mutter vielleicht geſchändet, dein Vater gewiß ermordet.

Mamert. (den Kleinen an ſeine Bruſt drückend.) O wärſt du mein Sohn! meine Veſte und Schlöſſer wollte ich gegen eine Hütte, meine Roſſe und Knechte gegen ein paar Kinder vertauſchen!

Olivie. Wie könnte dieſer Knabe ſo vieler Aufopferung werth ſeyn?

Mamert. Wie? O dann wäre ich ſein Vater, und — zürnt nicht, wenn ich mein ganzes Herz öffne — Oliviens Gatte! Laßt

mich

mich ſchwätzen, edle Frau, laßt mich erzählen, was ich ſeit einigen Stunden fühle, und ewig fühlen werde. Achtet nicht darauf, aber ſpottet meiner auch nicht. Ich wollte, ich hätte euch nie geſehen, und doch könnte ich auch alle meine Reichthümer verſchwenden, um nur das Viertel eines Tages in eurer Geſellſchaft zuzubringen. Schöne Olivie haßt mich nicht, daß ich ſo ſpreche! Ich bin unglücklich! unglücklich durch euch!

Olivie. Edler Graf, ihr wollt mirs thätig beweiſen, daß ihr gereiſt ſeyd, und die Sitten meines Vaterlands kennt. Sonſt war mirs ſehr gewöhnlich, dergleichen Reden aus dem Munde der römiſchen Ritter zu hören; aber bedenkt, daß ich itzt eine Deutſche bin, und einem Deutſchen angehöre. Mein Ohr iſt verwöhnt, es deucht ihm ſeltſam, daß es wieder Schmeicheleyen hören ſoll.

Mamert. Schmeicheley! Ich haſſe das Wort, um ſo mehr ſeine Diener. Ich rede Wahrheit, wie ſie aus meinem Herzen quillt. Aber ihr habt recht, daß ihr's nicht davor nehmen, mich lieber einen Schmeichler als einen Böſewicht nennen wollt. Fluch,

hat mir der Pfaffe gelehrt, trift den, der ſeines Nächſten Weib begehrt! Schimpf und Spott über den Elenden, ſagt der Ritterhauptmann, welcher eine edle Dame zu entehren ſucht, und nach eines andern Weib buhlt, aber troz Pfaff und Ritter, troz Fluch und Schimpf kann ich den Wunſch, euch zu beſitzen, nicht unterdrücken! Zieht euer Geſicht nicht in Falten! Habt Mitleiden mit mir! Zürnt, wenn ihr wollt, mit eurer Schönheit, mit euren Reizen, die mich verführen, Dinge zu ſagen, die ich nicht ſagen ſollte.

Olivie. Der Ueberwinder unſrer Feinde, der Beſchützer unſers Habs und Guts hat Freyheit zu ſprechen, wie's ihm beliebt, aber —

Mamert. Aber wäre ich dies nicht, wollt ihr ſagen, ſo würdet ihrs eurem Gatten klagen, daß dieſer den Strafbaren fordern und züchtigen ſollte. Thut's, ſchöne Olivie, thut's, er wird meine Qual enden, unbewaffnet will ich zu ihm treten, nicht kämpfen gegen ihn, denn er iſt euer Gatte. Ehrfurcht, wie ich noch nie fühlte, herrſcht gegen alles, was euch angeht, in meinem Herzen. O laßt mich dies Kind ehren, wie

einſt die drey Könige den Weltheiland ehrten! Laßt mich eure Hand küſſen, iſt dieſer Kuß eine Sünde, ſo will ich dafür büſſen, und nach Jeruſalem wallfahrten! Schenkt mir dies Tuch, das hier an eurem Gürtel hängt, ich will's in meinem Reliquienkaſten aufbewahren, und Tag und Nacht für euch beten! Darf ich's löſen?

Olivie. Sey dies der geringſte Dank für euren groſſen Dienſt! Nehmt's, und denkt bey deſſen Anblick an eure Freundinn!

Mamert. (es in ſein Wammis verbergend.) Ewig ſolls hier ruhen! Mit mir im Grabe ſchlafen! Mein Zuſtand iſt ſchrecklich, mein Schickſal eiſern! Wenn ich ſo da ſtehe, eure Reize, das Unnennbare, was euch umgiebt, betrachte, ſo kann ich mir den Wunſch, dies alles zu beſitzen, nicht verſagen; aber wenn ich euch mir als das Weib eines andern denke, mich nicht Vater des Kindes, das in euern Armen ruht, nennen darf, ſo wechſelt dieſer Wunſch, und ich ſehne mich nach dem Grabe. Mein Glücksrad iſt abgelaufen, eure Hand könnte es wieder umdrehen, aber ſie will nicht! — —

Olivie. Kann, darf nicht! —— Ich muß nach meiner Küche! Ich habe heute ſo viele willkommne Gäſte zu bewirthen —

Mamert. Erſpart euch die Mühe. Ich breche den Augenblick auf! Lebt wohl! Erinnert euch meiner, und wenn ihr manchmal am Fenſter ſteht, euer Auge auf jenem Walde weilt, ſo denkt: hinter dieſem liegt die Burg des unglücklichen Mamerts!

Olivie. (traurig.) Wollt ihr nicht wenigſtens meinen Ritter erwarten, daß er mit mir euch danke? ——

Mamert. Meine That heiſcht keinen Dank! Lebt wohl! O ich ſcheide ungerne von euch! Seht, welch ein Widerſpruch ich bin! Ich wünſchte, daß ihr mich zu verweilen bätet; aber wenn ihr mich bittet, ſo eile ich doch fort! Gott mit euch, Kleinod der Weiber! (er geht und kehrt plötzlich um.) Wenn ihr Wahrheit liebt und ehrt, ſo antwortet mir frey und offen, wie es deutſche Sitte fordert, auf die Frage, die ich euch vorlege.

Olivie. Fragt, bey dem Leben des Knaben, ich will euch antworten, wie ich denke!

Ma=

Mamert. Wenn ihr den Ritter Willibald nie geſehen, eure Hand nie in die ſeinige gelegt, nie ſeine Gattin zu ſeyn, gelobt hättet, würdet ihr dann, wenn ich Hand und Herz euch zum Opfer brächte, beydes annehmen oder verſchmähen?

Olivie. Meine Zunge ſoll reden, was mein Herz heiſcht! Ihr ſeyd ſchön, jung, reich, tapfer und ehrenvoll! Viele meines Geſchlechts ſind zufrieden, wenn ſie eine dieſer glänzenden Eigenſchaften in ihren künftigen Gatten finden. Welche, unter allen, wird ſich alſo nicht freuen, die Mitgenoſſinn ſo vieler zu werden.

Mamert. Biedern, redlichen Dank für eure Offenheit! Aber laßt mich den Nimmerſatt gleichen, der immer hungriger wird, je mehr man ihm Speiſe vorwirft. Laßt mich noch eine Frage an euch thun: Wenn ihr ganz frey wäret, und ich und Willibald hielten um eure Hand an, wem würdet ihr unter beyden ſie reichen?

Olivie. Ich verſprach euch nur die erſte Frage zu beantworten, laßt mich auf die zweyte ſchweigen, denn die Antwort würde entweder mich oder euch beleidigen. Euch, wenn ich Willibalden wählte, mich,

wenn ich einen andern ihm vorzöge. Seyd zufrieden mit dem, was ich euch ſagte, und macht diejenige, die ihr ſo hoch zu ehren vorgebt, nicht verächtlich.

Mamert. O Arzt, dein Gift iſt ſüß! Lebt wohl, Traute! Vergeßt mich nicht!

Er ſchwang ſich auf ſein Roß, ſeine Reiſigen umgaben ihn, Olivie ſah noch lange ſeinen Federbuſch auf der Haide wehen, bis er ſich endlich im Walde verlohr.

Unterdeſſen kam Willibald mit Wildpret beladen zurück, und wunderte ſich ſehr, daß ſeine Gäſte ſchon fortgezogen waren. Am Abende war Olivie tiefſinnig, traurig! Sie entſchuldigte ſich gegen den fragenden Gatten mit Erdichtungen, und legte ſich misvergnügt an ſeine Seite. Sie hatte noch nie geliebt, auch war die innere Unruhe, die ſie empfand, kein Kennzeichen einer Liebe, es war Begierde nach Größe, Ringen und Streben nach Ehre und Höhe! Die Gattin eines Grafen, Frau der Schlöſſer und Veſten ringsumher, Gebieterinn einer groſſen Menge von Unterthanen ſeyn zu können! dies war das Bild, welches ſtets vor ihrer Seele ſchwebte, und feſten Sitz in ihrer Einbildungskraft nahm. Wenn ſie

nun

nun noch nebenher den ſchönen, ſchlanken, im vergüldeten Harniſch gekleideten Mamert, neben den ſchwarzbraunen, rohen, mit ledernen Wamſe angethanen Willibald ſtellte, ſo konnte ſie den Gedanken, die ihre Treue, ihren Ehebund beleidigten, nicht unterdrücken. So ſchwärmte ihre Phantaſie die halbe Nacht herum! Sie ſah, unwillkührlich, und ohne, daß ſie's zu hindern vermochte, ihren Gatten auf dem Krankenlager, und bald hernach im Todtengewande liegen. Sie gieng getröſtet hinter ſeiner Leiche, und hörte ſchon von weitem das Traben der Roſſe, die Mamerten zu ihren Füſſen trugen. Sie hob ihn auf, reichte ihm ihre Hand, und hörte ſchon des Ehefeſtes Jubel, als ſie auf einmal aus ihrem Traume erwachte, und ihr weinendes Kind unwillig an ihre Bruſt legte.

Mamerts Zuſtand war weit ſchrecklicher, weit fürchterlicher. Seine Leidenſchaft wuchs zur Rieſenſtärke. Wenn er wachte und träumte, ſo ſtand der ſchönen Olivie Bild vor ihm. Sein Blut wallte raſtlos auf und nieder, es drohte die Adern zu zerſprengen, die Gefäſſe zu zerreiſſen. Berge lagen auf ſeiner Bruſt, und preßten

ſein

ſein leidendes Herz. Am neunten Tage konnte er ſein Lager nicht mehr verlaſſen.

Zeno, ein alter Ritter, der ſchon Mamerts Vater diente, und nun von dem Jungen ernährt, und gut gepflegt wurde, war ſchon durch einige Tage des Leidenden Beobachter. Er errieth die Urſache, und trat früh an ſein Lager.

Zeno. Du biſt krank, trauter Mamert?

Mamert. O wäre ich todt!

Zeno. Pfui des weibiſchen Wunſches! — — Ich komme dir zu helfen, oder wenigſtens meine Hilfe anzubieten!

Mamert. Deine Zunge ſprach nie ein ſo leeres Wort aus! Wo wäre die für mich zu finden?

Zeno. In meinem Arme, wenn Feinde dir ſchaden wollen! In meiner Zunge, wenn du etwann ein Mädchen liebſt, ganz in ihr wonneſt, und zu blöde biſt, dich ihr zu entdecken! Stimme nur ein! das Letzte iſt richtig! Deine Krankheit liegt im Herzen! du liebſt?

Mamert. Ja, guter Alter, ich liebe!

Zeno. Und wen?

Ma-

Mamert. Laß mich ſchweigen! Ich wünſche deine Freundſchaft mit ins Grab zu nehmen! Geſtünde ich dir's, ſo würdeſt du mich verachten, keine Thräne auf meinem Grabe weinen!

Zeno. Iſt deine Liebe unedel? Iſt ſie knechtiſch?

Mamert. O Ritter, edel, erhaben! dem Geſchlechte nach würden des Fürſten Ahnen ſie willig in ihre Mitte nehmen, und an ihrer Schönheit ein Kaiſer ſich ſonnen; aber — — —

Zeno. Sie liebt einen andern?

Mamert. Schlimmer, weit ſchlimmer! Sie gehört ſchon einem andern!

Zeno. Hm! hm! Haſt du nie mit deiner Herzensdame geſprochen?

Mamert. Ich habe!

Zeno Haſt du nicht in ihren Worten, Blicken, Gebärden und Mienen etwas Holdes zu dir bemerkt?

Mamert. Könnte ich meiner Leidenſchaft trauen, ſo würde ich deine Frage mit Ja beantworten!

Zeno. Willſt du mir die Dame nicht nennen?

Mamert. Es iſt Willibalds Olivie!

Zeno. Willibalds Olivie? Ein ſchönes Weib! Iſt ſie nicht eine Sizilianerinn?

Mamert. Sie iſt's! Eine ſo ſchöne Blume wächſt in Deutſchlands Boden nicht.

Zeno. Ich war in meiner Jugend auch mit des Kaiſers Vater in Sizilien!

Mamert. Du willſt mich zerſtreuen!

Zeno. Nein! ich wollte dir nur erzählen, daß die Sizilianiſchen Weiber das Gegentheil der Deutſchen ſind. Ich habe deren viele gekannt, die einen Mann und nebenbey zwey auch drey minne Ritter hatten.

Mamert. Muthe mir nicht zu, ein ſolcher zu werden. Ich bin ein Deutſcher, ich will ſie ganz, oder nie beſitzen! Haſt du keinen beſſern Troſt für mich, ſo ſchweige! überlaß mich meinem Schickſale! laß mich ſterben!

Zeno. Ehe ich dies zugebe, ehe — — Doch ich muß erſt meiner Sache gewiß ſeyn, ehe ich wirke. Willibalds Veſte liegt nicht weit von hier. Mache dich auf! Trabe hin; Traue nicht deiner Leidenſchaft, ſondern der Dame Wort und Blick, und kannſt du aus beyden das Wort Liebe

zu-

zuſamm buchſtabiren, ſo komm und ſag mirs. Ich will, ich muß dir helfen, und ſollte ich meine ritterliche Ehre verpfänden, meinen Ruhm mit einer Mordthat beflecken. Folge mir, und laß mich für's weitere ſorgen.

Zeno gieng und Mamert, den bisher der Sturm hoffnungslos herumgetrieben, ergrif mit Freuden das Brett, welches ihm der alte Ritter reichte. Er ſammelte alle ſeine Kräfte und ritt noch am nämlichen Tage nach Oliviens Burg.

Die Räuber lagen in ihren Höhlen, und pflegten ihre Wunden. Willibalds kriegeriſcher Geiſt konnte ſich alſo an ihnen nicht üben, und ſtritt unterdeſſen mit Bären und Wölfen. Mamert fand alſo Olivien allein im Gemach. Sie erröthete als ſie den ſchönen, prächtig geſchmückten Jüngling hereintreten ſah! Nach des alten Ritters Rath drang Mamert kühn in ſie, ihr mehr zu geſtehen, ſeiner Leidenſchaft mehr Behagliches zu beichten. Ihr handelt unedel, ſagte Olivie, wenn ihr mehr zu wiſſen verlangt, um vielleicht der Unglücklichen zu ſpotten. Unſer Schickſal iſt feindſelig, hätte ich nur entfernte Hoffnung,

ſo

ſo würde ich ſie euch willig reichen; aber uns trennen jähe, unüberſteigliche Felſen! Glimmt hinan, wenn ihr Muth habt; aber verlangt nicht, daß ich die Verrätherinn der Feſtung ſeyn, euch noch Strick und Leiter zuwerfen ſoll.

Mamert hörte dieſe bundbrüchigen Worte mit Entzücken, und erzählte ſie dem alten Zeno. Dieſer lächelte ſtillſchweigend, und trat, ehe der Hahn krähte, in Mamerts Gemach.

Zeno. Deine Rüſtkammer iſt verſperrt, willſt du mir ſie nicht öffnen laſſen?

Mamert. Was ſuchſt du dort?

Zeno. Eine leichte Rüſtung, ein tüchtiges, gutes Schwert!

Mamert. Wo willſt du hinziehen?

Zeno. Ich habe ſchon lange eine Ehrenſache verſchoben, muß ſie enden, ſonſt könnte der Tod mich überraſchen, und ich wie ein Schelm in der Lüge ſtecken bleiben.

Mamert. Alter du lügſt! du beginnſt eine andere That!

Zeno. (lächelnd.) Möglich wärs!

Mamert. Du haſt Willibalden gefordert!

Zeno.

Zeno. Nicht gefordert, aber ich hoffe ihn zu treffen. Er wird heute die Dachshöhlen in unſrer Nachbarſchaft ſtürmen.

Mamert. Und?

Zeno. Du wirſt doch nicht böſe ſeyn, wenn ich Olivien zur Wittwe mache?

Mamert. O Zeno, du wollteſt?

Zeno. Dir zu Gefallen ein Jauner werden. Ich will ſeiner im Dickichte harren!

Mamert. Aber wenn er, wenn ſeine Begleiter dich erkennen?

Zeno. Deswegen wähle ich einen fremden Harniſch!

Mamert. Wenn du des Streiches verfehlteſt, wenn du ſelbſt — —

Zeno. So habe ich abgezahlt die Schuld, die ich bey deinem Vater machte, bey dir täglich erneuerte.

Mamert. Dann bin ich ohne Rath, ohne Hilfe!

Zeno. Ohne Rath, ohne Hilfe? Als wenn beydes nicht in meinem Tode läge! Du wirſt doch deinen Burg- und Bundsgenoſſen Zeno nicht ohne Rache ſterben laſſen? Wirſt doch Willibalden zur Rechenſchaft ziehen? Und Traun, wird dein ſtarker Arm ihn nicht überwältigen?

Mamert. Wohl! Gut! Aber wird auch Olivie den Mörder ihres Gatten lieben?

Zeno. Kurzſichtiger! ſagte ſie nicht ſelbſt, daß du den Felſen hinanklimmen ſollſt. Wer iſt dieſer Felſen? Sey ruhig! bis die Sonne zum Mittagsmahle ruft, komme ich entweder als Sieger zurück, oder ein Trauerbote verkündigt dir meinen Tod. Lebe wohl, guter Junge! Ich möchte freilich gerne auf deinem Hochzeitsſchmauſe mich vollzechen, aber wenn's nicht ſeyn ſoll, ſo trinke du für mich! (Er geht.)

Mamert. Zeno! Handeln wir nicht unedel, nicht — —?

Zeno. Ziemts dir, die Stimme zu wecken, die ohnehin laut in meinem Gewiſſen ruft? Ich habe die ganze Nacht überlegt und geprüft! Soll ich dich verſchmachten, verdorren ſehen? Soll ich hinter deiner Leiche wallen, und mir's vorwerfen, daß ich dich retten konnte, und doch nicht rettete? Mich ſchauderts, wenn ich an mein Vorhaben denke, und doch — — Lebe wohl, denk an die Zukunft!

Ma-

Mamerts Unruhe ſtieg aufs höchſte, als der alte Zeno bald darauf fortſprengte, und ihn in banger Erwartung zurück ließ. Er fühlte lebhaft, daß Zeno, und er mit ihm, nicht rechtſchaffen, nicht rittermäßig handle, aber er fand inniges Behagen an dem Gedanken, Olivien von den verhaßten Feſſeln frey zu ſehen. Die Hoffnung, ſie dann beſitzen zu können, erfüllte ſein Herz mit Wonne. Er ließ Meſſen leſen, und in der Kapelle beten. Wie ſeine Ungeduld die ſchwarze That ſchon vollendet glaubte, ſo ſtieg er auf den Wartthurm, blickte nach allen Gegenden, und ſah in der kleinſten Staubwolke den Sieger Zeno daherſprengen. Als ſein Auge müde wurde, ſeine Sehnſucht aufs höchſte ſtieg, und das Mahl ſchon ſtundenlang ſeiner wartete, verließ er die Warte, und eilte in ſein inneres Gemach, um ſeine Thränen, ſeine Verzweiflung zu verbergen. Bald darauf hörte er der Roſſe Wiehern! Er ſprang auf! der alte Zeno trat herein!

Mamert. (voll Freude.) Du wieder hier? Geſund und ohne Wunde?

Zeno. Ohne Wunde! aber hier! (wild aufs Herz klopfend.)

Mamert. Hat der Kampf begonnen?

Zeno. Nenns nicht ſo! Ehre dem Ehre, Schande dem Schande gebührt! Nenn es Meuchelmord.

Mamert. (unruhig.) Iſt Willibald todt?

Zeno. Todt! darauf kannſt du fuſſen! — — Am Wormſer Wege, unfern der Eremitenhöhle traf ich auf ihn. Er ritt allein, ſeine Knechte jagten im Thale. Ich pflanzte meine Lanze vor ihm hin, und er ſtand. Gilts mir? ſagte er, und ich — — Erſpare mir das Weitere! — —

Mamert. Und du?

Zeno. Ungroßmüthiger! Und ich ſpaltete mit deinem ſcharfen Schwerte des Unſchuldigen Schädel. Sein Fall durchbebte mich! Sein ängſtliches Zucken, ſeine Todesangſt erſchütterte meine Seele, und wie er endlich noch ſeine letzten Kräfte ſammelte, um deinen Namen zu nennen, um Gott und dir ſein Kind, ſein Weib zu empfehlen, da ergrif mich Angſt und Schrecken. Ich ſprengte fort, und hörte noch in der Ferne ſeiner Knechte Jammer, ſeiner Hunde Geheul!

Ma-

Mamert. Hat man dich vielleicht erkannt?

Zeno. Nein, dafür bürg ich dir mit meiner Ehre, wenn du anders eines Mörders Ehre zum Bürgen annehmen willſt. Meine ſchwarze That wird auf die Räuber fallen, deren Verfolger er war. Sollte ich ſie noch beginnen, du könnteſt mir alle deine Güter und Reichthümer aufwiegen, ich würde ſie zurückweiſen. Habe oft thurnirt, war oft Sieger! auch erwachte oft Mitleiden über den Gefallnen in meinem Herzen, aber des Kampfrichters Worte: Du haſt ritterlich gekämpft, biſt mit Ehren Sieger geworden! beruhigten mich! Itzt iſt mein Gewiſſen Kampfrichter: Du haſt wie Mörder gekämpft, biſt ehrlos geworden! ſagt es immer, und ich kann nicht widerſprechen! — — Ha! ſtets liegt er vor mir, und ruft ſein Weib! Ich muß die Geſtalt wegbeten! Gieb mir ein friſches Pferd! (er ſchnallt ſeinen Harniſch ab.) Ich gehe ins Kloſter! Stifte du mir dort eine Pfründe, daß ich da bis an mein Ende beten kann!

Mamert. Du willſt mich verlaſſen?

Zeno. Ich muß! Bliebe ich länger, ſo würde mein Gewiſſen die Freundſchaft

zu dir überwinden, und dir Worte ſagen, die felſenſchwer auf dein Herz fallen würden! (will gehen.) Ha! da liegt er ſchon wieder! wäre ich nur ſchon in heiliger Stätte! bis dahin wird mir die Geſtalt doch nicht folgen!

Mamert. (höchſt unruhig.) Was ſoll ich nun thun?

Jeno. Was du nicht laſſen kannſt! wenn ich als dein Freund rede! Soll ich dir aber treu und offen antworten, ſo muß ich dich bitten, das Weib deines Freundes, deines Bundsgenoſſens zu ehren, nicht ſein Heiligthum zu verwüſten, mich nicht neuer Sünden theilhaftig zu machen! denke an David und Uria!

Zeno ließ den erſtaunten Mamert allein, ſchwang ſich auf ein Pferd, und eilte mit verhängtem Zügel dem nahen Kloſter zu. Er hinterließ Mamerten in einem Zuſtande, den keiner zu ſchildern vermag, denn es war ein Zuſtand, der unthätig und ohne Worte iſt. Am andern Abende weckte ihn der Schall der Glocke aus ſeinem Schlummer. Er fragte um die Urſache des traurigen, dumpfen Tones, und hörte, daß man den von Räubern erſchlagenen Willi-

bald

bald beerdige. Sein Herz ſchlug gewaltig, ſchreckliche Angſt überfiel ihn! Früh erinnerte ihn einer ſeiner Schildknappen, daß es die Sitte fordere, die trauernde Wittwe heimzuſuchen und zu tröſten. Er ritt hin, ſah beym Eintritt in die Burg mit Mördersfurcht um ſich, und bebte als er in Oliviens Gemach trat. Sie weinte nicht aus Liebe, ſondern aus Mitleiden, aus Dankbarkeit, als ſie aber Mamerten ſah, ſo ſtockten ihre Thränen, ſie wollte ſich verſtellen, ihr Geſicht mit Trauer bedecken, aber eine unwillkührliche, nicht zu unterdrückende Freude flog darüber hin, machte die blaſſe Wange roth, und goß Feuer ins erſtarrte Auge.

Mamert. (ganz faſſungsleer.) Schöne Trauernde, ich komme euch zu tröſten!

Olivie reichte ihm ihre Hand, und zog ſie nicht zurück, als Mamert ſie männlich drückte. Er fühlte, wie ſein Herz ſich ergoß, wie alles Blut, alle Jünglingsglut nach dem Magnet, der in ſeiner Hand lag, hinſtrömte. Nur ſo weit Oliviens Hand ihn berührte, fühlte er Leben und Empfindung. Seine Seele, deren Sitz die Weiſen im Haupte beſtimmen, hatte

itzt ihren Thron in ſeiner Hand aufgeſchlagen. Hier dachte, fühlte, empfand ſie, die übrige Maſchine war leer, wüſte und öde, glich einem Uhrwerke, das abgelaufen iſt. Endlich wurde Mamerts Zuſtand faßlicher, wirkender. Er ſah die Geliebte ſeines Herzens, und las in ihrer Miene, daß ſie nun frey von Feſſeln, ihm ihre Hand nicht verweigern würde. Er ſank zu ihren Füſſen hin, küßte, ſprach und küßte wieder. Die nach Rang und Gröſſe ſtrebende Olivie duldete, antwortete und duldete wieder.

Schon am erſten Abende erfuhr der Entzückte aus Oliviens Munde, daß ſie nach vollendeter Trauer ſein Weib ſeyn wollte, ſeine Freude darüber war ausſchweifend. Er kehrte wonnetrunken zurück, und ſandte ſogleich hundert ſeiner tapferſten Reiſigen nach Oliviens Burg, die auf immer dort bleiben, und ſeine Traute bewachen mußten, weil ſie der Räuber Ueberfall fürchtete.

Von dieſer Zeit an war Mamert der tägliche, ſtündliche Gaſt in Oliviens Veſte. Wer ihn ſprechen, wer ihn ſehen wollte, der mußte ihn dort ſuchen, denn früh, eh

der

der Tag graute, ritte er ſchon hin, und kehrte oft dann erſt zurück, wenn der Mond hinter den Wald ſank. Er liebte ausſchweiſend, liebte raſend, er befriedigte Oliviens thörichſte Wünſche, überhäufte ſie mit Geſchenken, und wenn ich ihren Karakter aus der Folge nicht ſchon beſſer kennte, ſo würde ich mit meinem Geſchichtſchreiber kühn behaupten: daß ſie dankbar für alles, ihn eben ſo zärtlich und innig liebte.

Das Trauerjahr war nun verfloſſen, der arme Willibald moderte ſchon lange vergeſſen, ſein einziges Kind ruhte ebenfalls ſeit einigen Monden an ſeiner Seite. Olivie erſchien in bunter Tracht, kräuſelte ihr Haar, und ſchmückte ihre volle Bruſt mit den ſchönſten orientaliſchen Perlen. Mamert vermochte nun nicht länger zu harren, er machte die glänzendſten Anſtalten zum Hochzeitsfeſte, wollte eben einladende Boten an die Ritterſchaft rings umher ſenden, als der Abt von St. Mark ihn zu beſuchen kam.

Mamert. (ihm entgegen eilend.) Was bringſt du mir, ehrwürdiger Gaſt? kommſt du mein Hochzeitbette zu weihen, mich ein-

zu-

zu ſegnen mit der Geliebten meines Herzens, ſo ſey mir doppelt willkommen?

Abt. Diesmal führen mich andere Geſchäfte zu dir! Ich komme dich zu fragen: Ob ich der Sage trauen darf, die laut in dieſer Gegend umher geht, geſtern bis in die Zelle meines Kloſters drang?

Mamert. Welcher Sage?

Abt. Du wollteſt, erzählte man mir, Ritter Willibalds Wittwe heurathen.

Mamert. Die Sage iſt ächt, und dein Erzähler hat die Wahrheit geſprochen.

Abt. So verzeih, edler Ritter, daß ich mit dir offen wie ein Deutſcher und ohne Decke wie ein Prieſter rede: du kannſt die Wittwe des ermordeten Willibalds nicht heurathen.

Mamert. Pfaffe, du lügſt! Ich Olivien nicht heurathen?

Abt. Nein! Du warſt Mitſchuldiger! du warſt mehr als ſein Mörder! Denke an die Geſetze der Ritterſchaft! Denke an den ſchrecklichen Schwur, dem du, ſie ſtets zu beobachten, an meinem Altare geſchworen haſt. Wollte ich reden, du würdeſt ausgeſchloſſen aus der Edlen Kreiſe, du könnteſt bey keiner Tafel, bey keinem Thur-

niere

niere erſcheinen, zerbrochen würde dein Schild im Ritterſaale hangen, und dein Name nur ſpottweiſe genannt werden, aber des Prieſters Pflicht iſt zu decken ſeines Nächſten Fehler, zu verhüllen ſeine Laſter.

Mamert. Ich, Willibalds Mörder? Wer kanns ſagen? Wer behaupten?

Abt. Verheele nicht dem Arzte, der dich zu heilen kömmt, deine Wunde. Dein Bundsgenoſſe, der Ausführer deiner ſchwarzen That, der alte Ritter Zeno — Du erſchrickſt bey ſeinem Namen?

Mamert. Ich erſchrecke nicht! Endet!

Abt. Dieſer hat in unſern Mauern gebüßt, und in ſeiner letzten Stunde, um mehrern Greuel zu ſteuern, um nicht Laſter auf Laſter zu häufen, die ganze That zugeſtanden. Er hats in Gegenwart dreyer Edlen meines Kloſters aufſetzen laſſen, und durch eigne Unterfertigung beſtättigt.

Mamert. Und hätte er's ausposaunt von deines Kloſters Thurn, ſo iſt Olivie doch mein! Ich werde ſie Frau nennen trotz dir, trotz allen!

Abt. Gott, deſſen Diener ich bin, befiehlt mir in ſeiner Offenbarung: Wenn dein Bruder fehlt, ſo ermahne ihn unter

vier Augen, hört er dich nicht, ſo nimm zwey oder drey Zeugen zu dir! Erlaube, daß ich meine zweyte Pflicht erfülle! (er eilte aus dem Gemach, und trat mit drey Brüdern ſeines Ordens herein.)

Mamert. Schone mich mit der Beſchimpfung, die du mir bereiteſt! Ich ſtehe wie ein Fels und wanke nicht!

Abt. So nehme ich dieſe zu Zeugen, daß ich meine Pflicht erfüllt, und ſchreite, obgleich mit ſchwerem Herzen, zur dritten und letzten: Wenn du mir nicht dein ritterliches Ehrenwort giebſt, Olivien nie zu heurathen, ſo erkläre ich dich öffentlich für einen Sünder und Zöllner! Auf meine Erklärung folgt die biſchöfliche Exkommunikazion, auf dieſe, wenn ſie nach ſechs Wochen nicht gelöſt wird, die Reichsacht. Wähle nun, denn, wann die Sonne wieder aufgeht, ſo haſt du nicht mehr zu wählen!

Mamert. (bitter lachend.) Und ehe ſich ihr Lauf nur um eine Spanne verlängert, bin ich mit meinen Reiſigen an der Pforte deines Kloſters, vertilge dich mit deinen Brüdern, zerſtöre deine Wohnung mit Feuer, keiner ſoll übrig bleiben, der's dem Biſchofe,

deinen Vögten und Lehnträgern verkündigen ſoll. Wähle nun auch, ob du dies erwarten, oder mir die ſchändliche Schrift einhändigen, mit prieſterlichem Worte und Handſchlage ſchwören willſt, nie derſelben zu gedenken!

Abt. Du verlangſt mehr, als ich bewilligen könnte, fände ich auch dein Verbrechen billig. Die Schrift iſt nicht in meinen Händen.

Mamert. (wüthend.) Wo iſt ſie? Wer hat ſie?

Abt. Der Biſchof, auf deſſen Befehl ich zu dir kam!

Mamert. Der Biſchof? Der meinen Vater beym Kaiſer anklagte, auch ſeine Ehre brandmarken wollte? —— Wer übergab ſie ihm?

Abt. Es war des Sterbenden Wille!

Mamert. So geh und verkündige ihm, daß ich dich mit ihm verfluche, vermaledeye! (er zog ſein Schwert, und rannte es dem Abte durchs Herz.)

Die übrigen flohen, und Mamert ſtand wie einer, der aus des Himmels ſchönſter Gegend in den ſchrecklichſten Ort der Hölle herab zu ſinken wähnt. Sein

erſter

erſter Gedanke, den er wieder faſſen konnte, war Olivie. Er ließ den todten Abt in den Händen ſeiner erſchrockenen Knechte, und ſprengte mit geweihtem Blute befleckt nach Oliviens Burg. Ohne ein Wort zu ſprechen, nahm er die Erſchrockne in ſeine Arme, befahl den Reiſigen ihm zu folgen, und zog mit ihr nach einem ſeiner feſteſten Schlöſſer. Unterwegens entdeckte er ihr alles, und Olivie vergab ihm alles. Wie ſie auf der Veſte ankamen, ſo ließ Mamert ſeinen Kaplan rufen, und ehe die Sonne noch die Thäler beleuchtete, war er ſchon mit Olivien auf ewig verbunden.

Als unterdeſſen Mamerts That bekannt wurde, ſo ſtaunte die ganze Gegend! Man ſah vorher, daß der Biſchof, vereint mit den übrigen Aebten, die That rügen, daß ein bürgerlicher Krieg entſtehen, Brüder gegen Brüder fechten würden. Mamert erwartete dies ebenfalls, er behielt die Bewaffneten bey ſich, verſammelte täglich mehr, und rüſtete ſich mitten unter dem Vergnügen der Liebe zu Kampf und Streit. Die Exkommunikazion des Biſchofes furchte er nicht, und zur Reichsacht, hofte er, würden es die Fürſten und

Edlen

Edlen nicht kommen laſſen, weil viele unter ihnen, nach damaliger Sitte, die Klöſter nekten, und, wie mein Geſchichtſchreiber auf vielen Seiten erzählt, ſogar Schlöſſer auf geweihtem Grund und Boden den Geiſtlichen zum Hohne erbauten. Aber Mamert betrog ſich, der Biſchof ſprach ſogleich, als er die Nachricht erhielt, über ihn die ſtärkſte Exkommunikazion aus, und legte des alten Zeno Bekänntniß dem eben verſammelten Reichsgerichte vor. Die Richter lieſſen den Grafen vor ihre Schranken fordern, da ſie ihm aber nicht ſicheres Geleite verſprachen, ſo erſchien er nicht. Ergrimmt über den Spötter der Religion, über den Verächter der ritterlichen Geſetze ſprachen ſie einſtimmig die Reichsoberacht über ihn aus. Das Reichspanier zog nun, vereint mit den biſchöflichen Völkern, nach dem Unglücklichen hin, der wie ein Vogel in der Luft von jedem Unedeln, und Knechte ermordet werden konnte.

Am Ende der fünften Woche ſah Mamert ſchon von ſeiner Warte ihre Fahnen in der Ebne wehen, und ſandte ihnen Boten entgegen, um zu hören: ob ſie Krieg oder Frieden brächten? Traurig kamen die

Abge-

Abgeſandten zurück. Hier, ſagten ſie, ſchickt euch der Biſchof den Bann. Es ſchauderte uns, wie ſie all die ſchrecklichen Flüche über euch und uns ausſprachen.

Mamert. Und werdet ihr dieſe Flüche achten? Werdet ihr wegen dem Geſchwätze des Pfaffen euern Herrn, der euch redlich Koſt und Lohn gab, verlaſſen?

Einer aus ihnen. Wir würden's nicht, ob es gleich ſchwer iſt, ſich nicht nahen zu dürfen dem Gotteshauſe, zu ſterben ohne Sakramente, und begraben zu werden, wie ein Hund. Aber höret das Ende unſrer Botſchaft: Die Reichsoberacht iſt über euch ausgeſprochen!

Mamert. Wie? Ihr ſeyd hintergangen, betrogen!

Ein andrer. Nein! Wir habens deutlich vernommen! Du haſt unredlich gehandelt an Willibalden, du haſt zugegeben, daß man ihn auf der geleitfreyen Straſſe tödte? Wir können dir nicht mehr dienen! Dein Kopf iſt vogelfrey! Nimm's ſtatt Dank für Koſt und Lohn, daß wir dich nicht deinen Richtern liefern!

Noch ein andrer. Kannſt mit den Räubern und Schnaphähnen Bund machen, die wir ſonſt unter deiner Fahne bekriegten!

So verlieſſen ſie den erſtaunten Grafen, die andern folgten ihnen, und am Abende war ſeine Veſte verlaſſen von allen, die das Schwert führen konnten.

Mamert ſah nun wohl, daß er der Gewalt weichen mußte, allein zu ſtreiten nicht vermögend ſey. Er nahm ſein zitterndes Weib, und floh mit ihr nach dem nahen Walde, der Meilen weit ſich hinter der Veſte erſtreckte.

Anfangs flohen beyde ſchnell, aber bald vermochte Olivie nicht weiter zu gehen. Mamert trug die Matte nach einer Anhöhe. Dicke Finſterniß herrſchte ringsumher! Wölfe heulten! Bäre brummten und Füchſe bellten! Olivie ſchauderte! wie ſie weiter eilen wollten, ſo ward's helle, der Himmel färbte ſich, und bald ſahen ſie deutlich, wie ringsumher ihre Schlöſſer brannten! Mamert wühlte vor Wuth und Schmerz im Boden! Olivie rang troſtlos die Hände und weinte. Nach und nach bleichte der anbrechende Tag die immer höher ſteigende

Flam-

Flammen, die Sonne gieng vom Rauch und Dampf verdunkelt, auf. Mamert lag noch immer ſprachlos auf der Erde, ſein Weib weckte ihn, und zeigte ihm in der Ferne eine Höhle.

Mamert. Komm, laß uns dahin eilen!

Olivie. (ihm folgend und laut jammernd.) Was wird aus uns werden?

Mamert. Was? Weib, haſt du nicht ſterben gelernt?

Olivie. Willſt du mich noch mehr ängſtigen?

Mamert. Kann geſchehen, denn ich muß dein Ohr an alle Töne gewöhnen! Glaubſt du nicht, daß die ganze Rotte ſich nun aufmachen wird, um uns auszuſpähen?

Olivie. Gott und Marie verhüte es!

Mamert. Und denkſt du, daß ich ſie erwarten werde?

Olivie. Was willſt du alſo thun?

Mamert. Ich will nicht zuſehen, wie ſie dich von mir reiſſen, wohl gar erſt vor meinen Augen ſchänden und dann erſt ermorden. Bey Gott, bey allen Heiligen ſeys geſchworen, dies erwarte ich nicht! Knie nieder und bete!

Olivie. (angſtvoll.) was beginnſt du?

Mamert. (mit weggewandtem Geſichte.) Mord über dich und mich!

Olivie. Heilige Marie!

Mamert. Hörſt du Getöſe vom Weiten? Olivie bereite dich! der Tod aus der Hand deines Gatten muß dir willkommner ſeyn, als aus der Hand eines ruchloſen Knechtes!

Olivie. (zitternd, bebend und all ihren Muth faſſend.) Kleinmuth überwältigt deine ſonſt männliche Seele! laß mich für dich denken und handeln, wenn du zu beyden unfähig biſt.

Sie erzählte ihm nun, daß ſie, wie ſie noch Willibalds Weib war, oft den Biſchof geſehen, geſprochen und viele Verſicherungen ſeiner Freundſchaft erhalten hätte. Ich will mich, fuhr ſie fort, vor ſeinem Stolze demüthigen, will um Auflöſung des Bannes, durch ſein Vorwort um Entbindung der Reichsacht bitten. Vielleicht hört er mein Flehen, da ſeine Wuth geſtillt, ſeine Rache geſättigt iſt.

Mamert. Und was weiter?

Olivie. Dann ſoll eine Hütte uns aufnehmen, dann wollen wir, wenn ſie auch

deine Güter zur Verſöhnung behalten, zufrieden und ruhig in einer Einöde leben. Nur ganz des Glückes der Liebe genieſſen, und Pracht und Hoheit vergeſſen.

Nach langem Kampfe, nach vielen Einwürfen, erweicht von Oliviens ſchmelzenden Tönen, ganz zur Liebe umgeſtimmt, die nur auf einige Augenblicke Wuth und Raſerey aus ſeinem Herzen verdrängt hatten, traute endlich Mamert der liſtigen Schlange, und verſprach Olivien ſo lange in der Höhle zu harren, bis ſie mit Nachrichten zurückkehrte. Er geleitete ſie bis an des Waldes Ende! komm bald zurück, rief er ihr nach, ſonſt tödtet mich Verzweiflung!

Olivie wanderte mit dem feſten Vorſatze nach der Straſſe, nie wieder zurück zu kehren, den armen, beraubten Mamert ſeinem Schickſale zu überlaſſen, und ſich, wärs möglich, ein beſſeres zu ſuchen. Noch wußte ſie nicht, wohin ſie ſich wenden ſollte, als ein Trupp biſchöflicher Völker auf ſie ſtieß, und ſie mit Gewalt vor den Biſchof führten. Er erkannte ſie gleich.

Biſchof. Weib des verbannten und geächteten Mamerts! was bringſt du mir?

Oli-

Olivie. Ich komme deine Huld, deine Güte anzuflehen! Was habe ich verſchuldet? Was ich verbrochen? Ich bin unſchuldig an meines erſten Mannes Tod! Unſchuldig an dem Morde des Geweihten! Ich habe den Geächteten verlaſſen, und will nicht länger mit ihm haushalten!

Biſchof. Haſt du ihn nicht zu allen verleitet? Iſt er nicht deinetwegen ein Mörder?

Olivie. Verdient der Jubel Strafe, der den von ſeinem Glanze geblendeten zum Diebſtahle oder gar zum Mord des Beſitzers verleitet?

Biſchof. (ſie näher betrachtend, und mit wollüſtigem Blicke auf ihrer entblößten Bruſt ruhend.) Du ſuchſt und findeſt gute Entſchuldigungen! auch kann dich die Exkommunikazion nicht treffen, die Reichsacht nicht berühren, wenn du aufrichtig mir des Mörders Aufenthalt entdeckſt!

Olivie. Laß mich eben ſo unſchuldig an ſeinem Tode als an ſeinem Verbrechen ſeyn.

Biſchof. (ſchon ganz von Oliviens Reizen beſiegt.) (*) Ehre und Ruhm ſoll deiner warten. In meinem Pallaſte ſollſt du wohnen, an meiner Tafel ſitzen, all meine Schätze dein nennen, wenn du mir dieſe Bitte gewährſt.

Olivie. Du befiehlſt, und deine Magd gehorcht: Mamert liegt unfern von hier in einer Waldhöhle verborgen.

Biſchof. Kannſt du mir dieſe Höhle nicht näher beſtimmen?

Olivie. Wenn man von hier die Straſſe nach dem Walde wandelt, ſo findet man am Anfange des Hains ein Kreuz, tiefer hinein noch eins, dann gerade hinunter einen ſchrofen Felſen, und an deſſen Fuße die Höhle.

Biſchof. Wollteſt du mir nicht, um der Unſchuldigen Blut zu ſchonen, deine Halsperlen auf einige Stunden borgen, damit meine Reiſigen ſich als Boten von dir nen-

(*) Ich folge getreu meinem Geſchichtſchreiber, den ich Lügen zu ſtrafen, nicht berechtigt bin. Schriebe ich einen Roman, ſo würde ich Olivien nicht ſo ſchnell ſiegen laſſen.

nennen, und ihn unverſehens fangen könnten?

Olivie ſchwieg, der Biſchof löſte die Perlen. Er entfernte ſich einige Augenblicke, und kam mit Erfriſchungen zurück.

Unterdeß die Treuloſe mit dem Wolluſtigen buhlte, ihm halb ſein Verlangen bewilligte, und nur durch kluge Weigerung zu mehrern Verſprechen, zur ſtärkeren Glut anflammte, zog ein Trupp Reiter nach der bezeichneten Höhle hin. Mamert ſah ſie kommen, und zog ſein Schwert. Sie zeigten ihm Oliviens Perlen, und der Leichtgläubige trat voll Vertrauen in ihre Mitte. Drey tödtliche Hiebe ſtreckten ihn zu Boden! Noch lebte, noch athmete er! Noch konnte er ſprechen.

Mamert. Um Gottes und Marie willen! Wo iſt mein Weib?

Ein Reiter. In unſers Biſchofs Händen!

Mamert. Wie gehts ihr? Wer gab euch die betrugvolle Halsſchnure?

Der Reiter. Der Biſchof, unſer Herr! dein Weib befindet ſich wohl! Sie nahm eben einen Stärkungstrank, als wir abreiſten.

Ma-

Mamert. Und wer? — Um Gottes Barmherzigkeit willen — Wer verrieth euch meinen Aufenthalt?

Der Reiter. Sie ſelbſt! Traure nicht um ſie! Ihr wirds wohl gehen! unſer Biſchof iſt den ſchönen Weibern nicht feind!

Mamert. Ha! Männer gebt mir den Todesſtoß! — — Weilt noch einen Augenblick! (er wühlte in ſeinem Buſen.) bringt der Treuloſen dies Tuch! Es iſt mit meinem Blute befleckt! — Sie ſoll! — — O wenn du Ehre liebſt, und deine grauen Haare unbefleckt zur Grube tragen willſt, ſo bringe der Schändlichen meinen Fluch! — Sie hat — — O dies ſchmeckt bittrer als der Tod! — — Erbarmt euch! tödtet mich! Die Reiter fühlten Mitleid, und tödteten ihn, ehe er verzweifelte. Sie ließen ſeinen Körper unbegraben den Wölfen zur Beute liegen.

Als der Biſchof ſeinen Tod erfuhr, zog er im Triumphe nach der Stadt, Olivie war unter ſeinem Gefolge, und wohnte in ſeiner Burg. Als Menſchenfreund will ichs glauben, daß ſie im Stillen ſich oft ihres Mamerts erinnerte, und ihm in Stunden der Einſamkeit eine Thräne ſchenkte,

aber

aber öffentlich erſchien ſie in der bunteſten Tracht, geſchmückt mit ausländiſchem Putze. Die Aebte, Hofherren, Lehenträger und Pfründner verehrten ſie bald als eine Perſon, durch welche man alles vom Biſchofe fordern, und durch deren Vorwort man alles erhalten konnte. Ihr zu Ehren gab der Biſchof glänzende Feſte, und herrliche Schmäuſe. Am Tage ihres Namens ſpeiſten einſt über neunhundert Edle an ſeiner Tafel, und der Knechte und Dienerzahl konnte man gar nicht beſtimmen. Olivie wünſchte auf einem Thurniere den Preis auszutheilen, und der Biſchof gab die Koſten zu dem berühmten Thurniere zu Augſpurg her, wo Olivie die Sieger mit ganz güldenen Harniſchen, mit Wämſer, geſtickt mit ächten Perlen, beſchenkte.

Durch drey Jahre lebte ſie in allen Taumel der Wolluſt und des Vergnügens. Um ſolch einen Aufwand zu unterſtützen, ihre Launen zu befriedigen, ihren außerordentlichen Hang zur Verſchwendung zu ſättigen, drückte und preßte der Biſchof ſeine Unterthanen mit immer neuen Auflagen. Die Klagen darüber wurden laut, anfangs hörte ſie der Biſchof ruhig, da ihm

aber

aber, wie es den Dienern der Wolluſt immer geht, Oliviens Reize nach und nach gleichgültig, bald gar zum Eckel wurden, ſo nahm er dieſe Klagen zum Vorwande, und wünſchte die Urſache davon zu entfernen. Noch wußte er nicht, wie er ſeinen Anſchlag beginnen und ausführen ſollte, als er bey einem Feſte eine fremde Dame erblickte, die ſein freyes Herz aufs neue feſſelte, und Oliviens Gegenwart ganz unerträglich machte. Er ließ ihr alſo am andern Tage durch ſeinen Getreuen ein ſchönes Schloß zum Geſchenke anbieten, wenn ſie willig weichen, und dort auf immer wohnen wollte. Die verachtete Olivie raſte, ſie ſprach von Untreue und Rache. Sein Name, ſagte ſie endlich, ſoll gebrandmarkt und ein Spott des Pöbels werden. Nach dieſer Nachricht gieng der Biſchof am Abende mit noch mehrern ſeiner Getreuen zu Rathe, und weil er von ihrer Wuth alles zu befürchten hatte, ſo beſchloß er, ſie mit Gewalt zu entfernen, und irgendwo, ihm zu ſchaden unvermögend, einzuſperren. Seine Getreuen, welche auch ihr eiſernes Szepter oft gefühlt hatten, ſchlugen ihm zum Gefängniſſe den Thurn vor, deſſen im Mährchen gedacht

wird,

wird, und von welchem der Biſchof, als Regent der Stadt, Beſitzer war. Der Furchtſame gab den Getreuen volle Macht und Gewalt, ſie überfielen Olivien auf ihrem Lager, und führten ſie um Mitternachtsſtunde auf den Thurm. Der alte Reiter, welcher den armen Mamert tödten half, war unter den Wenigen, die ſie führten. Noch hatte er ſich aus Furcht, Olivien zu beleidigen, des Sterbenden Auftrags nicht entledigt, itzt wollte und konnte ers ohne Gefahr thun: Edle Frau, ſagte er, als er ſie mit einer Fackel die dunkle Treppe des Thurms hinabführte, ich habe einen Auftrag an euch! Er iſt zwar ein wenig von lange her, aber wenn ich itzt nicht rede, ſo muß ich wahrſcheinlich ewig ſchweigen. Hier iſt ein Tuch von euerm Gatten, das Blut, mit welchem ihr es durchwebt ſeht, iſt ſein Blut! Es quoll aus ſeinem Herzen, das in der Todesangſt euch fluchte. Ich habe lange Anſtand genommen, es euch mit dieſem ſchrecklichen Fluche zu überbringen, aber da ihr geweiht ſeyd, ſo wird der Fluch eines Geächteten nicht haften, und ſollte er ja haften, ſo habt ihr itzt Zeit, ihn wegzubeten!

Oli-

Olivie erſchrack über des Alten Worte! Sie hatte bisher die ſchrecklichſten Verwünſchungen ausgeſtoſſen, nun ſchwieg ſie und Thränen rollten über ihre Wangen. Sie litt's geduldig, wie man ſie in eine finſtere Höhle ſperrte, und die eiſerne Thüre verriegelte.

In dieſem Thurme ſaß Olivie ein halbes Jahr. Man brachte ihr anfangs Speiſen von der biſchöflichen Tafel, als aber ihr Andenken durch neue und erhörte Liebe ganz aus des Biſchofs Herz verdrängt wurde, ſo mußte ſie ſich mit ſchlechten Speiſen, endlich gar mit Waſſer und Brod ſättigen. Sie beſchwerte ſich darüber nie bey ihrem Wärter, ſie faſtete, betete, und klagte oft, daß ihre beyden Männer ihr erſchienen, und ſie marterten und quälten. Am St. Jakobsabende, welches der Ermordungstag ihres zweyten Mannes war, bat ſie den Wärter flehentlich um einen Geiſtlichen, er meldete es dem Biſchofe, und dieſer verſprach, ihr am andern Tage einen Vertrauten zu ſenden, aber Verzweiflung wüthete zu ſehr in ihrem Innern, ſie konnte den Troſt nicht mehr erwarten. Als früh der Wärter mit dem Mönche ins Ge-

fäng-

fängniß trat, ſo fand er ſie todt. Sie hatte ſich an ihren ſchönen langen Haaren, die ſie in lange Zöpfe flochte, aufgehangen. Das mit Blut befleckte Tuch hieng an ihrer Bruſt, ihr ſtarres Auge ſchien auch noch im Tode darauf gerichtet zu ſeyn. Auf Befehl des Biſchofs wurde ihr Körper in dem nämlichen Gefängniſſe verſcharret. Gleich darauf erzählten ſich die Wenigen, denen ihr Tod bewußt war, daß ſie umher wandele. Nach dem Tode des Biſchofs wurde die Fabel lauter. Man zeichnete zur gottſeligen Betrachtung und denen falſchen Weibern zum Spiegel ihre Geſchichte auf, und verwahrte ſie in vielen Archiven. Die Nachkömmlinge ſchmiedeten endlich das Mährchen, welches ich am Anfange erzählte. Noch pflanzt es ſich immer fort, noch erzählen es viele Einwohner der Stadt F — als den dreyzehnten Glaubensartikel ihren Kindern, und die wandernde Handwerksburſche bringen die Abbildung der weißen Frau als ein Wahrzeichen in ihre Heimath zurück.

Selbſtmörder aus Ehrgeiz.

Lieutenant K—.

Als der redliche K — ſich ſeinem Ende näherte, rief er ſein Weib, ſeine Tochter vor ſein Bette. Ich habe, ſagte er, ſchon vor langen Jahren ein Teſtament gemacht. Du, treue Gefährtinn meiner Tage, biſt Erbe meines Vermögens, deſſen Verwalter ich bisher war. Ich hatte nichts, als ich dich heurathete, und ob ich ſchon dein Heurathsgut doppelt vermehrte, ſo kann doch mein abweſender Sohn, meine gegenwärtige Tochter nichts von den Zinſen fordern, die dein Kapital trug. Da ich auf dieſe Art arme Waiſen zurücklaſſe, ſo empfehle ich ſie ganz deiner Obſorge. Sey — was du allzeit warſt — ihre Mutter! Mein Wilhelm hat bisher von mir eine monatliche Zulage zu ſeiner Gage erhalten. Verſage ſie ihm auch ferner nicht. Er iſt ein guter Junge, und wird dir deine alten Tage verſüſſen. Noch habe ich auch arme Freunde, ſie würden, ohne meine Unterſtützung, ihr Brod vor den Thüren ſuchen müſſen. In meinem Schreibpulte findeſt

du ein Verzeichniß desjenigen, was ich ihnen wöchentlich gab. Gieb es ihnen ebenfalls, brich ihnen nichts ab, ſie werden für dich und deine Kinder beten. Die Alte verſprach weinend des Greiſes letzten Willen zu halten und zu erfüllen.

An dir, liebes Lotchen, fuhr er fort, habe ich ſchon oft einen übernatürlichen Hang zum Geize beobachtet. Ich habe dich deswegen oft, aber wie ich noch in meinen letzten Tagen bemerkt habe, vergebens ermahnt. Kann das Bitten des ſterbenden alten Vaters Eindruck auf dein Herz machen, ſo hüte dich für dieſem ſchändlichen Laſter. Sparſamkeit iſt die Zierde des Weibes, aber Geiz verunſtaltet ihre Schönheit. Du haſt, ehe ich krank wurde, ein armes Bettelweib die Treppe hinabgeworfen. In der Stunde meines Todes ſollte ich dir keine Vorwürfe machen, aber um dein Herz zu rühren, muß ich dir's doch ſagen, dieſe Unbarmherzigkeit war die Urſache meiner Krankheit. Ich härmte mich, ein Kind gezeugt zu haben, das den Namen Menſch entehrt. Gieb mir deine Hand, gelobe mir hier an meinem Sterbebette, dies nie mehr zu thun, und wenn deine

Leiden=

Leidenſchaft dich irre führt, ſo denke an deinen Vater, der darum ſo ruhig und vergnügt ſein Ende erwartet, weil er ſich ſo etwas nicht vorzuwerfen hat.

Lotchen gelobte mit vielen Worten, und der Alte entſchlief ſanft. Die ganze Stadt bedauerte ihn, denn er hatte den meiſten Reichen manche Gefälligkeit erzeigt, vielen Armen geholfen, keinem eine Gabe verſagt. Seiner Leiche folgten alle, und ſein Grab wurde mit vielen Thränen benetzt.

Seine hinterlaßne Wittwe zählte ſchon ſechs und ſechzig Jahre. Ein ſchon von lange her beſchädigter Fuß verhinderte ſie das Hausweſen zu beſorgen. Nach ihres Mannes Tode vertraute ſie es ganz ihrer Tochter, und hütete oft ganze Wochen das Bette, weil ihres Mannes Verluſt ſie kränkte, der Harm an ihrem Leben nagte, und ihr Schmerz am Fuße ſich täglich mehrte. Ihre einzige Beſchäftigung war das Gebet. Wenn der Sonnabend kam, ſo zählte ſie allemal das Geld für die armen Anverwandten ihres Mannes auf.

Lotchen ſtrich's ein, aber — man denke ſich die grauſame Seele des Mädchens!

chens! — ſie verwahrte es in ihrer Schatoulle, und jagte die Bittenden fort. So hat der Redliche, ſagten dieſe, in ſeinem Teſtamente unſrer nicht gedacht? Nein! antwortete Lotchen! Auch mündlich nichts verordnet? Nein! erwiederte die Grauſame, und die Armen giengen weinend fort, suchten bald darauf ihr Brod vor andern Thüren.

Auf der Mutter Befehl berichtete Lotchen den Tod des Vaters ihrem Bruder, welcher zu L— in P— als Lieutenant diente. Die gutherzige Alte vermehrte die Zulage, welche ihm ſonſt der Vater ſandte, aber da das Geld durch Lotchens Hände gieng, ſo unterſchlug ſie es, und ſchrieb dem armen Jüngling im Namen der Mutter, daß ſie ihm itzt nichts mehr ſchicken, und er, nach dem Beyſpiel vieler andern Offiziere, ſchon von ſeiner Gage leben könne.

Lieutenant K— rang eben ſo ſehr nach Ehre, wie ſeine Schweſter nach Gelde. Er war, wegen ſeiner beſonders guten Aufführung in ſeinem Standquartiere angeſehn und beliebt. Er war bisher der Theilnehmer jeder Luſtbarkeit, die allzeit mit Aus-

gaben

gaben verknüpft iſt. Er gab einigen braven Leuten aus ſeiner Kompagnie Zulage, und machte — damit ich mich doch auch einmal eines Modeworts bediene — in der galanten Welt eine große Figur.

Er kannte ſeiner Schweſter Geiz, und wähnte ſogleich, daß ſie die einzige Urſache ſey, warum die Mutter ihm das Wenige von ihrem Ueberfluße verſagte. Er ſchrieb daher einen dringenden Brief an ſie, ſtellte ihr das Unrecht vor, und hofte von der Wirkung dieſes Briefes alles, aber der Brief fiel ganz natürlich in Lotchens Hände, und die Unbarmherzige las der betrogenen Alten den Dank ihres Sohnes für das überſchickte Geld daraus vor.

So lange Lieutenant K— auf Antwort hofte, verſchwieg er ſein Unglück ganz. Er verſetzte ſeine entbehrlichen kleinen Koſtbarkeiten, und wie dieſe nicht mehr zureichten, ſo aß er im Stillen trocknes Brod, damit er nur ſeine einmal angefangene Rolle vor der Welt fortſpielen konnte. Wie aber viele Monate, ohne Antwort auf fünf Briefe zu erhalten, verfloſſen waren, und ſeine Einſchränkung nicht mehr zureichte, ſo entdeckte er ſich ſeinem Obriſten, und bat dieſen

um ein Vorwort bey ſeiner Mutter. Dieſer fand des Lieutenants Bitte billig, und ſchrieb mit erſtem Poſttage an ſie. Ihr Sohn, berichtete er ihr, iſt einer der beſten Offiziere meines Regiments. Sie verhindern ihn an ſeinem Glücke, wenn ſie ihn zu ſehr einſchränken, und haben es einſt zu verantworten.

Lieutenant K— hofte nun ſicher auf die Aenderung ſeines Schickſals, aber er betrog ſich, denn der Brief fiel auch Lotchen in die Hände, und dieſe verbarg ihn ganz vor der Mutter Augen.

Wie die Zeit verfloſſen war, daß Antwort kommen ſollte, und doch keine kam, ſo hätte er gerne Urlaub genommen, und wäre ſelbſt nach Hauſe gereiſt, um zu erforſchen, was ſeiner Mutter Herz ſo ſehr gegen ſein Bitten, ſogar gegen die Vorſtellung des Obriſten ſtählte. Da er aber über hundert Meilen von ſeiner Geburtsſtadt entfernt war, kein Geld zu dieſer Reiſe hatte, ſo mußte er dieſen Gedanken unterdrücken, und rang nach andern Mitteln.

Es war ihm unerträglich, daß er itzt ſchon manche partie de plaiſir ausſchlagen mußte, und wie er hörte, daß man ſchon

überall nach der Urſache forſchte; warum er nicht mehr in Geſellſchaften, nicht mehr am Spieltiſche der Damen erſchiene? ſo war er der Verzweiflung nahe. Aendert meine Mutter nicht bald mein Schickſal, ſagte er zu ſeinem innigſten Freunde, ſo werde ich es ändern. Sein Freund ſuchte ihn zu tröſten, und unter andern begreiflich zu machen, daß ſeine Briefe wohl alle könnten verlohren gegangen ſeyn. Gut, ſagte K —, ſo will ich dann noch harren, will noch zwölf Briefe, keinen mehr und weniger, an meine Mutter ſchreiben, aber antwortet ſie dann nicht, ſo ſoll ſie ihrem Sohn nie mehr antworten können.

Schon hatte das unmenſchliche Lotchen ſechſe von dieſen Briefen ungeleſen verbrannt, und noch vier andere, alſo in allen zehne an der Zahl, hatte der leidende Bruder ſchon abgeſchickt, als ihn ſein Obriſter rufen ließ. Hören ſie einmal, ſagte der Obriſte, als er eintrat, ihre Frau Mutter muß entweder eine ſehr unhöfliche Frau ſeyn, oder ſie müſſen mich in Anſehung ihrer Glücksumſtände mit Unwahrheiten berichtet haben. Es ſind bereits vier Monate verfloſſen, und ſie beantwortet mir

nicht einmal meinen Brief. Sie haben mich einer wirklichen Sottiſe ausgeſetzt.

Lieutenant R—. Wider meinen Willen, Herr Obriſter! Hätte ich glauben können, daß meine Mutter aufhören würde, ſich ihres Sohns zu erinnern, ſo würde ich mich nie unterſtanden haben, ſie um ihr Vorwort zu bitten.

Obriſter. Aber was kann ſie denn abhalten, mir zu antworten? Iſt ſie krank? tod?

Lieutenant R—. Ich muß mich ſchämen, daß ich keine dieſer Fragen beantworten kann. Ich habe ebenfalls noch keinen Brief erhalten.

Obriſter. Wenn wir's beym Lichte betrachten, ſo wird der Herr Sohn wohl ſelbſt daran Schuld ſeyn. Die Mutter wird nichts zu antworten wiſſen, denn ſie wird nichts zu ſchicken haben. Daß ihr Herren ſo gerne Wind macht. Anfangs Hui, und am Ende Pfui! Alles fragt in Geſellſchaften nach ihnen, und alles macht Gloſſen über ſie! Hätten ſie nie großgethan, ſo würden ſie itzt nicht klein ſcheinen! Geſtern ſind auch zwey Mann von ihrer Kom-

pagnie deſertirt, und wie mich der Kapitain verſichert, bloß wegen ihnen!

Lieut. K—. Wegen mir?

Obriſt. Ja, wegen ihnen! Sie gaben den Leuten ſonſt Zulage, itzt konnten ſie ihr Wort nicht mehr halten, und die Kerls giengen, des Wohllebens gewohnt, auf und davon. Ich weis nicht, wie's der Proprietair nehmen wird, wenn ich ihm dies alles berichte, wie ich es denn auch berichten muß. Wie geſagt! Zu viel Stolz! Zu viel Wind! — — Gehen ſie nur!

Lieutenant K— eilte, ohne ein Wort zu reden, nach Hauſe. Sein guter, ſonſt ſo willkommner Freund, begegnete ihm unterwegens. Er beantwortete ſeine Frage nicht, und dankte nicht einmal ſeinem Gruße. Zu Hauſe ſchrieb K— eine halbe Stunde, und eilte dann mit zwey Briefen zum Obriſten. Sie haben, ſagte er zu dieſem, an meiner Mutter Glücksumſtänden, und folglich an meinem Worte gezweifelt. Um ſie von beyden zu überzeugen, ſo bitte ich ſie bey ihrer Ehre dieſe zwey Briefe durch eine ſichere Gelegenheit an meine Mutter zu überſchicken. Sie werden vielleicht Bekannte

in meiner Vaterſtadt haben, machen ſie, daß einer von dieſen die Briefe meiner Mutter ſelbſt einhändigt, und ſie werden hören, daß Lieutenant K— nicht gelogen hat. Ich habe übrigens aus ihrer Erzählung vernommen, daß ich ein Hohngelächter, ein Geſpötte, ein Mährchen der ganzen Stadt bin, und bin alſo gezwungen, mir Satisfakzion zu nehmen.

Obriſt. So werden ſie mit der ganzen Stadt duelliren müſſen.

Lieutenant K— machte ein ſtummes Kompliment und gieng. Die Glocke hatte eben eilfe geſchlagen, um 12 Uhr raportirte der Adjutant dem Obriſten, daß ſich Lieutenant K— auf ſeinem Zimmer erſchoſſen habe.

Der Obriſte erſchrack heftig, nannte ſich die Urſache ſeines Todes, und eilte nach des Lieutenants Wohnung. Er fand ihn tod auf ſeinem Bette. Die Kugel war durchs Herz gegangen. Sein Auge war geſchloſſen, und ſeine Miene glich der Miene des ſanft Entſchlafnen. Der Obriſte bat den Todten mit Thränen um Verzeihung, und befahl ihn anſtändig zu beerdigen. Als er nach Hauſe kam, ließ er einige Offiziers

ru-

rufen, und eröfnete in ihrer Gegenwart die zwey Briefe, welche ihm der Ausgelittne anvertraut hatte. Der erſte war an ſeine Mutter:

Meine Mutter!

Seit dem Tode meines Vaters habe ich ſchon ſechszehn Briefe an Sie abgeſchickt, und auf alle dieſe Briefe keine Antwort erhalten. Ich habe geweint, gebeten, um Gottes und meines Erlöſers willen gefleht, und man hat meine Thränen verachtet, mein Bitten und Flehen nicht gehört! Kann ein Weib ihres Kindes vergeſſen? Sie kanns, will ich ſagen, wenn ich vor Gottes Throne hintrete, und er mich fragt: Warum ich ungerufen erſcheine? — — — Dieſer Brief bedarf keiner Antwort mehr! ich habe ihn in der letzten Stunde meines Lebens geſchrieben, wenn ſie ihn erhalten, ſo modere ich ſchon. Ich muß, Mutter, ich muß ſterben! Meine Ehre iſt äußerſt gekränkt! Ich bin das Hohngelächter der Stadt geworden. Man hat mich einen Lügner, einen Prahler geſcholten! — — O meine arme! O meine betrogene Mutter! Ich fühls, mein Herz ſagt mir's, ſie ſind an allen meinem Unglücke unſchuldig! Meine

Briefe

Briefe ſind unterſchlagen, ſind ihren mütterlichen Augen verborgen worden. Wie könnten Sie, die Güte, die Sanftmuth ſelbſt, ihrem einzigen, ihren geliebten Sohne einige elende Gulden verſagen? Den letzten Biſſen will ich mit dir theilen! Wenn dir etwas mangelt, ſo ſchreibe an mich, ſagten ſie, als ſie mich die Treppe hinunter zum Wagen führten. Noch an der Ecke der Gaſſe ſah ich ihr Auge in Thränen glänzen, und ihre Hände für mich zu Gott empor heben. Dieſe Worte, dieſe Thränen, dieſer Segen ſollte Heucheley, Verſtellung geweſen ſeyn? Nein! Nein! Sie ſind hintergangen, ſie ſind betrogen? Sie erfahren ihres Sohnes Leiden erſt mit ſeinem Tode! O ſchrecklich für mich! ſchrecklich für ſie! Aber ich muß! Es nagt, es kämpft in meinem Innerſten! — — Ich ſpreche ſie vor der ganzen Welt frey von der Urſache meines Todes, auch bey Gott will, kann ich ſie nicht anklagen, denn ſie ſind meine Mutter! — — — —

Um drey Viertel auf 11 Uhr.

Für mich iſt keine Rettung! keine Hilfe! die Piſtolen ſind geladen! Ich ſterbe! Ein Leben ohne Ehre ſchmeckt bittrer

als der Tod ſelbſt. Ich bin keinen Pfennig ſchuldig. Hätte ich Schulden gemacht, ſo würde ich als ein Betrüger aus der Welt gehen! Leben ſie wohl, theure Mutter! Tauſend Dank für alle Wohlthaten, die ſie mir ſo oft erzeigten! Tauſend Dank für jedes Stückchen Brod, das ſie mir immer, wider den Willen meines guten Vaters, mit Honig beſtrichen, und das ich oft unter ihrer Schürze verbarg, wenn er unverſehens hereintrat. Ich erinnere mich deſſen noch gut, und danke ihnen noch einmal dafür! Sie ſind überredt, ſie ſind betrogen worden! Aber weh dem Betrüger, nicht allein meine Flüche, mein Leben, auch ihr Angſtgeſchrey, ihre Thränen wird er zu verantworten haben! Geben ſie den Armen, daß ſie für mich beten, geben ſie reichlich, daß ich dort nicht eben ſo unglücklich werde, wie ich es hier bin! Beten auch ſie für mich! Ich küſſe tauſendmal ihre mütterliche Hand! Gott erbarme ſich ihres unglücklichen Sohns

Heinrich K —.

N. S. Meine Mutter iſt ganz unſchuldig an meinem Tode. Dieſes beſtättige ich nochmals, und ſterbe mit dieſer Uiberzeugung.

Heinrich K —.

Der andere war an ſeine Schweſter:

Ich habe lange nachgedacht, ſchrieb er, lange überlegt, ich wollte in der Stunde meines Todes keinem Unrecht thun! Aber dein unerſättlicher Geitz hat dich verrathen! Du biſt die Urſache meines Todes! Du haſt alle meine Briefe unterſchlagen, oder du haſt meiner Mutter Herz von mir abgewandt! Weh dir! Dein Bruder ſtirbt, und er wird dich dort als ſeine Mörderinn anklagen! Die Nachricht meines Todes wird der guten Mutter Leben verkürzen, und dein Wunſch, den du ſo oft gegen mich äußerteſt, iſt erfüllt. Du wirſt im Kurzen Erbinn des ganzen Vermögens ſeyn! Aber ſein Genuß ſoll dir bittrer als der Tod ſelbſt ſchmecken. Wenn du hintritſt vor den vollen Kaſten, ihn begierig aufreiſſeſt, deine Schätze zählen willſt, ſo will ich vor dich hintreten, dir mein blutendes Herz zeigen, und Rach über dich rufen! Grauſame! Unmenſchliche Schweſter! Dir kanns nie auf Erden wohlgehen, und dort, wo ich in einer Stunde hingehe, dort kannſt du nicht verantworten, was du nur mir thatſt. — — —

Soll-

Sollte ich mich doch irren, ſollteſt du doch unſchuldig ſeyn, ſo verzeih mir, aber Fluch treffe dich, wenns wahr iſt, was mein Herz mir ſagt.

Heinrich K—.

Man beſchloß der armen Mutter ihres Sohnes Briefe zu ſchicken. Damit ſie aber ſicher in ihre Hånde kåmen, ſo ſchrieb der Obriſte an den Kommendanten der Stadt, in welcher ſie wohnte, ſchloß die Briefe ein, und berichtete ihm des Unglücklichen Ende. Der Kommendant kannte die Frau K— ſchon von lange her, ließ ihren Arzt rufen, und trug ihm auf, ihr die ſchreckliche Nachricht mit aller mögli- chen Vorſicht zu hinterbringen. Der Arzt vollzog den Willen des Kommendanten. Frau K— hatte nach einigen Wochen zum erſtenmale wieder das Bette verlaſſen, ſie ſaß in einem Lehnſtuhle, und fragte eben kummervoll ihre Tochter: ob denn mit der heutigen Poſt kein Brief von ihrem Hein- rich eingetroffen ſey? Der Arzt ergrif dieſe Gelegenheit, und erzählte ihr nach vielen Vorbereitungen das traurige Ende ihres Sohnes. Sie ſtaunte vor ſich hin, wein- te nicht, ſprach nicht. Getåuſcht von dieſer

åußer-

äuſſerlichen Ruhe fieng er an ihr des Unglücklichen letzten Brief vorzuleſen. Als er auf die Worte kam: Kann ein Weib ihres Kindes vergeſſen, ſo ſank die gute Alte ohnmächtig vom Stuhle. Man ſprang hinzu, und der Arzt fand ſie tod. Sie war hinüber gegangen, um's ihrem Sohne ſelbſt zu ſagen, daß ſie ihn nie vergeſſen, ihn ſtets in ihrem mütterlichen Herzen getragen habe.

Bey der Mutter Leiche las nun der Arzt auch der Schweſter des Bruders Brief vor. Aber ſie läugnete ſtandhaft je einen Brief erhalten zu haben, nannte kühn den Todten einen Muttermörder, und war nun Erbin des groſſen Vermögens.

Eh noch das halbe Trauerjahr verfloſſen war, heurathete die Unmenſchliche einen braven, geſchickten Advokaten, der, geblendet von ihrem groſſen Vermögen, ſich in ihren Armen ein ruhiges, reizendes Leben verſprach. Aber qualvoll waren die Tage, die er mit ihr durchlebte. Jeder Biſſen, den er aß, war mit ihren Vorwürfen gewürzt. Im zweyten Jahre ſtarb er ganz entkräftet, und dankte auf ſeinem Todtenbette Gott, daß er ihn von dieſem Unge-

heuer

heuer befreye. Lotchen heurathete bald darauf wieder, und gieng im dritten Jahre aufs neue hinter ihres Mannes Leiche. Nun war aber ihr unerſättlicher Geiz, ihr ſchlechter Karakter der ganzen Stadt bekannt, ſie wartete vergebens auf einen neuen Freyer, und war gezwungen, ſich ſelbſt einen zu ſuchen. Vielen ließ ſie ihre Hand antragen, und viele verwarfen ſie mit Abſcheu. Der ſinnlichen Wolluſt ganz ergeben, — denn wie konnte ſolch ein Ungeheuer Liebe fühlen — wurde ſie endlich mit einem jungen Menſchen bekannt, deſſen Name in der ganzen Stadt eben ſo berüchtigt, wie der ihrige war. Sie nahm ihn in ihr Haus, und man ſprach ſchon laut, daß ſie ihn ehligen würde. Aber Gott hatte ihn zu ihrer Strafe geſandt. Noch vor der Hochzeit ſchlug er ſie einſt ſo erbärmlich, daß ſie durch drey Wochen das Bette hüten mußte. Kaum hatte ſie ihr Krankenlager verlaſſen, ſo warf er ſie in einem neuen Zanke die Treppe hinunter, und nach fünf Wochen ſtarb ſie.

Richtet nicht, ſo werdet ihr auch nicht gerichtet!

Ein

Ein Opfer der Wolluſt.

Roſine L—.

Graf M—, einer der erſten Wollüſtlinge unſers wolluſtvollen Jahrhunderts, gieng einſt an den Ufern der D— ſpazieren. Er ſuchte Raub und fand ihn. Ein Frauenzimmer, blaß wie die ſchmachtende Roſe, aber ſchön wie die leidende Madonna, ſprach ihn verſchämt und leiſe um ein Allmoſen an. Mit dem Blicke des Wolfs, welcher die Hunde ſchlafend, und die Schaafe wehrlos antrift, durchforſchte er die Unſchuldige, welche mit niedergeſchlagenem Auge vor ihm ſtand und zitternd eine Gabe erwartete.

Graf M. Wo wohnen ſie, ſchöne Mamſell?

Sie gieng fort. Eine Thräne, die ſchon lange in ihrem Auge zitterte, floß die Wange herab.

Graf M. Wo eilen ſie hin? Warum weinen ſie?

Das Frauenzimmer. Weil ich mich in ihnen betrogen habe! Ich ſuchte eine großmüthige Seele, und fand ſie nicht.

Graf M. Ich will dir helfen, dich retten, aber ich verlange von dir —

Das Frauenz. Verlangen ſie nichts, denn ich kann nichts gewähren. Wäre ich nicht ſo äußerſt arm — —

Graf M. Arm? O ſie beſitzen unermeßliche Reichthümer, außerordentliche Schätze, und wenn es ihnen gefällig iſt, ſo will ich Käufer ſeyn.

Das Frauenz. Ich verſtehe ſie ganz, gnädiger Herr! und — —

Graf M. Wohl uns, wenn wir uns verſtehen. Ein Kuß von ihnen —

Das Frauenz. Ich bin verheurathet!

Graf M. Das hindert unſern Handel nicht! Des Mannes Schuldigkeit iſt, ſein Weib zu ernähren, erfüllt er dieſe Pflicht nicht, ſo hört er auf, Mann zu ſeyn.

Das Frauenz. Er iſt krank, gnädiger Herr, er iſt dem Tode nahe! Ein gutherziger Doktor verſchrieb mir dieſes Rezept, aber ich kann keinen gutherzigen Apotheker finden, der mir's umſonſt machte. Ich bettle heute zum erſtenmale, ich habe den Anfang bey ihnen gemacht, und ich muß ſolche Kränkungen erfahren. Erbar-

men

men ſie ſich meiner, erbarmen ſie ſich des Aermſten unter den Sterblichen, der, entblößt von aller Hilfe, matt und krank nach Hilfe lechzt, ſie von mir fordert, und —— (Thränen hemmten ihre Sprache.)

Graf M. Lieben ſie denn ihren Mann ſo heftig, ſo ſtark?

Das Frauenz. O gnädiger Herr, wenn ich ihn nicht liebte, würde ich mich wohl gleich einer leichtfertigen Dirne behandeln, oder doch wenigſtens als eine ſolche betrachten laſſen? Doch vergeben ſey ihnen alles, kein Seufzer ſoll ſie bey Gott anklagen, wenn ſie nur diesmal den Geliebten meines Herzens retten. Um ihn zu ſtärken, muß ich einen halben Gulden haben, erhalte ich dies Geld von ihnen, ſo erſparen ſie mir tauſend Thränen, die meine Schamhaftigkeit mich weinen heißt, ehe ich wieder Muth faſſe, einen andern um Hilfe anzuſprechen.

Graf M. Zog eine Goldbörſe heraus, ſuchte lange, um die Augen der Aermſten zu blenden, und reichte ihr, indem er ihr wolluſtathmend die Wange ſtreichelte, einen Gulden.

Gottes reichſten Segen! ſtammelte die Entzückte, und eilte auf Flügeln der Liebe nach der Stadt. Graf M— folgte ihr. Sie ließ in einer Apotheke die Medizin bereiten, und eilte nun mit doppeltem Schritte nach ihrer Wohnung. Wie M— dieſe wußte, eilte auch er zu einer der berühmteſten Kupplerinnen. Durch dieſer Hilfe hatte er ſchon oft ſeine Abſichten erreicht, und vieler Verführten Unſchuld gemordet, ſie ſollte nun auch an der Unbekannten ihre Kunſt beweiſen, und, koſte es auch Tauſende, ſie ihm zum Opfer bringen. Die Elende verſprachs, und Graf M—s Einbildungskraft wurde noch mehr erhitzt. Als er Abends in ſeinem weichen Bette lag, zogen die Bilder der Wolluſt vor ihm vorüber. Er ſchlief ein, und genoß im Traume, was er nun wachend mit ſtärkerer Begierde heiſchte.

Die Kupplerinn erſtattete Bericht, und aus dieſem erfuhr Graf M— folgendes:

Fräulein Roſine von S—, ſo hieß das ſchöne Frauenzimmer, verliebte ſich in ihren Hofmeiſter, welcher der Sohn eines Bauers, aber ein ſchöner, empfindſamer,

guter und edler Junge war. Sie liebte ihn gränzenlos, und er lebte in ihrem Blicke, webte in ihrer Miene. Da Roſine den Stolz ihres Vaters kannte, und feſt überzeugt war, daß Friedrich nie ihr Gatte werden konnte, ſo beſchloß ſie, mit ihm zu entfliehen, und in irgend einem Winkel der Erde verborgen, aber geliebt von dem Einzigen ihrer Seele zu leben. Beyde führten dieſen Plan aus, aber beyde waren zu unerfahren, um die Folgen deſſelben voraus zu ſehen. Ihr einziger und ſtärkſter Wunſch wurde befriedigt, ein gutherziger Geiſtlicher kopulirte ſie, und nun zogen ſie weit von ihrem Vaterlande, nach der Hauptſtadt — s, wo Friedrich Brod und Unterhalt zu finden hofte. Schon war ihr weniges Geld ausgegeben, ſchon hatten ſie ſich von allem Entbehrlichen entblößt, als Friedrich aus Kummer, daß er ſeiner Roſine Liebe nicht beſſer lohnen konnte, krank wurde. Ein abzehrendes Fieber nagte an ſeinem Körper, und der ſchöne Jüngling glich einem Todtengerippe. Roſine verkaufte, was ſie hatte, Roſine mußte betteln gehen, und — man denke ſich die ſchreckliche Lage der Aermſten — Roſine war ſchwanger.

Der zügelloſe Wollüſtling iſt das gefährlichſte, ſchädlichſte Glied eines Staates, der ihn nie ſchützen, nie dulden, ſtets mit dem Rachſchwerte des Mörders verfolgen ſollte. Seine Abſicht zu erreichen, ſpottet er der Menſchheit, lacht über die Thräne, welche die Armuth zu ſeinen Füſſen weint. Religion iſt ſein Deckmantel, unter welchem er oft die Unſchuld verborgen würgt. Der Tempel des Ewigen wird durch ihn entweiht, und wo Menſchen ihren Schöpfer anrufen, wo Chriſten ihrem Erlöſer danken, dort labt er ſeine Sinne, und brütet über Plane, die entſchleyerte Unſchuld zu fangen. Er ſtiehlt, damit er die Diener ſeiner Unzucht bezahlen, er mordet, damit er die ſchutzloſe Unſchuld rauben kann. Von dem Geizigen haſt du Unbarmherzigkeit, von dem Neider Verfolgung, von dem Stolzen Verachtung, von dem Mörder Tod, aber von dem Wollüſtling alles dieſes zu erwarten.

Dieſe ausgemachte Wahrheit erfuhr die arme Roſine. Der Böſewicht freute ſich über ihr Elend, und jauchzte über die Krankheit ihres Allgeliebten. Sie muß mein werden, oder ich verzweifle, ſagte er. Sie ſolls werden, antwortete die Kupplerinn,

oder

oder ich gebe meine Kunſt verlohren, will nie mehr ihr Haus betreten.

Nach langen verworfenen Planen wurde endlich beſchloſſen, daß man der armen Roſine Geld leihen, und wenn ſie nach einem kurzen Termine nicht zahlen könnte, ins Gefängniß ſetzen wollte. Dann wird ſie ſchon kirre werden, ſagte die alte Vettel.

Jud David, ein getreuer Unterhändler, oft ſchon der Ausführer manches verruchten Planes wurde gerufen, unterrichtet, und gieng nun hin zu Roſinen, um ihr Fallſtricke zu legen. Er fand ſie kniend vor ihres Geliebten Bette, die Arzney hatte den Entkräfteten geſtärkt, er fühlte ſich leichter und beſſer.

Jud David. Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich mich zu ihnen eindränge. Ich bin ein Jude, aber ſchon lange bekannt in dieſem Hauſe, ich habe ſo allerhand von ihrem Unglücke gehört, und wünſchte, ihnen zu helfen.

Roſine. O guter Mann, wenn ſie das könnten?

Jud David. Warum nicht? Die gnädige Frau können doch ſticken oder nähen?

Roſine. Beydes, und wie ich glaube, beydes nicht übel!

Jud David. Nun ſo iſt uns ja ſchon geholfen. Ich handle viel mit geſtickter Waare, wollen ſie fleißig arbeiten, ſo ſollen ſie ſtets Verdienſt und ehrliches Auskommen haben.

Roſine. Wäre es möglich, könnte ich am Rande der Verzweiflung noch Hilfe hoffen?

Jud David. Hier bring ich ihnen etwas zur Probe! (Er gab ihr eine Weſte zu ſticken, und beſchrieb ihr, wie ers haben wolle.) haben ſie dieſes geendigt, ſo erhalten ſie zwey Dukaten, und wieder eine neue Arbeit!

Roſine. Tauſend Dank! ehrlicher, rechtſchaffner Mann!

Friedrich. Gottes des Allmächtigen Lohn! unbekannter Menſchenfreund!

Jud David. Aber ſie ſind, wie ich ſehe, von allen Nothwendigen entblößt, ihr Hr. Liebſter iſt krank, und Krankheit verurſacht manche Ausgabe. Lieber ganz als halb, iſt mein Wahlſpruch. Ich will ihnen einen Vorſchuß geben, will ihnen ein auch zwey hundert Gulden borgen!

Ro-

Roſine. Wie wären wir im Stande je dies Geld wieder zurückzuzahlen?

Jud David. Wie? Auf die leichteſte und beſte Art. Ich zahle ihnen den Lohn für ihre Arbeit nur halb, die andere Hälfte wird an der Schuld abgerechnet.

Roſine. Wenns ſo iſt, und ſie's uns auf dieſe Art, mit dieſer Bedingung leihen wollen, ſo würden ſie ſich freilich zwey Unglückliche auf ewig verbinden, und — —

Jud David. Stille! Stille! Was Recht iſt, lobt Gott! Hier haben ſie zwey hundert Gulden! (er zählte das Geld auf.) und hier unterſchreiben ſie mir nur zu meiner Sicherheit und wegen Leben und Tod dieſen kleinen Wechſel, er lautet zwar: Auf jedesmaliges Begehren, aber dies iſt ſo der Styl bey uns, wenn wir keine Friſt beſtimmen können.

Roſine unterſchrieb, geblendet von dem Gelde, den Wechſel, kaufte ſich noch am nämlichen Tage viele und nothwendige Sachen. Labte und ſtärkte ihren Mann, arbeitete nebenbey, aber mit möglichem Eifer an ihrer Stickerey. Der Jude beſuchte ſie oft, bat ſie dringend ſich dies und jenes zu kaufen, und forſchte ſtets nach: wie viel

ſie noch am Gelde vorräthig hätten? Als er hörte, daß die armen Betrognen nur noch vierzig Gulden übrig hatten, beſuchte er ſie einige Tage nicht.

Friedrichs Kummer war durch des Juden Hilfe gemindert worden. Sein Körper empfand bald dieſe wohlthätige Linderung. Er konnte ſchon manche Stunde das Bette verlaſſen, ſchon an Roſinens Nähranm ſitzen, und ihr die Nadel einfädeln, oder den Schweiß abtrocknen, wenn ſie zu emſig, zu anhaltend arbeitete. Roſinens Freude darüber war ohne Gränzen. Gott gebe dir nur deine vollkommene Geſundheit, und mir ſtets Arbeit, ſo wollen wir vergnügt und glücklich leben. Ich will mich in deiner Liebe glücklicher als eine Königinn dünken, und der Reichſten Schickſal nicht beneiden!

Die Weſte war eben fertig, als ein unbekannter Jude in ihr Zimmer trat.

Der Jude. Habe ich nicht die Ehre mit Frau Roſine L— zu ſprechen.

Roſine. Ja, mein Herr, ſo heiſſe ich.

Der Jude. Und dieſe Unterſchrift hier (er zeigte ihr einen Wechſel.) iſt doch ihre eigene?

Ro=

Roſine. Ja, ebenfalls!

Der Jude. So werden ſie alſo die Güte haben, mir dieſen Wechſel auszuzahlen, er iſt, wie ſie ſehen, an mich zipirt, und, wie ſie ſelbſt wiſſen, auf jedesmaliges Begehren ausgeſtellt.

Friedrich ſuchte nun dem Juden begreiflich zu machen, daß ſeine Frau den Wechſel mit einer ganz andern Bedingung unterſchrieben, aber der Jude behauptete, daß in dem Wechſel kein Wort davon ſtünde, daß er ſich an Schwarz auf Weiß halte, und ſeine Bezahlung verlange. Sie haben bis heute Abends Zeit, finden ſie bis dahin ein Mittel, ſo werde ich wieder kommen, damit ich ſie aber ſicher treffe, ſo bleibt unterdeſſen dieſer Herr vor ihrer Thüre. Er öffnete ſolche, und ein Polizeydiener ſtand an der Schwelle derſelben. Der Jude gieng, und Roſine ſank ihrem Mann ohnmächtig in die Arme. Wie ſie wieder denken und empfinden konnte, wollte ſie den gutherzigen David aufſuchen, aber die Wache ließ ſie nicht aus dem Zimmer. Friedrich ſammelte alle ſeine Kräfte, um ihr Vorhaben auszuführen, die Wache ließ ihn auch willig gehen, aber er wars nicht vermögend;

ſchon

ſchon an der Hausthüre mußte er wieder umkehren. Ein heftiges Fieber ergrif ihn, und wie der Jude ins Zimmer trat, ſo phantaſirte er ſchon. Roſine ſank zu des Juden Füſſen hin. Erbarmen ſie ſich meiner, ſagte ſie, bezahlen kann ich itzt nicht, aber ich will das Geld abarbeiten, wills nach und nach zahlen, wie ichs mit meinem Gläubiger ausgemacht habe.

Der Jude. Sie können alſo nicht zahlen? So werden ſie ins Gefängniß wandern müſſen. Hier habe ich ſchon den Verhaftsbefehl.

Roſine. Um Gottes willen! Ich ſoll meinen Mann verlaſſen, deſſen Fieber mit gröſſerer Stärke zurückgekehrt iſt, der ohne meine Hilfe ein Raub des Todes wird.

Der Jude. Ich will ſchon für ihn ſorgen. Er ſoll auch heute in ein Spital kommen.

Roſine. Mein Friedrich in Spital?

Der Jude. Warum nicht? Oder ſoll er hier verſchmachten, verhungern?

Roſine. Und ich ins Gefängniß? Ich, die ich ſchwanger bin, jeden Tag die Geburtsſtunde meines Kindes erwarte? Kann ſie denn dies auch nicht rühren? Erbarmet

man

man ſich doch des trächtigen Viehes, warum denn nicht auch der ſchwangern Frau?

Jude. Das hätten ſie eher bedenken ſollen. Ich kann für den ganzen Handel nichts. Ich habe den Wechſel eingehandelt, kann mein Recht nicht verſchlafen! (zum Polizeydiener.) Hier haben ſie einen Befehl, erfüllen ſie ihn.

Roſine warf ſich auf ihres Mannes Bette, und der Unbarmherzige riß ſie mit Gewalt aus ſeinen Armen, die der Kranke, unwiſſend, was man ihm entreiſſen wollte, feſt um ſie geſchlungen hatte. Den dritten Tag gebahr ſie im Gefängniſſe einen ſchönen, holden Knaben. Der arme Junge ſog der Mutter Leiden in ſich, und ſtarb bald darauf.

Eine wohlthätige Dame ſchickte, nach Ausſage des Wärters, Roſinen alle Tage die herrlichſten Speiſen, ſie aß wenig davon, gab die Hälfte dem Wärter, damit er die andere Hälfte ihrem kranken Manne überbringen ſollte, den der Herr des Hauſes, wo er gewohnt hatte, wirklich gleich ins Spital bringen ließ.

Schon waren fünf Wochen verfloſſen, als ihr der Wärter einen Zettel von ihrem

Manne überbrachte. „Der Doktor, ſchrieb er ihr, hat mir eben meinen Tod angekündigt. Ich werde nach ſeiner Ausſage, die Sonne nicht mehr aufgehen ſehen. Ich würde ruhig ſterben, wenn ich dich nur aus dem Gefängniſſe erlöſet wüßte, dich noch einmal ſehen, nur eine Minute an dies brennende Herz drücken könnte. Aber da dies nicht geſchehen wird, nicht geſchehen kann, ſo werde ich in der Todesangſt der Stunde fluchen, in der ich dich ſah, und mich ſelbſt vermaledeien, weil ich das beſte Kind ſeinen Eltern entführte. Schreibe an ſie, wenn ich todt bin, vielleicht erbarmen ſie ſich deiner. Verlaß aber dieſe Stadt ja nicht, wenn du nicht vorher den Gebeinen des unglücklichen Friedrichs ein Lebewohl geſagt haſt.„

Roſine wimmerte als ſie dieſen Brief las, ihre Augen konnten nicht weinen, aber die Thränen ſtrömten nach dem Herzen, und kochten in der Bruſt.

Der beſtochene Wärter hatte Roſinens Zuſtand der alten Kupplerinn hinterbracht. Sie hielte dies für einen glücklichen Zeitpunkt, und trat nach einer halben Stunde in den Kerker. Madame, ſagte ſie zur

betenden Roſine, ich habe ihr Unglück gehört, und komme ſie zu retten. Graf M — hat ſie neulich geſehen, er liebt ſie von dieſem Augenblicke an heftig. Wollen ſie ſeine Wünſche erhören, dieſen Abend bey ihm ſoupiren, ſo habe ich Befehl, ihre Schuld zu bezahlen, und ſie nebenbey zu verſichern, daß es ihnen nie an irgend etwas mangeln ſoll! — — — Sie antworten mir nicht?

Roſine. (ſich in die Höhe richtend.) Ich nehme ihren Vorſchlag an, aber vorher müſſen ſie mir eine Bitte gewähren.

Die Kupplerin. Reden ſie!

Roſine. Mein Mann muß, nach Ausſage des Doktors, ſterben. Ihn will ich vorher ſehen, ſeine Augen zudrücken, und bin ich meiner Pflicht entledigt, will ich folgen, wohin ſie mich führen.

Die Kupplerinn gewährte Roſinens Bitte, deponirte das Geld, und eilte nun der Fliehenden nach. Wie ſie an die Thüre der Krankenſtube kamen, ſo trug man eben einen Todten heraus. Es war Friedrich. Roſine erkannte ihn. Sie umfaßte den kalten Körper und benetzte ſein bleiches Geſicht mit Thränen. Du haſt ausgerungen,

gen, ſchrie ſie, aber ich — — ! Sind ſie vielleicht des Verſtorbenen Frau? fragte nun ein Träger. Er läßt ſie tauſendmal grüſſen, und bitten, ihm auch im Tode treu zu bleiben. Ich will halten, was er bat, ſagte ſie, und trennte ſich willig von dem Todten. Sie gieng, und die Kupplerinn folgte ihr wieder. Der Weg führte ſie an den Ufer des Flußes hinab. Hier, ſagte ſie zu der Wolluſtdienerinn, ſah mich der Graf. Ich flehte ihn um ein Almoſen, er gab mir einen Gulden, ich habe ihn mit dem Verluſte meines Kindes, meines Mannes zu theuer bezahlt, er kann die Schuld, welche er itzt für mich tilgte, noch darauf abrechnen. Meinen Tod aber mag er bey Gott verantworten! Mit dieſen Worten ſprang ſie in den Fluß, und obgleich eine Menge Retter herbeyeilten, ſo fand man doch erſt ihren Körper am dritten Tage.

Graf M—, liegt eben, wie ich dieſe Geſchichte ſchreibe, auf ſeinem Siechbette. Die Wolluſt hat ſeinen Körper geſchwächt, ſeine Kräfte zerſtört. Die Aerzte verſchwenden vergebens ihre Kunſt an ihm, denn der Richter harret ſeiner. Die Unſchuld

hat ihn angeklagt, und erwartet vor des Gerechten Throne Genugthuung.

Giovani Liobetti.

Ein Böſewicht ohne Gleichen.

Als der Herzog von Modena die Regierung übernahm, ſo war's ſein erſtes Geſchäft, ſein Gebiete von den ſchädlichen Banditen zu reinigen, die damals ganz Italien unſicher machten, und um ein paar Zechinen das nützlichſte, rechtſchaffenſte Glied des Staats mordeten. Er verfolgte ſie mit der äußerſten Strenge, und wenn irgend einer in ſein Land flüchtete, ſo wurde er ſein Richter und verurtheilte ihn zum ſchmählichſten Tode. Die Polizey wurde auf einen beſſern Fuß geſetzt, auf jeder Gaſſe ſtanden Diener derſelben, die über die Sicherheit des beſchäftigten Bürgers wachen mußten. Des Herzogs Bemühung hatte die herrlichſten Folgen. Seine Unterthanen wandelten nun ſicher um Mitternacht, und ſegneten am Morgen ihren Landesvater, wenn ſie erwachten, keinen ihrer verlohrnen Anverwandten beweinen,

nen, nicht um ihr geraubtes Eigenthum jammern durften.

Schon zählte der menſchenfreundliche Regent drey Monate, binnen welchen auf den Gaſſen ſeiner Reſidenz kein Ermordeter gefunden worden, und eben freute er ſich darüber, als ihm der Polizeypräſident meldete, daß man dieſen Morgen eine ganze, edle Familie in ihrer Wohnung ermordet, und aller Kleinodien beraubt gefunden hätte. Er erſtaunte, aber ſein Erſtaunen wuchs bis zum äußerſten Grade, als man ihm am zweyten, dritten und vierten Morgen das nämliche meldete, und er nun in einer Woche fünf und vierzig Ermordete zählte. Ein guter Monarch iſt der Vater ſeiner Unterthanen, man denke ſich alſo den Schmerz des Herzogs, der in einer Woche ſo viele Kinder verlohr, ſie über dies noch deswegen zu verlieren glaubte, weil er durch ſeine ſtrenge Aufſicht der Banditen Rache gereizt hatte. Alle möglichen Anſtalten wurden getroffen, und alle möglichen Anſtalten waren vergebens. Dem Herzog wurde alles verdächtig, und nirgends fand er ſeinen Verdacht beſtättigt. Er ſetzte den Barigello ab, ernannte einen

Thä-

Thätigern, aber bald hernach erzählte man ihm eine neue Mordthat. Da immer in einem Hauſe viele Perſonen, und, was am meiſten zu verwundern war, alle in ihren Betten ermordet gefunden worden, ſo wars ſehr natürlich zu glauben, daß ſich eine ganze Bande von Ungeheuern zuſammgerottet hätte, die vereint dieſe Mordthaten begiengen. Der Herzog ließ alſo alle arme, und nur irgend auf eine Art verdächtige Perſonen gefangen nehmen. Man führte durch zwey Tage neun hundert Perſonen ins Gefängniß, jeder wurde verhört, ſtreng unterſucht, und keiner ſchuldig befunden. So lange die Unterſuchung dauerte, herrſchte Friede und Ruhe in der Stadt, ſo bald ſie geendigt war, und die Gefangenen losgelaſſen wurden, begann der Mord von neuen.

Es ſchien nun erwieſen, daß unter denen, welche gefangen ſaßen, die Thäter mit begriffen waren; aber welche unter den vielen es ſeyn mochten, konnte niemand beſtimmen. Sie alle, ohne den geringſten Beweis, ohne den mindeſten Verdacht gefangen zu halten, oder alle, und mit dieſen gewiß ſehr viel Unſchuldige zu torquiren,

ren, ſchien dem Herzog eine That, die dem Morde ſelbſt ähnlich wäre. Er forſchte alſo nach einem andern Rath, aber ſeine Richter vermochten ihm keinen zu geben.

Wie einſt der Fürſt ſehr darüber trauerte, ſo erzählte ihm eine Dame, daß ſich zu Maſſa Carara ein Juſtizverwälter befände, der die beſondere Gabe hätte, jedem, auch dem verruchteſten Böſewicht das Bekänntniß ſeiner That abzulocken. Der Fürſt ſandte ſogleich nach ihm, und der Juſtizverwalter erſchien. Wie man ihm den ganzen ſchrecklichen Vorfall erzählt hatte, ſo verſprach er Mittel zu ſuchen. Die ganze Juſtizpflege wurde ihm alſo übergeben, und er ließ aufs neue alle diejenigen, welche vor einem Monate gefangen ſaſſen, nach dem Gefängniſſe bringen. Sie wurden in verſchiedene Zimmer vertheilt, in jedes Zimmer aber ein getreuer und bewährter Mann als ein Gefangener mit hineingeführt. Dieſer hatte den Auftrag, der Uibrigen Reden zu beobachten, und wenn er wie die andern zum Verhöre geführt wurde, darüber Raport abzuſtatten. Keiner wußte zum erſtenmale etwas Wichtiges oder Verdächtiges zu erzählen, nur einer ſagte aus, daß, als

die Gefangenen unter ſich einſtimmig behauptet hätten, es müßten der Mörder viele ſeyn, ein Schuhflicker zu ihm geſagt hätte: Glaubt ihr mir, der Herzog und die ganze Stadt trügt ſich. Es ſind der Mörder nicht viele. Es iſt nur ein einziger! und da dieſer ſtets ſchweigen wird, ſo kann die Sache nicht entdeckt werden. Der aufmerkſame Juſtizverwalter hielte dieſe Rede für ſehr wichtig, und als er nach einigen Tagen, nach vielen Verhören nichts Wichtigers vernahm, ſo entließ er alle, behielte nur den Schuhflicker gefangen.

Durch einen Monat blieb dieſer ohne Verhör im Gefängniſſe, und keine neue Mordthat ſtöhrte die zurückkehrende Ruhe. Der Juſtizverwalter glaubte nun ſicher den wahren Thäter zu haben, aber noch ſchien's ihm und allen unmöglich, wie dieſer einzige ſo viele Mordthaten begehen konnte. Noch wußte er auch eben ſo wenig, wie er ohne Beweis, ohne Zeugen den Thäter zum Geſtändniß bewegen ſollte. Er zog unterdeſſen Nachrichten von dem Lebenswandel dieſes Schuhflickers ein, und hörte zu ſeinem Erſtaunen, daß dieſes ein luſtiger,

ehrlicher und überdies ſehr chriſtlicher Mann ſey. Sein Hausherr atteſtirte, daß der Arme niemals zur Nachtszeit herumgeſchwärmt wäre, nie eine verdächtige Perſon beherbergt, ſich durch acht Jahre redlich mit Schuhflicken ernährt hätte. Viele Herrſchaften, bey denen er als der luſtige Schuhflicker bekannt war, und denen er oft bey der Tafel einen Spasmacher abgegeben, baten für ihn. Eine alte Gräfinn intereſſirte ſein Unglück beſonders, ſie fuhr ſelbſt zu dem Juſtizverwalter. Ich ſtehe für den armen Mann, ſagte ſie, er war faſt täglich in meinem Hauſe, und aß von meinem Tiſche. Er hat mir oft, fuhr ſie fort, mit Schaudern und Entſetzen die Mordthaten erzählt, welche geſchehen ſind, und fluchte mit mir den Mördern. In der Kirche ſah ich ihn oft inbrünſtig beten, wie könnte er alſo das Ungeheuer ſeyn, das an keinen Gott glauben muß, weil es ſo ſehr wider ſeine Geſetze ſündigt?

Der Juſtizverwalter tröſtete die Alte, verſprach ihr die baldige Befreyung ihres Lieblings, und begann nun das Verhör mit ihm. Nach der ſtrengſten Unterſuchung fand er ihn eben ſo unſchuldig, wie ſeine

Für-

Fürſprecher ihn ſchon längſt gefunden hätten; aber da nun wieder vier Wochen verfloſſen waren, und man von keiner neuen Mordthat gehört hatte, ſo vermehrte ſich ſein Verdacht aufs neue, den er freilich mit keinem Beweiſe unterſtützen konnte.

Ohne des Herzogs Bewilligung einzuholen, ließ er ihn auf die Folter ſpannen, aber der Schuhflicker betheuerte auch auf dieſer ſeine Unſchuld. Schon wollte der Juſtizverwalter den Gefolterten entlaſſen, ſein Betragen durch viele Spione beobachten, und ſo neuen Stoff zur Unterſuchung ſammeln, als er hörte, daß man in der Stadt laut über ſeine begangene Ungerechtigkeit ſchrie, ſchon Supplike verfertigte, die der unſchuldig gefolterte Schuſter dem Herzog überreichen ſollte. Aufgebracht über dies in ſeinen Augen ſo ungerechte Verfahren, ſann er auf neue Mittel, dem Inquiſiten das Bekänntniß abzulocken. Er ließ das Gerichtszimmer ganz ſchwarz ſpalieren. In der Mitte deſſelben errichtete er ein Schaffot, und befahl dem Henker, es mit entblößtem Schwerte zu beſteigen. Als die Glocke eilfe ſchlug, und die Mitternachtsſtunde erſchien, mußten ſechs ſchwarz

gekleidete Männer den ſchlafenden Schuſter mit ſchrecklichem Getöſe wecken, und ſogleich in das zubereitete Zimmer ſchleppen. Deine Stunde iſt da —, ſchrie er dem Kommenden entgegen, das Maaß deiner Sünden iſt voll, deine Miſſethaten ſind entdeckt, du mußt ſterben! der Schuſter ſchauderte bey dem Anblick des Henkers, bat um Zeit, ſich vorzubereiten, die ihm aber hartnäckig abgeſchlagen wurde. Ich will alles bekennen, ſagte er endlich, nur gebt mir einen Prieſter, damit ich beichten, und wenigſtens meine ungeheure Sünden bereuen kann. Bekenne erſt, erwiederte ſein Richter. Erzählſt du mir alles genau, ſo will ich dir deine Bitte gewähren. Der Schuſter begann ſogleich ſein Bekänntniß, das keine Drohung, keine Folter, nun aber die plötzliche Ueberraſchung, der gähe Anblick des Todes ihm ablocken konnte.

Er hatte, wie ich ſchon oben erwähnte, oft den Uiberfluß der Groſſen geſehen, an ihren Tafeln ſchmaruzt, und die Beine benagt, die man ihm zuwarf. Wenn er auf dieſe Art geſättigt in ſeine Wohnung zurückkehrte, dort überall Dürftigkeit und

Man-

Mangel erblickte, ſo ergrif ihn, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, die Begierde, einſt auch ſo herrlich leben, auch ſo köſtlich ſpeiſen zu können. Aus dieſer Abſicht machte er beſtändig Plane, die er aber, wenn er ſie ausführen wollte, durch viele Hinderniſſe vereitelt ſah. Er grub in ſeiner Wohnung, die einem Keller glich, und zu ebner Erde war, nach Schätzen, aber er fand keine. Endlich entſchloß er ſich, alles das, was ſein Herz begehrte, zu ſtehlen. Er hatte in dem Hauſe des Edlen M— viele Kleinodien in einem Schranke beobachtet, auch deutlich wahrgenommen, daß in der Schatoulle vieles Geld verborgen liege. Durch zwey Monate verſuchte er beydes zu entwenden, und wurde immer an der Ausführung ſeiner That verhindert. Die Sehnſucht nach dieſen Schätzen mehrte ſich täglich, und da er endlich keine andere Hilfe ſah, ſo verleitete ihn ſeine Begierde bis zum Mord. Er gieng einſt Abends im Dunkeln, die Glocke hatte eben ſieben geſchlagen, nach dem Hauſe des M—. Er wußte, daß dieſer in Geſellſchaft, nur ſeine kranke Gemahlin mit zwey weiblichen Bedienten zu Hauſe war. Mit einem ſcharf

geſchliffenen Schuſterkneipp trat er in das Zimmer des Portiers, und ſtieß dieſen ſogleich über den Haufen, nun gieng er eine Treppe höher, traf die Kammerjungfer im Vorhauſe, ermordete ſie ebenfalls, und trat ins Zimmer der Hausfrau, welche er auf eben die Art nebſt der andern Magd umbrachte. Ohne von den Koſtbarkeiten etwas anzurühren harrte er an der Hausthüre des kommenden M — s, der ſchon um acht Uhr mit einem Bedienten nach Hauſe kam. Ehe beyde die Treppe erreichten, ſo wälzten ſie ſich ſchon röchelnd in ihrem Blute. Der Schuſter nahm nun, was er zu beſitzen wünſchte, entkleidete die Todten' und legte ſie alle in ihr gewöhnliches Bette. Er ſchloß die Thüren hinter ſich zu, und war ſchon um neun Uhr wieder in ſeiner Wohnung, wo er ſich noch weislich mit ſeinem Hausherrn unterredete, und dann bey Nacht die Schätze ſehr künſtlich unter einen alten Balken vergrub. Aufgemuntert durch die gelungene That, immer begieriger nach mehrern, verſuchte er dies in mehrern ihm bekannten Häuſern. Stets lauerte er, nach ſeiner Ausſage an den Thüren, und war ſchon ſo geſchickt; daß er auch im Finſtern

ſtern nie das Herz verfehlte. Schon hatte er auf dieſe Art fünf und fünfzig Perſonen ermordet, ſchon an Gelde und Jubelen über einmal hundert tauſend Zechinen geſammelt, als er zum zweytenmale eingezogen wurde. Nach ſeinem Bekänntniſſe wollte er noch viele Familien ermorden, ſeine unmenſchliche Thaten ſo lange fortſetzen, bis er zweymal hundert tauſend Zechinen geſammelt hätte, dann wollte er in ein anders Land ziehen, und dort wie ein groſſer und reicher Mann leben.

Der Juſtitzverwalter ließ ihn ſogleich wieder nach dem Gefängniß bringen, und eilte mit der gemachten Entdeckung zum Herzog. Früh durchſuchte man nochmals die Wohnung des Schuſters, und ob er gleich den Ort beſchrieben hatte, wo die Schätze liegen ſollten, ſo fande man ſie doch nicht, bis man den Delinquenten ſelbſt hinführte. Bey dieſen Schätzen fand man auch ſein Mordgewehr, nebſt einer Liſte, von denjenigen Perſonen, die er noch zum Opfer beſtimmt hatte. Die alte Gräfin, welche ſo ſehnlich für den Mörder bat, war auch unter ihnen. Schon längſt, bekannte er, hätte er ſie ermordet, wenn er

nicht

nicht gewußt hätte, daß ſie ein Kapital, welches ſie ſchon aufgekündigt hatte, nach Hauſe bekäme, auf dieſes hatte er bis itzt vergebens geharrt.

Die ganze Stadt frohlockte, als ſie gewiß vernahm, daß der Thäter entdeckt ſey. Mit einer Art Enthuſiasmus ſah man dem Tag entgegen, an welchem er für ſo ſchaudervolle Verbrechen büſſen ſollte, aber wie ſehr erſtaunte man, als er bald darauf todt nach dem Richtplatz geſchlept und dort aufs Rad geflochten wurde.

Der Böſewicht war, als ihm ſein ſchreckliches Todesurtheil vorgeleſen wurde, im Anfall der Wuth und Verzweiflung gegen die eiſernen Schranken des Gerichtsſaals gerannt, daß ſein Gehirn ringsherum ſpritzte. Schrecklich war ſeine That! Schrecklich ſein Tod, aber gewiß noch ſchrecklicher die Strafe, die ihn jenſeits erwartete.

Der arme Wenzel.

Wenn ich, zufrieden mit meinem Schickſale, in der ſtillen Mitternachtsſtunde ans Fenſter trete, in das Dunkle der Nacht hineinblicke, nach Gegenſtänden für mein unbeſchäftigtes Auge, für meinen leeren Geiſt forſche, und ſie nirgends finde, ſo blicke ich hinauf in den unendlichen Raum, wo Millionen Sterne in ihrem beſtimmten Laufe wallen. Dann ſtarrt mein Auge, dann erhebt ſich mein Geiſt! Ich denke mir dieſe Sterne als Welten, meine Einbildungskraft bevölkert ſie mit Geſchöpfen aller Gattungen. Ich ſehe ſie leben, weben und arbeiten. Je heller ich mir dies Bild male, je ſtärker und heftiger entwickelt ſich auch in meiner Seele die Frage: Wer war und wo iſt der Urheber dieſer Welten? Dann glüht meine Einbildungskraft, meine Seele ſammelt alle ihre Kräfte, all ihr Vermögen, um ihn mir darzuſtellen den Großen, den Erhabnen, den Unendlichen, den Schöpfer dieſer Wunder! Ich ſehe ihn, wie er, von Tauſend und Tauſenden umgeben, im Glanze einer Maje-

jeſtät, die ich nur ſchwach zu fühlen, gar nicht zu beſchreiben vermag, über alle dieſe Welten dahin ſchwebt, ſie mit einem Winke regiert, mit einem Hauche vernichtet. Ich ſehe ihn als Richter, als Rächer! Ich zittre, ich bebe! Aber bald erblicke ich ihn wieder als den liebreichſten Vater, der ſein Ohr zu dem flehenden Unglücklichen herabneigt, der auf das Sumſen der Müke hört, und dem Winde gebietet, daß er ſie nicht wegweht, der das welke Gräschen, welches nach Hilfe lechzt, mit einem ſanften Regen erquickt! —— O dann! dann! —— Wer je dieſen Gedanken empfand, der wird fühlen, was ich fühlte. Ich denke mich dann als das Meiſterſtück dieſes Unnennbaren, ich ſehe mich, nach ſeinem eignen Ausdrucke, als ſein Ebenbild. Mein Gefühl wird zum Gebete, ich ſtammle, ich danke und preiſe den Menſchen als das herrlichſte, glücklichſte, edelſte Geſchöpf!

Wenn aber Unglück von allen Seiten auf mich losſtürmt, wenn Kummer meine Seele füllt, mein krankes Herz eitert und der gütige Schöpfer mein Flehen nicht zu hören, meine Thränen nicht zu ſehen ſcheint, ſo eile ich ins Freye, um dort Ruhe und

Troſt

Troſt zu ſuchen. Aber auch da finde ich keins von beyden. Ueberall ſehe ich Unglückliche, überall hör ich Geſchöpfe nach Hilfe lechzen. Dort arbeitet der arme Landmann, ſein Geſicht iſt mit Schweiß bedeckt, ſeine magern Ochſen wanken vor dem Pfluge, und er taumelt ihnen nach. Ich wende mein Auge weiter, und ſehe ſeinen Mitbruder frohnen. Entkräftet, elend, ſchon halb verhungert ſinkt er und ſein Vieh zu Boden. Sein Herr, oder vielmehr ſein Tyrann ſchlägt auf beyde los, um ihnen noch den letzten Tropfen Bluts abzuzapfen, und ſeine Jagdhunde damit zu füttern. Ich eile nach der Straſſe, Blinde und Bucklichte wallen vorüber. In ihren Augen leſe ich deutlich die Frage: warum bin ich ſo elend? Warum unglücklicher als alle Geſchöpfe? Mein Auge ſinkt, und ich ſehe den zertretnen Wurm im verdorrten Graſe ſich krümmen, ich blicke nach Hilfe für ihn empor, und der Habicht würgt eben eine Taube, die ihrem Gatten nacheilte. Wie unglücklich, denke ich dann, iſt der Menſch! wie elendalles Erſchaffne!

Verſunken in dieſen Gedanken ſchweife ich weit umher und rufe nach Hilfe für mich und alle dieſe Elenden! Schon beſiegt mich Verzweiflung, denn ich ſuche vergebens nach einer beſſern Ausſicht, aber plötzlich reißt der dunkle Vorhang, ich blicke jenſeits, ich ſehe über das Grab hinüber. Die Himmel öffnen ſich, des Allmächtigen Thron ſteht vor mir. Der Bauer, den ich vorher ſo ſehr bedauerte, trinkt mit vollen Zügen die Herrlichkeit des Ewigen, und weit entfernt von ihm liegt der Wollüſtling, der ihn hier ſo quälte, und erwartet zitternd des Richters Urtheil. — — — Alſo jenſeits, denke ich dann, iſt Hilfe! Jenſeits Belohnung, Vergeltung! Hier nur der Ort, aus welchem wir, wenn wir des Glückes mäßig genüſſen, das Unglück geduldig ertragen, im Drang und Sturme ſtandhaft ſtehen, in eine andere Welt übergehen, wo unſre Thaten uns richten, wo unſre Geduld und Standhaftigkeit belohnt, unſer Ringen nach dem Ziele gekrönt wird. Troſt, inniger, ächter Troſt erquickt, dann mein Herz, labe meine Seele, ich harre geduldig, beſſere Tage erwachen für mich,

und die Ausſicht nach einer beſſern Welt erhält mich in jedem Sturme aufrecht.

Könnte ich doch dieſen mächtigen Troſt in aller Unglücklichen Herzen gieſſen! Könnte ich doch ſtets ein Schutzengel des Verzweifelnden ſeyn, der ſein Auge für dieſen reizenden Bilde verſchließt, ſich in den tiefen Abgrund, der zu ſeinen Füſſen liegt, ſtürzt, und den ſchmalen Pfad nicht ſehen will, der ihm am Rande des Abgrunds in die reizendſten Geſielde führt.

Könnte ich doch endlich auch dieſe einzige, wahre Stütze dem armen Wenzel reichen, deſſen Geſchichte ich itzt erzählen will, die nicht eigentlich hieher gehörte, die aber zu beſchreiben, die Menſchheit von mir fodert. Ueberſchlage ſie nicht, lieber Leſer, du kannſt, mit ſeinem Schickſale vertraut, vielleicht ſein Leben retten, es wenigſtens friſten, kannſt ihn unterſtützen auf dem ſchweren Pfade, auf welchem er zum Ziele wallt, und eines Menſchen Leben zu retten, oder nur Menſchen Elend zu lindern! — — O Gott, dieſer Gedanke muß jedem Gefühlvollen Seligkeit und Wonne ſeyn!

Wie ich neulich über Land reiſte, ſo hielt mein Kutſcher Abends vor einem Wirthshauſe ſtille, deſſen Aeuſſerliches mir ein ſchlechtes Nachtlager verſprach. In der Gaſtſtube fand ich eine Menge Bauern, die in einem Kreis verſammelt ſtunden und laut lachten. Ganz verdrůßlich ſetzte ich mich in die andere leere Ecke, der Wirth ſtattete ſein Bewillkommungskompliment ab, ſprach vom Eſſen und einem beſſern Zimmer. Ich will unterdeſſen hier bleiben, ſagte ich, und der Bauern Gelåchter erſcholl aufs neue. Ich wurde aufmerkſam. Eine ſchöne Tenorſtimme, wie ich ſie ſelten hörte, fieng leiſe und in einer ſchmachtenden Melodie zu ſingen an: Wer ſagt mir denn, wie ich es mache, daß meine Theres mich wieder liebt! Ich trat nåher, man machte mir Platz, und ich ſah' — — O armer Wenzel, ich vermags nicht, dein Elend zu ſchildern, deine Trauergeſtalt zu beſchreiben: Eine den Menſchen nur noch ſchwach gleichende Figur ſaß ſchaudernd im Winkel. Die elenden Lumpen eines blauen Ueberrocks, und ein ſtarker, langer Bart lieſſen mich nicht långer zweifeln, daß dieſe Figur ein Mann ſey. Es lag Schnee, es

war

war Winter und ſeine blöſſen, ſtark aufgeſchwollnen Füſſe bewieſen die Strenge deſſelben. Sein Geſicht war eingefallen und äußerſt hager, aus den tiefen Augenhöhlen blickte nur dann und wann ein ſchwarzes Auge matt hervor, und ſein langes Haar hieng verworren über ſein Haupt herab. Noch ſtarrte ich ihn mitleidsvoll an, als er nach der bekannten Arie: Azor, Azor! wo biſt du geblieben, folgendes herangreifend ſang: Theres! Theres! wo biſt du geblieben? Kaum hatte er dieſe Worte geendigt, ſo ſeufzte er laut: Armer Wenzel! deklamirte heftig mit den Händen und der Bauern Gelächter erſcholl aufs neue. Es iſt ein Narr, ſagte der Wirth zu mir und lachte herzlich mit.

Ich. Aber woher? Wer iſt er? Wie heißt er?

Wirth. Das weis Gott! Er übernachtet hier heute zum drittenmale. Früh geht er zeitlich fort, und Abends kommt er wieder. Ich hätte ihn ſchon längſt zur Thüre hinausgeworfen, aber die Bauern haben immer ihren Spas mit ihm, bleiben länger hier, und trinken ſo einige Maaß Bier mehr. Unſer eins muß alles benutzen,

wenn man den ſchweren Zinns zahlen und nebenbey mit Weib und Kind ehrlich leben will, aber er wird ſie inkommodiren — — Marſch! n'aus!

Ich. Um Gottes willen nicht! Ich will für ihn zahlen! Geb er ihm zu Eſſen. — —

Wirth. Er ißt kein Fleiſch. Der Richter gab ihm geſtern ein Stück Braten, und er warfs gleich dem Hunde vor!

Ich. So geb er ihm was er will, was er eſſen mag!

Ein Bauer. Er ißt nichts als Brod und trinkt nur Waſſer!

Ein andrer Bauer. Ich wollte ihm geſtern ein paar alte Schuhe und einen Küttel geben, der doch zehnmal beſſer als ſein Rock war, aber er nahms nicht an.

Ich. So wäre ihm alſo gar nicht zu helfen?

Wirth. Bewahre Gott! Es iſt ein Erznarr!

Wenzel. (ſingend, im aufgeweckten Tone.) Theres ſitzt auf dem Kanapee und Wenzel auf dem Stroh! Er iſt des Lebens ſatt, ſie iſt des Lebens froh!

Die

Die Bauern lachten, ich trat näher und fragte ihn verſchiedenes, aber er antwortete nicht. Ich ließ ihm eine Semmel reichen, er ſchob ſie von ſich weg, ich gab ihm ſelbſt ein Stück Brod, er aß begierig, und mir ſchiens, als ob ſeine Miene mir dankte.

Eine alte Frau, welche Viktualien nach der Hauptſtadt trug, trat aus der Menge hervor. Herr, ſagte ſie zu mir, der Menſch da muß meines Erachtens etwas Groſſes verbrochen haben, und wird itzt Buße thun. Ich bin heute über eine Stunde mit ihm gegangen. Er geht nicht, wie andere Menſchen, er macht allemal einen Schritt vorwärts und den andern wieder zurück, und geht doch ſo geſchwind, daß ich ihm kaum gleich ſchreiten konnte. Die Pilger, welche nach Jeruſalem gehen, hat mir einmal mein ſeliger Vater erzählt, machen's auch ſo!

Ich wurde immer aufmerkſamer! mit ihm zu reden, ihn zu tröſten war mein einziger Wunſch! Sein Geſang, die Melodie der vorigen Arie ließ mich mit Grund vermuthen, daß er einſt ein beſſeres Schickſal genoß. Ich ſetzte mich neben ihm auf die

Bank, er zog ſeine Lumpen an ſich und ſchmiegte ſich in Winkel.

Ich. Bleiben ſie ruhig ſitzen, lieber Freund!

Wenzel. (mit einem Tone, der meine Seele traf, der mich bis zu Thränen rührte.) O meine Theres!

Ich. Wer iſt denn dieſe Theres?

Wenzel. (ſehr geſchwätzig.) Sie iſt ſchön friſirt, trägt Hauben mit feinen Spitzen, hat Uhren, lange Kleider, und ich — — (Hier brach ſeine Stimme, ſein Blick gleitete an ſeinen Lumpen herab, und blieb auf ſeinen Füſſen, die er für Schmerz hin und her bewegte, haften. Nach einer kleinen Pauſe.) Wer ſagt mir denn, wie ich es mache, daß meine Theres mich wieder liebt!

Ich. Wenn ſie das wünſchen, ſo müſſen ſie ſich anders kleiden, anders betragen! Wie kann, wie wird die ſchöne Theres — —

Wenzel. (Er ſprang auf, trat vor mir, und ſang mir freundlich ins Geſicht.) Theres! Theres! iſt wunderſchön, und wer ſie ſieht, der muß geſtehn, ſie gleiche einem Engel!

Ich wollte eben eine neue Frage an ihn ſtellen, als ein reiſender Jude ins Zimmer

mer trat. Wie dieſen mein armer Wenzel erblickte, ſo ſuchte er ſich zu verſtecken. Er winkte mir, mich zu entfernen, und ich gehorchte gerne, weil ich nicht ohne Grund vermuthete, daß der Jude meine ſehr geſpannte Neugierde beſſer würde befriedigen können.

Wie ich eben auf eine Frage ſann, die ich an den Juden thun wollte, ſo näherte er ſich dem Ofen, und erkannte ſogleich den armen Wenzel.

Jude. Je Wenzel! Was machſt denn du da? Deine Mutter ſucht dich ſchon die ganze Woche in allen benachbarten Dörfern. Gehe nach Hauſe, und erſpare der guten Alten den Kummer.

Wenzel. (mit aufgehobnen Händen.) Ihr nichts ſagen! Mich nicht verrathen.

Jude. Aber was machſt du denn hier? Wo willſt du dann hin?

Wenzel. Nach Nürnberg. Der Graf iſt dort! und Theres iſt auch dort! (ſingend.) Sie zu ſehen, ſie zu finden, eil ich über Berg und Meer!

Jude. Sey vernünftig! Es hat dich wieder einmal jemand zum Beſten gehabt, der Graf iſt ja zu—, und nicht in Nürnberg.

Wenzel. Mir hats geträumt. Ich muß hin wallfahrten, und da bekomme ich meine Theres wieder.

Jude. Sie iſt nicht dort, wenn ich dirs ſchon ſage. Du gehſt morgen früh wieder mit mir nach Hauſe, und von da, wenn du willſt nach —, wo du ſie wirklich finden kannſt.

Noch lange ſuchte der Jude ihn zu bereden, aber Wenzel beſtand auf ſeiner Reiſe nach Nürnberg. Aufgebracht über dieſe halsſtärrige Weigerung verließ er ihn endlich, und ſetzte ſich, ein Glas Bier fordernd, in einen Winkel. Ich geſellte mich zu ihm, erfuhr auch Wenzels zuſammhängende Geſchichte.

Als der Graf D— ſeines Onkels Güter erbte, ſo wählte er ſich das Luſtſchloß E — zu ſeinem Sommerwohnſitze. Er war noch unverheurathet, und flatterte ungefeſſelt von einem Mädchen zum andern. Die Wonne der Liebe kannte er nicht; er ſuchte nur die Befriedigung ſeines Inſtinkts und dieſe fand er bey jeder Buhldirne.

Als ſein Amtmann ſtarb, ſo gab er dieſe Stelle, auf der Wittwe Bitten, ihrem Sohne, der eben das Jus abſolvirt

hat-

hatte, und ſich ſehr nach einer Verſorgung ſehnte, denn er hatte auf der Univerſität ein Mädchen kennen lernen, die er inbrünſtig liebte, und die ihm ihre Hand verſprach, wenn er ſie ehrlich ernähren könnte. Wenzel, ſo hieß der junge Amtmann, kam ſogleich bey dem Grafen um die Erlaubniß, heurathen zu können, ein, und erhielte ſie auch mit der Bedingung, daß die Hochzeit auf dem Luſtſchloße E — gefeyert werden ſollte. Dieſe Bedingung war von Seiten des Grafen ſehr eigennützig, denn er hofte bey dem Feſte der Liebe, wo immer Fremde ſich ſammeln, und junge Mädchen erſcheinen, einen Gegenſtand ſeiner Wünſche, oder, daß ich trocken rede, Befriedigung ſeines Inſtinktes zu finden.

Der Entzückte flog ſogleich nach dem Wohnorte ſeines Mädchens, und führte ſie im Triumphe nach des Grafen Schloße. Guter Junge hätteſt du ſie nie dahin gebracht! Der Graf ſah ſie. Liebe, noch nie gefühlte Liebe ſtürmte in ſeinem Herzen, das nicht lange zu begehren, ſtets zu beſitzen gewohnt war. Am dritten Tage ſuchte der arme Wenzel ſeine Braut vergebens, der Graf hat ſie mit Gewalt nach einem

an-

andern Schloße bringen laſſen. Die Entführte wurde — um mich eines paſſenden Wortſpiels zu bedienen — auch bald verführt. Sie erſchien in der dritten Woche mit dem Grafen wieder auf dem Luſtſchloße E—. Wenzel ſah ſie in den Armen eines andern, und verlohr über dieſen Anblick den Gebrauch ſeiner Vernunft. Er ſucht nun ſtets ſeine verlorne Theres, die er doch alle Tage ſieht, und die er nicht für die Seinige hält. Seine arme Mutter nährt ſich kümmerlich und elend. Die grauſame Theres wirft ihr nicht einmal die Brodſamen zu, die von ihrem Tiſche fallen. Ihr Elend mehrt ſich um ein Groſſes, da ſie ihren Sohn auch noch ernähren muß, dem ſie nichts Neues geben darf, denn er zerreißt es, und kleidet ſich ſtets in alte Lumpen. Oft entlauft er ihr, dann ſucht ſie ihn ängſtlich an allen Teuchen, aber bis itzt war ihre Angſt noch ungegründet. Er eilt alsdann nur dahin, wo ſeine Einbildungskraft ſich ſeine Thereſe denkt, oft bleibt er ein halbes Jahr aus, kommt aber allemal wieder. Itzt iſt er wieder auf einer neuen Wallfahrt begriffen. Mitleidige Seelen, wenn er euch begegnet, ſeinen ſchweren

Pfad

Pfad bey euerem Hauſe vorüberwallt, theilt ihm ungebeten ein Stück Brod mit, und vergeſſet den armen Wenzel nie, von dem ich euch bald mehr erzählen werde.

Gutberg, ein armer Student.

In einem mächtigen Staate mußten die Studenten monatlich ein Schulgeld bezahlen, wer's nicht vermochte, dem verbot man den Zutritt in den Hörſaal. Nur jene Armen, die ein Stipendium genoſſen, waren davon befreyt. Gutberg war ein fleißiger, geſitteter, frommer Jüngling; geehrt, geliebt von jenen, die ſeine Geiſtesgaben, die ſein gutes Herz kannten; verachtet, gehaßt von dem, deſſen Pflicht es war, ſein vielverſprechendes Talent durch Unterſtützung aufzumuntern. Gutbergs Fleiß wirkte auf ſeinen Geiſt, und nichts auf das Herz ſeines Lehrers. Unzufrieden mit dem Verbote für ſich ſelbſt von armen Schülern Geld zu erpreſſen, unterdrückte er kühn des Dürftigen Talent, und ſeine Seele empfand Wolluſt in dem Thränenlaufe vor ſeinem marmornen Herz ſich krümmender armer

Stu-

Studenten. Gutberg verſuchte es ein Stipendium zu erhalten. Sein Bewußtſeyn ſagte es ihm, daß er vor 50 andern gerechten Anſpruch darauf habe, den er mit einem lobenswerthen Zeugniße von ſeinem Lehrer geltend zu machen hofte; aber der fleißige Gutberg erhielt von ihm das Zeugniß der zweyten Klaſſe, die ihn des Stipendiums zwar unfähig, doch nicht unwürdig machte. Er duldete dieſen harten Streich mit Muthe. Vielleicht bin ich der noch nicht, der ich zu ſeyn mir ſchmeichle, dachte er, und harrte ruhig auf günſtigere Zeiten. Er konnte es nicht hindern, daß manche trübe Gedanken ſein Herz quälten. Sein trauriges Schickſal machte ſeinen Muth zwar erſchüttern, aber nicht zerſtören. Er verkaufte entbehrliche Kleidung, und Wäſche, die er von Menſchenfreunden — Vater uud Mutter waren ſchon jenſeits des Grabes — erhalten hatte. So ſetzte er kümmerlich ſein raſtloſes Studiren fort. Er ſuchte itzt zum zweytenmale ein Stipendium zu erhalten, und enmpfieng auch zum zweytenmale nichts. Er wußte, daß Unwürdige an einer Wohlthat Theil nahmen, die der weiſe Monarch nur für

Ar-

Armut und Verdienſte beſtimmte. Andere konnten ſchmeicheln, oder beſtechen, beydes verachtete Gutberg, denn er war des erſten ſo wenig, als des letzten fähig. Nun hatte der arme Jüngling zur Bezahlung des Schulgeldes ſchon Schulden gemacht. Ein Bekannter ſtreckte ihm die Summe von 25 Gulden vor. Gutberg tröſtete ihn, und bat, nur bis nach dem Oſterfeſte zu warten, denn ich erhalte alsdenn ſicher die erſte Klaſſe, rief er entzückt aus, und mit ihr auch ein Stipendium. Ich will dies zu bewirken, alle meine Kräfte aufbieten. Seine gute Freunde riethen ihm, den Lehrer um die erſte Klaſſe zu bitten. Er thats, und weinend flehte er das harte Herz des Lehrers an, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; dies hieß nun freilich eigentlich um die erſte Klaſſe bitten, aber umſonſt. Der gefühlloſe Profeſſor ſchalt ihn einen Lumpenhund, einen Taugenichts, und drohte ihn durch ſeinen Familias die Treppen hinab prügeln zu laſſen, wenn er ſich nicht ſogleich zum Teufel packte. Thränen der Schaam rollten itzt über des Jünglings bekümmerte Wangen; einſt werden ſie zentnerſchwer dein Herz, Unmenſch! belaſten.

Er ſchlich davon. Schon ſtreuete Verzweiflung Samen in ſein Herz, ſchon keimte er, und ein unvermutheter Fall brachte ihn zur Reife. Einſam gieng er eines Tages an des Flußes Ufern ſpazieren. Sein Gläubiger, der ihm die 25 Gulden geliehen hatte, kam ihm entgegen.

Der Gläubiger. Ha! eben gut, daß ich ſie antreffe. Sie ſind ein Betrüger, ein Lügner, ein Prahler! Hier (er hält ihm das gedruckte Klaſſenverzeichniß der Studenten unter die Augen) hier müſſen ſie zur Schande leſen, daß ſie die zweyte Klaſſe haben.

Gutberg. (gelaſſen.) Uebereilen ſie ſich nicht mein Freund! es iſt die Frage, ob ich ſie verdiene?

Der Gläubiger. Das geht mich wenig an. Bey mir iſt itzt die Frage, wie ſie mich bezahlen werden. Die Oſtern ſind vorüber, die ſchönen Ausſichten in die Zukunft, hat der Wind verjagt.

Gutberg. Sorgen ſie nicht. Ich werde noch einen Freund finden, der für mich Zahler ſeyn wird. Wollten ſie nicht die Güte haben, und mir in den nächſten Kaufmannsladen folgen? ich werde ein Billet

an

an meinen guten Freund ſchreiben, ſie werden ſo gut ſeyn, ihm's zu übergeben; es betrift die Bezahlung der 25 fl.

Der Gläubiger ließ ſich durch dieſes Mittel beruhigen, und geſtand Gutbergen offenherzig, daß er willens ſeye, ihn in den Schuldenthurn einſperren zu laſſen, im Fall er nicht zahlen könnte. So kann ein Bischen glänzendes Erz die menſchlichen Herzen verſteinern, um deſſen Verluſt ſie Brüder zu Schlachtopfer des Geizes oder der Härte beſtimmen!

Gutberg kam mit ſeinem Gläubiger, der ihm nun der getreueſte Begleiter von der Welt war, in die Kaufmannsbude; und ſchrieb folgendes Billet:

Freund!

„Dem Ueberbringer dieſes Briefchens bin ich 25 fl. ſchuldig. Ich hätte ohne ſeiner gütigen Aushilfe das Schulgeld nicht bezahlen, folglich mein Studium nicht fortſetzen können. Ich verſicherte ihn, daß ich den ſchuldigen Betrag nach Oſtern entrichten werde, denn ich hofte die erſte Klaſſe, und durch ſie ein Stipendium zu erhalten. Beydes erfolgte nicht. Warum? das weis der Ewige. Mein Gewiſſen macht mir

keine Vorwürfe über Nachläßigkeit im Studiren. Ich war arm, und wurde verachtet. Ich hatte keinen Vater, keine Mutter, die meinen Lehrer zu Gaſte bitten, ihn beſtechen, und mir auf dieſe gewöhnliche Art die erſte Klaſſe verſchaffen konnten. Hätten ſie gelebt, ſie würden ſich nie mit dieſer ſchändlichen Handlung entehrt haben. Jede nur erträgliche Ausſicht in die Zukunft iſt hin — Ich muß zahlen, werde zahlen, und werde mit Gefahr meines Lebens bezahlen. Sie wiſſen, der, welcher einen Menſchen aus dem Waſſer vom Tode rettet, bekömmt nach unſern Landesgeſezen eine Belohnung von 25 Gulden. Wenn ich dies Briefchen werde zu Ende gebracht haben, begebe ich mich mit meinem Gläubiger jenſeits des Flußes in die größere Stadt. Ich ſetze mich mit ihm in einen Nachen, wir kommen in die Mitte des Flußes, ich ſpringe ins rauſchende Waſſer, mein Gläubiger weis die ausgeſetzte Belohnung, er rettet mich — erhält die 25 Gulden; mein Bewußtſeyn ſagt mir, daß er ſie durch mich erhielt, und ich freue mich kein Schuldner mehr zu ſeyn. Das iſt mein Entſchluß,

der ſchon ausgeführt ſeyn wird, wenn ſie das Schreiben erhalten von ihrem

Gutberg.

Er verſiegelte das Blatt, gab es ſeinem Gefährten mit der Bitte, es ſeinem Freunde, wie es die Aufſchrift zeigt, in der gröſſern Stadt zuzuſtellen. Er verließ den Kaufmannsladen. Beſorgniß für ſein Leben, und die Rettung ſeiner Ehre kämpften wechſelweiſe in ſeiner Seele. Sie ſtiegen in den Nachen, bald ſchwankte er in der Mitte des Stromes. Gutberg blickte gen Himmel, traurige Wolken hatten ſeinem Auge den letzten Anblick ſeiner Schönheit verhüllet. Er ſtarrte ſeinen Gläubiger noch eine Minute an, und ſchon wälzten unbarmherzige Wellen den armen Jüngling fort. Der Gedanke von 25 Gulden bemächtigte ſich des geizigen Gläubigers. Rettete er ihn nicht, ſo verlöhr er doppelt. Er ſprang nach, arbeitete ſich gut durch die murmelnde Flutten durch, denn er war ein geübter Schwimmer, aber Gutbergen verlohr er bald aus dem Geſichte. Er hob noch kurz zuvor ſeinen Kopf aus dem Waſſer empor, und ſeine Hand flehte um Hilfe, aber der ſchnelle Zug des Flußes

ſchleu-

ſchleuderte ihn über das ſteinigte Wehr herab, und zerſtückte ſeinen Körper. Der Gläubiger ſah, daß er umſonſt ſein Leben für ihn gewagt habe, fluchte ſeiner fürchterlich, und fluchend erreichte er das Ufer. Er beſtellte itzt Gutbergs Billet an ſeinen Freund, ohne ein Wort von ſeinem Tode zu ſagen.

Gutbergs Freund. Sie ſind alſo der Menſch, dem Gutberg 25 Gulden ſchuldig war; und wiſſen ſie, was er unternahm, um ſich von ihren Foderungen zu befreyen? Leſen ſie dies Blatt. (Ihm entfallen freundſchaftliche Thränen.)

Gläubiger lieſt. Das dank ihm der Henker, ſoll ich für mein baares Geld noch mein Leben in Gefahr ſetzen? Ich danke dem Himmel, daß der Betrüger erſoffen iſt.

G. Freund. Alſo iſt er todt? Unmenſch du! Wie kann deine Seele bey dem Gedanken, daß er für deinen Geiz das Leben wagte, und auch du für deinen Geiz in die Fluten dich warfeſt, nicht zurückbeben! Hier ſind 25 Gulden; entferne dich, und laſſe dein Gewiſſen dich foltern.

Nach

Nach drey Tagen fand man Gutbergs Kopf, Hände mit halb zernagter Bruſt, und einen Fuß am Ufer. Edle Jünglinge, die ihn kannten, die ihn liebten, ſammelten dieſe Stücke, und begruben ſie um Mitternacht unter eine nahe Linde. Sie ſetzten ihm einen Leichenſtein mit der Aufſchrift:

Hier liegt Gutberg, das Opfer
der akademiſchen Ungerechtigkeit.

Sein Profeſſor frohlockte bey der Nachricht von ſeinem Unglücke, und pries die Gerechtigkeit Gottes, die den ſekanten Purſchen ſeinetwegen im Waſſer umkommen ließ.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Max Fellner

Fritz Walker

Fritz Kuhlm

With

5

Bio.

Spiess

K

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spiess, Christian Heinrich,

Biographien der Selbstmörder

Bd.: [1]

Leipzig (1785)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Sm 876
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279965-3
VD18 80030602-001